L. eleg. g. Barrière
553 d
(2

Vor und auf den Bretern.

Schauspieler-Memoiren,

nach

F. Barrière's Bibliothèque des Mémoires

teutsch bearbeitet

von

Ida Frick.

Zweiter Theil.

Goldoni's und Garrick's Memoiren.

Dresden und Leipzig,

Arnoldische Buchhandlung.

1849.

Xio 1847

Inhalt.

Goldoni's Memoiren.

Seite

Erste Abtheilung. Von Goldoni's Geburt bis zu seiner Rückkehr nach Venedig 1

Zweite Abtheilung. Seit Goldoni's Rückkehr nach Venedig bis zu seiner Ankunft in Frankreich . . 120

Dritte Abtheilung. Von Goldoni's Ankunft in Frankreich bis zum Schluß 171

Garrick's Memoiren.

Erstes Capitel. Garrick's Geburt. — Seine frühzeitige Neigung zum Theater. — Seine Rückkehr nach England. — Er associirt sich mit seinem Bruder, einem Weinhändler. — Er entschließt sich, Schauspieler zu werden 226

Zweites Capitel. Garrick's Debut in Ipswich. — Sein Erfolg. — Er kehrt nach London zurück und wird von den Directoren der beiden großen Theater zurückgewiesen. — Er tritt auf dem Goodmansfield-Theater auf, und ganz London drängt sich, ihn zu sehen. — Er geht nach Irland und erwirbt sich in Dublin neue Lorbeeren 230

Drittes Capitel. Garrick's Auftreten in Drury-lane. — Er kritisirt die berühmtesten Schauspieler, indem er ihre Fehler nachahmt 240

Viertes Capitel. Garrick und Macklin. — Garrick im Macbeth. — Vertheidigung dieser Tragödie. —

Seite

Garrick und Quin. — Garrick's Lustspiel: „das heirathsmäßige Mädchen." 245

Fünftes Capitel. Garrick's Verheirathung. — Zara, Uebersetzung von Voltaire's Zaire. — Virginia. — Wie dieses Stück von Garrick dargestellt wurde. — Wirkung eines einzigen von ihm ausgesprochenen Wortes 258

Sechstes Capitel. Garrick läßt Noverre mit einem Balletcorps nach England kommen. — Das Volk erklärt sich gegen die Fremden. — Tumult im Theater. — Alles wird darin zerstört. — Anekdote von Georg II. — Der Lehrling. — Anekdote über dieses Lustspiel . 263

Siebentes Capitel. Die Waise von China. — Zerwürfniß des Verfassers dieses Trauerspiels mit Garrick. — Vermittelung durch Fox und Whitehead. — Erfolg dieses Stückes. — Sheridan kommt nach Drurylane. — Parodie eines Verses aus Graf Essex durch den Doctor Johnson. — Beispiel von Garrick's Ehrgeiz 269

Achtes Capitel. Garrick's Reise auf den Continent und Rückkehr nach London im April 1765. — Der kranke Affe, Fabel von Garrick. — Anekdote von seiner Reise. — Der Herzog von Parma. — Mademoiselle Clairon. — Preville. — Das Shakespeare-Jubiläum 275

Neuntes Capitel. Braganza von Robert Jephson. — Garrick's Rücktritt von der Bühne. — Sein Privatleben. — Sein Verhältniß zu Sheridan. — Sein Tod und Leichenbegängniß 285

Zehntes Capitel. Allgemeine Betrachtungen. — Garrick als Schauspieler und Theaterdirector . . 295

Bayerische Staats-Bibliothek München

Goldoni's Memoiren.

Erste Abtheilung.

Von Goldoni's Geburt bis zu seiner Rückkehr nach Venedig.

Ich bin im Jahre 1707 zu Venedig geboren, und dieß war auch die Geburtsstadt meines Vaters, dessen Familie aber aus Modena stammte. Ich war der Liebling des Hauses; meine Bonne sagte, daß ich viel Geist habe, meine Mutter übernahm die Sorge für meine Erziehung, mein Vater die für mein Vergnügen. Er ließ mir ein Puppentheater bauen, und mit zweien oder dreien seiner Freunde brachte er die Figuren von selbst in Bewegung. In meinem vierten Jahre war dieß ein köstliches Vergnügen für mich.

Im Jahre 1712 war mein Großvater gestorben, ein Mann, der eine sehr ehrenvolle und einträgliche Stellung in Venedig gehabt. Mein Vater hatte nicht die Erziehung bekommen, die er hätte erhalten können;

es fehlte ihm nicht an Geist, aber man hatte es an der nöthigen Sorgfalt für ihn fehlen lassen. Er konnte die Stelle seines Vaters für die Dauer nicht zur Zufriedenheit ausfüllen, ein schlauer Grieche verdrängte ihn. Mein Vater sah sich dadurch in große Verlegenheit gebracht, aber sorglos wie er war, reiste er, um sich von seiner trüben Aussicht in die Zukunft zu zerstreuen, nach Rom.

Meine Mutter blieb nun allein mit der Ueberwachung des Hauswesens betraut, wir beiden Kinder, denn ich hatte einen Bruder, und ihre Schwester waren ihre einzige Gesellschaft. Meinen kleinen Bruder gab sie in Pension und beschäftigte sich nun einzig mit der Sorge für meine Erziehung. Ich war sanft, artig, gehorsam, und da ich mit vier Jahren las und schrieb, so gab man mir einen Lehrer. Schon in frühester Jugend liebte ich Bücher außerordentlich, und meine Lieblingslectüre waren komische Schriftsteller. Ich fand deren genug in der Bibliothek meines Vaters. Unter diesen komischen Schriftstellern, welche ich las und wieder las, wurde bald Ciccognini mein Liebling. Dieser florentinische Schriftsteller, der in der Gelehrtenrepublik so wenig bekannt war, hatte mehre Intriguenstücke geschrieben, welche zwischen einer weinerlichen Pathetik und einer trivialen Komik umherschwankten; man nahm aber viel Interesse an ihnen, denn der

Dichter hatte die Gabe, die Entwickelung zu verzögern und endlich den Zuschauer damit zu überraschen. Ich fühlte mich unendlich zu ihm hingezogen, studierte ihn förmlich, und in meinem achten Jahre hatte ich die Verwegenheit, ein Lustspiel zusammenzukritzeln.

Mein Vater, der nur einige Monate in Rom hatte verweilen wollen, blieb vier Jahre weg und ließ sich dann als ausübender Arzt in Perugia nieder. Bald darauf erhielt er den ersten Versuch der dichterischen Anlagen seines ältesten Sohnes. Dieses Lustspiel, so ungeheuerlich es wahrscheinlich gewesen erfreute ihn unsäglich; er rief mich zu sich, und obgleich dieß ein Dolchstoß für meine Mutter war, so gab sie doch nach längerem Widerstande nach und sandte mich zu ihm. Es bot sich auch eine sehr günstige Gelegenheit, mich dorthin zu bringen. Unser Haus war mit dem des Grafen Rinalducci von Rimini sehr befreundet, der damals mit seiner Frau und Tochter in Venedig lebte. Der Abbé Rinalducci, der Bruder des Grafen, war Benedictiner; er wurde nach Rom gesendet und machte sich anheischig, mich nach Perugia mitzunehmen.

Mein Vater war sehr erfreut, mich zu sehen, und war es noch mehr, mich so wohl aussehend zu finden; er umarmte mich, herzlich lachend, als ich ihm erzählte, daß ich meine Reise zu Pferd gemacht. Ich sah nun die Herrlichkeiten der Stadt, die mein Vater selbst mir

zeigte, wobei auch der Trauring des heiligen Joseph, mit dem er sich Jungfrau Maria vermählt, nicht vergessen wurde.

Ich hatte nun zwar in Venedig den ersten Cursus in der sogenannten unteren Grammatik durchgemacht und hätte meiner Ansicht nach recht füglich in die höheren Classen zum Cursus der oberen Grammatik, der Humaniora und der Rhetorik fortrücken können, aber mein Vater hatte seine guten Gründe, mich wieder von vorn anfangen zu lassen, und er that sehr wohl daran. Weil er übrigens sah, daß ich so gut wie er selbst auf das Comödienspiel brannte, so versammelte er eine Gesellschaft junger Leute um sich. Man stellte einen Saal im Hotel Antinori zu seiner Verfügung, und nachdem er ein kleines Theater dort hatte errichten lassen, spielten wir unter seiner Anleitung Comödie.

In den päpstlichen Staaten darf mit Ausnahme der drei Legationen keine Frau die Bühne betreten. Jung und nicht häßlich, wie ich war, übertrug man mir zuerst eine weibliche Rolle, und zwar die Hauptrolle, und ließ mich den Prolog sprechen. Dieser Prolog war aber ein so seltsames Stück Dichtung, daß ich ihn mein Lebtage nicht aus dem Kopfe bringen werde, und ich kann es mir nicht versagen, meinen Lesern wenigstens eine kleine Probe davon mitzutheilen.

In dem verflossenen Jahrhundert war die italienische Literatur gänzlich in Verfall gerathen, und Prosa und Poesie krankten an einem so hochtrabend schwülstigen Pathos, daß diese Ueberladung, ich weiß nicht, ob mehr die Lachlust oder das Mitleid reizen mußte. Metaphern, Antithesen und Hyperbeln hatten den gesunden Menschenverstand fast gänzlich verdrängt. Dieser entartete Geschmack war aber auch im Jahr 1720 noch nicht völlig ausgerottet, und mein Vater machte ihm ebenfalls die üblichen Zugeständnisse. Mein Prolog begann also folgendermaßen:

„Allgütigster Himmel (damit waren die Zuschauer gemeint), wir sind gekommen, wir armen flatternden Schmetterlinge, in den Strahlen Deiner glänzenden Sonne zu erwarmen und auf den schwachen Fittichen unserer dichterischen Phrasen den Aufschwung zu Deinem strahlenden Lichte zu wagen u. s. w."

Nach diesem allerliebsten Prologe regnete es förmlich Bisquit und Zuckerwerk auf das Theater, und zwar so stark, daß ich beinahe blind davon geworden. Diese Art von Beifallsbezeigungen ist aber im Kirchenstaate die allgemein übliche. Mein erster theatralischer Versuch ward mir indeß durch eine Bemerkung meines Vaters, welche sich später als eine sehr wohl begründete auswies, einigermaßen verbittert. Ohngeachtet er von der richtigen Auffassung meiner Rolle angenehm

überrascht war, that er zu Ende der Vorstellung dennoch den Ausspruch, daß ich nie ein guter Schauspieler werden würde.

Ich übergehe nun die nächste Zeit, wo ich meine Studien so sehr zur Zufriedenheit meiner Lehrer, der Väter Jesuiten, fortsetzte, daß sie mir die Ehre erzeigten, mich für ihren Orden gewinnen zu wollen; aber ich war undankbar genug, diese Auszeichnung abzulehnen. Meine Mutter konnte die Trennung von mir nicht länger ertragen, kam nach Perugia, welkte in Folge des dortigen Klima's dem Grabe entgegen, ohne sich gleichwohl zur Abreise entschließen zu können, und so war es denn mein Vater, der, von den dortigen Aerzten mit scheelen Augen angesehen, nachdem ich meine humanistischen und rhetorischen Studien beendigt, den Entschluß faßte, Perugia zu verlassen und den Sümpfen des adriatischen Meeres wieder näher zu rücken.

Dieser Plan kam auch bald zur Ausführung, und wir langten wohlbehalten in Rimini an. Die Familie des Grafen Rinalducci hatte sich zu unserem Empfange versammelt und gab uns die herzlichsten Beweise ihres freundschaftlichen Wohlwollens. Hier blieb ich nun unter der Aufsicht des Professors Candini, um Philosophie zu studiren, und meine Familie setzte ihren Weg nach Venedig fort. Unter unzähligen Thränen trennte sich meine Mutter von mir.

Statt meiner philosophischen Hefte studirte ich, sobald die Collegien vorüber, Plautus, Terenz, Aristophanes und die Fragmente des Menander. Ich hielt mich fleißiger als bei dem Herrn Professor bei einer Schauspielertruppe auf, die mir zum ersten Male in meinem Leben den pikanten Genuß gewährte, Frauen auf der Bühne zu sehen, denn Rimini gehört zur Legation von Ravenna.

Bei meinen ersten Theaterbesuchen trat ich ganz bescheiden in's Parterre. Als ich aber sah, wie andere junge Leute meines Standes und Alters in den Coulissen geduldet wurden, versuchte ich auch in dieß Allerheiligste zu gelangen, und man wies mich nicht zurück. Ich betrachtete die jungen Schauspielerinnen anfangs nur mit verstohlenen Blicken und war sehr überrascht, zu bemerken, daß sie mich scharf fixirten. Nach und nach ward ich dreister, und die Unterhaltung kam in Gang. Es ergab sich, daß wir alle Venetianer waren, und ich ward nun von Artigkeiten — an denen selbst der Director Theil nahm — fast erdrückt. Man lud mich zum Mittagessen, und ich folgte, meinen verehrungswürdigen Professor Candini im Stich lassend, der Einladung nur zu gern.

Das Engagement der Schauspieler ging zu Ende. Sie waren im Begriff, abzureisen, und ich kann nicht beschreiben, wie wehe diese bevorstehende Trennung mir

that. Der Director erzählte, als wir eines Tages alle beisammen waren, daß er das Fahrzeug, welches die Truppe nach Chiozza bringen sollte, schon gemiethet — und plötzlich fiel mir ein, daß meine Mutter, welche die Reise bis Venedig nicht ausgehalten, in Chiozza hatte bleiben müssen. Sie war auch jetzt noch dort, und als ich mit diesem Geheimniß herausplatzte und mir merken ließ, wie gern ich meine Mutter einmal wiedersehen möchte, bestürmte man mich einstimmig mit Bitten, diese Reise mitzumachen. So viel vergnügte Tage in Aussicht, und ohne den mindesten Aufwand — es war mir unmöglich, zu widerstehen. Ich sagte zu und traf meine Vorkehrungen zur Reise.

Als ich meinen Wirth, den Banquier Battaglini, von meinem Vorhaben in Kenntniß setzte, erfuhr ich heftigen Widerspruch. Auch Graf Rinalducci, den er davon benachrichtigte, widersetzte sich dieser abenteuerlichen Fahrt auf das Entschiedenste. Ich gab also scheinbar nach, sprach von der beabsichtigten Reise gar nicht mehr, steckte an dem bestimmten Tage zwei Hemden und eine Nachtmütze in die Tasche, und so ausgerüstet begab ich mich an den Hafen. Ungehindert und unbemerkt trat ich in das Fahrzeug und versteckte mich im Vorderraum. Dann nahm ich mein Schreibetui aus der Tasche, warf einige Zeilen an Herrn Battaglini auf das Papier, worin ich ihn bat, meine heim-

liche Abreise mit der unwiderstehlichen Sehnsucht nach meiner Mutter entschuldigen zu wollen. Ich ersuchte ihn, meine zurückgelassenen Sachen der redlichen Frau zu schenken, welche mich in meiner Krankheit gepflegt, und mir auch nach meiner Abreise noch ein freundliches Andenken zu bewahren. Diese Abreise war nun freilich ein dummer Streich, aber ich habe deren später noch manche gemacht und werde sie eben so wenig läugnen als diesen.

Kaum hatte ich diese Zeilen zusammengefaltet, so kamen die Schauspieler, lobten meinen Entschluß und sagten mir tausend angenehm in das Ohr fallende Schmeicheleien. — Die Segel schwellten dem Winde entgegen, und mein Herz jauchzte Rimini ein freundliches Lebewohl zu.

Meine Reisegefährten gehörten gerade nicht zur Elite ihres Standes, aber nichts desto weniger bot diese eingeschiffte Truppe doch einen originellen, ganz lustigen Anblick. Zwölf Personen, Schauspieler und Schauspielerinnen, ein Soufleur, ein Maschinenmeister, ein Garderobeaufseher, acht Theaterdiener, vier Kammerfrauen, zwei Ammen, Kinder jeden Alters, Hunde, Katzen, Affen, Papageien, Vögel, Tauben, ein Lamm — kurz die Arche Noah des achtzehnten Jahrhunderts.

Das Fahrzeug war ziemlich geräumig und hatte viele Abtheilungen. Jede unserer Theaterdamen hatte

ihr eigenes, mittels Vorhanges geschlossenes Boudoir. Für mich hatte man neben dem Director ein gutes Bett zurecht gemacht, und wir befanden uns alle ausnehmend wohl.

Als der Reiseinspector zum Frühstück läutete und wir die auf runder Tafel aufgetragenen Delicatessen musterten, gab es Kaffee, Thee, Milch, Braten und Wein. Aber die erste Liebhaberin verlangte Fleischbrühe und gerieth, als dieser Appetit nicht befriedigt werden konnte, in eine unbeschreibliche Wuth. Nur mit der größten Mühe gelang es endlich, die eigensinnige, über alle Beschreibung häßliche Herzenskönigin durch eine Tasse Chocolate zu besänftigen. Das Pharao, welches nun an die Reihe kam, that das Uebrige.

Ich muß, um meine Leser nicht zu ermüden, den weiteren Verlauf dieser interessanten Fahrt überspringen. Am vierten Tage landeten wir in Chiozza, und obgleich ich die Wohnung meiner Mutter nicht kannte, so brauchte ich doch nicht lange zu suchen. Madame Goldoni und ihre Schwester trugen ein Kopfzeug, sie gehörten also zu der Classe der Reichen, und Jedermann berichtete mich.

Ich bat den Director, mich zu begleiten, und er that es. Anfangs blieb ich zwar im Vorzimmer, aber als ich hörte, wie die Sehnsucht meiner Mutter bei Schilderung der meinigen — worauf der Director sich

verstand — sie in Thränen ausbrechen ließ, stürzte ich in das Zimmer und zu ihren Füßen. Freudenbezeigungen und Scheltworte wechselten nun mit einander ab und wiederholten sich, als meine Tante nach Hause kam. Den folgenden Tag steigerten sich die letzteren, als ein Brief von Battaglini erschien, der sich bitterlich über meinen tollen Streich beklagte und die Rücksendung meiner Bücher, Wäsche und Kleider meldete. Aber die Sache war nicht mehr zu ändern, und meine Mutter besann sich jetzt, daß sie eine sehr interessante Stelle in dem letzten Briefe meines Vaters gefunden, die sie mir, als der betreffenden Person, durchaus mittheilen müsse. Sie lautete:

Pavia, den 17. März 1721.

. . . . „Noch etwas unseren Karl Betreffendes muß ich Dir mittheilen. Der Marchese de Goldoni-Vidoni, Senator von Mailand, machte sich anheischig, etwas für meinen ältesten Sohn zu thun und für mich eine Stelle in dem päpstlichen Collegium zu erzielen. Die Universität von Pavia ist aber eben so berühmt, wie die von Padua, und wenn Karl sich gut aufführt, so wird der Marchese gewiß für ihn sorgen und ihm eine Stipendiatenstelle zu verschaffen suchen. Schreibe unserem Sohne nichts von dieser Neuigkeit; ich möchte mir das Vergnügen dieser Ueberraschung gern selbst vorbehalten u. s. w.“

Nach Durchlesung dieses Briefes, der mich zu den angenehmsten Hoffnungen berechtigte, fiel mir die Unklugheit meiner Flucht von Rimini doppelt schwer auf das Herz. Ich fürchtete den Zorn und die Bedenklichkeit meines Vaters, ob er nach einem so üblen Gebrauche meiner Freiheit in einer noch entfernteren Stadt einen wiederholten Mißbrauch derselben werde wagen wollen. Meine Mutter stand in genauer Verbindung mit dem Kanonicus an der Kathedralkirche, dem Abbé Genari. Dieser strenge Diener der Kirche fand in dem Schauspiele etwas der Jugend sehr Gefährliches und brachte es bei meiner Mutter dahin, daß sie dieß Lieblingsvergnügen mir gänzlich untersagte. Ich mußte nun freilich gehorchen und besuchte kein Theater mehr, aber desto fleißiger die Schauspieler, und am fleißigsten die Soubrette, deren Gesang schon während der Ueberfahrt ein ganz unerklärliches Gefühl in mir wach gerufen. Von daher schreibt sich denn auch die Vorliebe, welche ich mein ganzes Leben hindurch für die Soubretten behalten.

Am sechsten Tage nach meiner Ankunft in Chiozza erschien mein Vater. Ich zitterte am ganzen Leibe, und als meine Mutter, die mich anfangs versteckt hatte, sah, daß meine Anwesenheit schon verrathen war, legte sie sich auf's Bitten und wollte mich nicht eher zum Vorschein bringen, als bis der Zorn meines Vaters be-

sänftigt sei. Aber das machte die Sache noch schlimmer, und da ich hinter der Glasthür Alles mit anhörte, so öffnete ich sie und trat auf gut Glück ein.

Es gab nun natürlich eine etwas harte Scene, wobei Mutter und Tante aus dem Zimmer entfernt wurden. Man hatte meinem Vater seines Herrn Sohnes Flucht aus Rimini von der gehässigsten Seite dargestellt, und der Einwand, daß mein Aufenthalt dort nur verlorene Zeit gewesen wäre, schien ihm nicht einleuchten zu wollen. Bald aber gewahrte ich meinen Vortheil, indem ich bemerkte, wie mein Vater nur mit Mühe gegen einen unwiderstehlichen Lachreiz sich wehrte, als ich ihm mein Unbehagen an den Antinomieen und Causalitäten, den Synthesen und Sophismen, an den Negos, Probos, Concedes und dem ganzen ungeheuerlichen Kram der scholastischen Philosophie zu erkennen gab.

„Ach mein Vater!" rief ich jetzt, meinem Herzen und meiner inneren Eingebung mich überlassend, „lassen Sie mich Lebensphilosophie — den Menschen und die Pflichten der Moral studiren. Nächst dem möchte ich gern Experimentalphysik — —"

„Schweige," unterbrach mich mein Vater in viel besänftigterem Tone. „Wie bist Du hieher gekommen?"

„Zur See."

„So, und mit wem?"

„Mit einer Schauspielergesellschaft.“

„Allerliebst, mit Komödianten.“

„Es sind sehr rechtschaffene Leute, mein Vater.“

„Wie heißt der Director?“

„Fiorindo der Maccaroni-Esser.“

„Und die Truppe ist hier?“

„Ja, mein Vater.“

„Nun freilich — hingehen möchte ich doch, um mich zu bedanken.“

„Und ich möchte Sie wol begleiten?“

„Abscheulicher Schlingel!“

„Ich verspreche aufrichtig, mich zu bessern.“

„Nun, für dießmal mag's hingehen, aber wehe Dir — —“

Meine Mutter, die gehorcht hatte, flog herein und meinem Vater an den Hals; wir verbrachten einen fröhlichen Tag.

Mein Vater lebte nun eine Zeit lang als ausübender Arzt in Chiozza, und ihm zu Liebe besiegte ich meinen Ekel und begleitete ihn, als Vorübung meiner ärztlichen Studien, bei seinen Krankenbesuchen. Aber diese Art von Thätigkeit sagte mir im Mindesten nicht zu, und meine früheren Anfälle von tiefsinniger Apathie kehrten mit verdoppelter Gewalt zurück. Meine Freunde, die Schauspieler, waren abgereist, ich hatte keine Zerstreuungen und grub mich immer tiefer in meine Me-

lancholie hinein. Meine Mutter, die bei meinem Anblick vor Angst fast verging, wußte nach langem Schmollen, Klagen und Bitten es endlich doch dahin zu bringen, daß ich Hippokrates Aphorismen mit dem Codex des Justinian vertauschen und zu diesem Zwecke nach Venedig abreisen sollte.

Wie in den verflossenen Tagen vor Herzeleid, so weinte ich nun vor Freude. Meine Mutter begleitete mich, und gegen Mittag kamen wir bei Herrn Bertani, dem Oheim meiner Mutter, an und stellten uns schon am folgenden Tage bei meinem Onkel Indrico, einem der vorzüglichsten Gerichtsprocuratoren der Stadt, vor.

Ich ward nun in die Pflichten und Beschäftigungen meiner neuen Stellung als vierter Schreiber eingewiesen und fühlte mich im Kreise dieser liebevollen Familie sehr glücklich. Selbst meine Arbeiten gewann ich lieb und ahnte damals noch nicht, daß sie mir für meine spätere Laufbahn eben so unnütz sein würden, als die Krankenbesuche in Begleitung meines Vaters.

Meine Geschäfte häuften sich jedoch nicht so übermäßig, daß ich nicht die Merkwürdigkeiten der Stadt und besonders die sieben Theater, deren jedes den Namen des Schutzheiligen des Kirchsprengels führt, hätte beaugenscheinigen sollen. In dem Theater des heiligen Johannes Chrysostomus, dem ersten der Stadt, gab man

die großen Opern, und Metastasio's Dramen entzückten dort das Publicum.

Zu meinem und meines Onkels — der mich sehr gut brauchen zu können versicherte — Leidwesen aber kam ein Brief meines Vaters, der meine Mutter und mich sogleich nach Chiozza berief. Der Marchese de Goldoni hatte meinem Vater Nachricht gegeben, daß die gehoffte Stipendiatenstelle im päpstlichen Collegium erledigt und für mich belegt worden sei.

Nur eben in Chiozza angelangt, mußte ich auch sofort wieder mit meinem Vater in den Reisewagen steigen, und kaum war ich noch recht zur Besinnung gekommen, so stand ich schon mit meinem Vater in Mailand vor dem Marchese und Senator Goldoni. Wir wurden äußerst zuvorkommend aufgenommen, und ich bemerkte, daß mein Gönner vielleicht nicht weniger zufrieden mit mir zu sein schien, als ich es mit ihm war. Was meinem Vater sowohl als mir etwas befremdend vorkam, war die Bedingung, welche das Collegium Ghislieri, mit dem Zunamen des päpstlichen Collegiums, seinen Stipendiaten stellt, nämlich das Vertauschen der weltlichen Kleidung mit dem kleinen Ueberschlag und der Tonsur. Seltsam erschien mir auch der verlangte Beglaubigungsschein, daß ich noch kein Eheversprechen gegeben.

Es war zu Erlangung der nöthigen Papiere an

meine Mutter und den Onkel Indrico geschrieben worden, und nach einem Aufenthalt von vierzehn Tagen reisten wir — ich in meinem halb geistlichen Ornate und mit Empfehlungsbriefen wohl versehen — nach Pavia ab. Wir mietheten uns in einem anständigen bürgerlichen Hause in Kost und Wohnung ein, und ich wurde dem Vorsteher des Collegiums, in welches ich aufgenommen werden sollte, vorgestellt. Nun benutzte ich die Bibliothek des Professors fleißig, ohne deßhalb ausschließlich meine Zeit den juristischen Studien zuzuwenden. Ich hatte eine Sammlung alter und neuer Schauspiele entdeckt, und diese wurde natürlich meine Lieblingslectüre. Ich nahm mir vor, während meines Aufenthaltes in Pavia meine Zeit in das Studium der Gesetze und das der komischen Muse zu theilen, aber nach meinem Eintritt in das Collegium fand sich mehr Gelegenheit zu Zerstreuungen als zu anhaltendem Fleiße.

Ich las nun wiederholt und mit mehr Verstand, aber auch mehr Vergnügen die griechischen und römischen Classiker, und all' mein Dichten und Trachten fand seinen Gipfelpunkt in dem Wunsche, diese Dichterheroen in ihren Plänen, ihrem Style und in der Gediegenheit ihres Ausdrucks nachahmen zu können. Dabei verhehlte ich mir aber nicht, daß ich sehr unzufrieden sein würde, wenn es mir nicht gelingen sollte, meinen Arbeiten mehr Interesse, mehr Charakteristisches,

mehr komisch Eigenthümliches und glücklichere Entwickelungen zu geben.

Wir müssen, sagte ich mir, mit Achtung und Pietät zu den großen Meistern aufblicken, die uns den Weg zu den Wissenschaften und Künsten gebahnt haben, aber jedes Jahrhundert hat seinen ausgeprägten Charakter und seinen herrschenden Geschmack, und jeder Himmelsstrich seine Nationalfärbung. Die griechischen und römischen Dichter kannten die Natur und folgten ihrem Fingerzeig; aber sie haben sie ohne Schleier und ohne Mäßigung zur Schau gestellt.

Aus diesem Grunde eiferten denn auch die Kirchenväter gegen die Schauspieler, und die Päpste thaten sie in den Bann. Anstand und Sitte haben dann Vieles ausgeglichen, und der Bannstrahl ist in Italien wenigstens zurückgenommen worden. Noch weit eher hätte das aber in Frankreich geschehen müssen, und warum es nicht geschah, bleibt mir ein unbegreifliches Räthsel.

Immer mehr in diese Bibliothek mich hineinwühlend, entdeckte ich englische, spanische und französische Schauspiele, aber eigentlich kein italienisches, — hin und wieder zwar ein einzelnes Fragment aus früheren Zeiten, doch keine wirkliche Folge und Sammlung dramatischer Arbeiten, die man gern als italienische hätte bezeichnen mgöen. Wohl entdeckte ich, daß Italien die drama=

tische Kunst am frühesten gekannt, sie aber, ohne daß ich begreifen konnte warum, vernachlässigt und herabgewürdigt hatte. Ich brannte vor Begierde, mein Vaterland auch hierin anderen civilisirten Ländern gleichgestellt zu sehen, und ich nahm mir vor, nach Kräften dazu beizutragen.

Jetzt kamen die nöthigen Papiere von Venedig, und mein Taufzeugniß bewies nun, daß ich noch zwei Jahre zu warten hatte, ehe ich das zur Aufnahme in das Collegium gesetzlich vorgeschriebene Alter erreicht haben würde. Der Himmel weiß, welcher Heilige in der darauf folgenden Nacht ein Wunder an mir verrichtet haben mag; kurz, ich ging mit sechszehn Jahren zu Bett und stand mit achtzehn wieder auf.

Ich erhielt also die Tonsur und ging in Begleitung meines Vaters aus der Kapelle Sr. Eminenz sogleich nach dem Collegium, um mich dort vorzustellen.

Wir Collegiaten hatten eine freundliche Wohnung und gute Kost, genossen die Freiheit, auszugehen und die Universität zu besuchen, und gingen auch übrigens, wohin wir wollten. Das Gesetz verlangte, daß wir immer nur zwei und zwei ausgehen und auch so zurückkehren mußten; aber an der nächsten Straßenecke gingen wir gewöhnlich schon auseinander und trafen dann an einem verabredeten Orte wieder zusammen. Auch war der Pförtner, wenn er ein Geldstück in der Hand fühlte,

nicht eben geschwätzig. Sein Posten war so viel werth wie der des Schweizers bei einem Staatsminister. Unsere Kleidung war die eleganter Abbés, welche Gesellschaften besuchen; wir trugen englische Tücher, französische Seidenzeuge, gestickte Kleider, Spitzen und eine sammetne Stola, die auf der linken Schulter befestigt war, mit dem in Gold und Silber gestickten Wappen der Ghislieri, über welchem die dreifache päpstliche Krone und die Schlüssel des heiligen Petrus prangten. Die Collegiaten von Pavia spielten in der Stadt die Rolle galanter Garnisonoffiziere, die von den Männern verwünscht und von den Frauen, so zu sagen, mit offenen Armen aufgenommen wurden. Nicht nur lernte ich fechten, tanzen, Musik und andere schöne Künste, sondern ich vervollkommnete mich auch in allen Gesellschaft- und Hazardspielen. Mit viel Temperament begabt, vergnügungssüchtig, schwach und sechszehn Jahre alt, wie ich war — war es da ein Wunder, daß ich mich hinreißen und zu vielen Thorheiten verleiten ließ?

In den Ferien, welche vom Juni bis in den October dauerten, besuchte ich das erste und zweite Jahr meine Mutter in Chiozza. Sie hatte die Bekanntschaft einer Nonne aus dem Kloster St. François gemacht, deren Name Marie Elisabeth Bonaldi und die eine Schwester des Advokaten und Notars Bonaldi in Venedig war. Man hatte eine Reliquie des seraphischen

Ordensstifters aus Rom erhalten, und zur Erbauung der Christenheit sollte dieselbe nun mit aller nur erdenklichen Pracht ausgestellt werden. Die Dame Bonaldi beschützte einen jungen Abbé, und meinen geistlichen Ueberschlägen vertrauend, wandte sie so viel Ueberredung an, daß ich ihr nach langem Ablehnen doch endlich versprach, was sie verlangte, nämlich eine Predigt auszuarbeiten, welche ihr Schützling halten sollte. Ich ergriff also diese Gelegenheit, mich in einer Kunst zu versuchen, die mir eben keine Hexerei zu sein schien.

In vierzehn Tagen war ich mit meiner Predigt fertig. Der kleine Abbé lernte sie auswendig und trug sie wirklich mit der Geläufigkeit eines geübten Kanzelredners vor. Sie machte aber auch in der That einen ganz ungewöhnlichen Eindruck auf die andächtigen Zuhörer, diese meine Predigt, denn man zerfloß fast in Thränen, und des Seufzens und Schluchzens ward so viel, daß der Redner ungeduldig wurde und mit Händen und Füßen um sich schlug. Das aber steigerte den frommen Enthusiasmus nur noch mehr, und das arme kleine Männchen kam aus aller Fassung. Still! rief er endlich von der Kanzel herab, und jetzt hörte man keinen Athemzug mehr.

Es war bekannt geworden, daß ich diese erschütternde Predigt abgefaßt hatte, und nun regnete es alle nur mögliche Lobeserhebungen und Prophezeihungen

einer großen Zukunft auf mich herab. Ich hatte es mir natürlich angelegen sein lassen, den Nonnen viel Angenehmes zu sagen und ihre Tugenden hervorzuheben, ohne daß ich nöthig gehabt hätte, von ihrer Bigotterie — wovon sie auch wirklich, wie ich wußte, sehr entfernt waren — zu reden. Das trug mir denn ein prächtiges Geschenk von Spitzen, Stickereien und Zuckerwerk ein.

Die Ferienzeit ging zu Ende, und ich trat meine Rückreise an. Der Marchese de Goldoni, dem ich bei der Durchreise meine Aufwartung machte, nahm mich freundlich auf und versicherte mich seines dauernden Wohlwollens. Ich glaubte mich dem Glück im Schooße und ahnte nicht, daß ich am Rande des Verderbens stand.

In Mailand hatte ich den Tod meines Collegienpräfectes erfahren, und mein erster Gang nach meiner Ankunft in Pavia war zu dem mir schon bekannten Abbé Scarabelli, seinem Nachfolger. Er stand in genauer Verbindung mit dem Marchese de Goldoni und empfing mich daher äußerst zuvorkommend.

In den nächsten Tagen wollte ich einige Besuche in mir lieb gewordenen Familien machen. Ich ziehe die Thürklingel — denn in Italien giebt es keine Portiers — es wird geöffnet, und nun heißt es: die Frau vom Hause ist krank, und Mademoiselle empfängt Niemanden.

Ich bedauere recht sehr und lasse mich empfehlen.

Ich gehe an eine andere Thüre, der Diener kommt, und auf meine Frage, ob ich den Damen meine Aufwartung machen könne, erfahre ich, daß das ganze Haus auf dem Lande sei. Nun hatte ich aber ganz deutlich die Hauben der Damen am Fenster gesehen, und ich konnte nicht begreifen, was diese Abweisung, die sich auch an einem dritten Orte wiederholte, bedeuten solle.

Aergerlich und verstimmt über diese unverdiente Beleidigung ging ich nach Hause, erzählte den gehabten Verdruß und erhielt nun die Lösung des Räthsels. Die Bürger von Pavia waren, wie schon gesagt, geschworene Feinde der Schüler, und während der letzten Ferien hatten sie eine Verschwörung gegen uns angesponnen. Sie hatten in ihren Zusammenkünften beschlossen, daß kein Mädchen, welches einen Schüler, und wenn auch nur in Gegenwart ihrer Verwandten, bei sich sehen würde, Hoffnung auf eine Verheirathung mit einem Bürger der Stadt haben solle. Einige und vierzig Unterschriften in so kurzer Zeit beglaubigten den Ernst dieses Vertrages. Man hatte dieses Schreiben von Haus zu Haus gehen lassen, und Mütter und Töchter waren in nicht geringen Schreck über diesen grausamen Beschluß gerathen. Wir waren von nun an freilich

gefährliche und um jeden Preis zu fliehende Leute in den Augen der Damen.

Es wurde mir aber jetzt von meinen vier falschen Freunden, gegen die ich mich beklagt, so lange mit beißendem Spott zugesetzt, bis ich auf den unklugen Racheplan, mit welchem sie in mich drangen, wirklich einging. Ich sollte nämlich durch eine aristophanische Komödie meinem Aerger Luft machen und das ganze Collegium an den prüden Damen rächen. Aber ich fühlte bald, daß meine Kräfte dazu nicht ausreichen würden, und fertigte eine Atellana, eine Art unförmlichen Lustspiels bei den Römern, das nach meinem antiken Vorbilde nichts als Satire und stachelige Witzelei enthielt. Der Titel meiner Atellana war: der Koloß. Um die kolossale Statüe der Schönheit in allen ihren Verhältnissen als ein vollkommenes Ganze hinzustellen, lieh ich ihr die Augen dieser bekannten Stadtschönheit, den kußlichen Mund jener, den üppigen Busen noch einer anderen u. s. w. Kein Theil des Körpers war vergessen. Aber die Künstler und Liebhaber, welche ich dann vor mein Kunstwerk führte, sprachen etwas derb und fanden Fehler allenthalben.

Diese Satire war für so manche brave und achtbare Familie allerdings sehr verletzend, und überdieß war ich noch so unglücklich, durch einige beißende Einfälle und Züge jener vis comica, wozu mein Naturell

bei wenig Klugheit sich neigte — sie interessant zu machen.

Die Atellana — von meinen falschen Freunden in Kaffeehäusern und an anderen öffentlichen Orten verbreitet — ward die Neuigkeit des Tages. Die bei der Sache Unbetheiligten lachten über den Witz und tadelten den Verfasser; aber ein Dutzend Familien schrieen Rache und trachteten mir nach dem Leben. Glücklicherweise befand ich mich in Haft. Mehre meiner Kameraden wurden beschimpft, und das ganze Collegium blieb Tag und Nacht belagert. Man hatte an den Präfecten geschrieben, der so schnell als möglich zurückkam und einen Versuch machte, mich zu retten. Er schrieb an den Senator Goldoni und dieser an den Commandanten von Pavia. Man wendete sich an den Erzbischof, durch welchen ich die Tonsur erhalten, und an den Marquis de Ghislieri, der mich ernannt hatte, aber alle angewandte Mühe meiner Gönner blieb fruchtlos, die Gerechtigkeit verlangte ihr Opfer. Wäre das Privilegium des Collegiums nicht gewesen, so würde man sich meiner bemächtigt und Gott weiß was mit mir gemacht haben. Als der Sturm sich einigermaßen gelegt, kündigte man mir meine Ausweisung an und nöthigte mich abzureisen.

Ich schweige von dem Gemüthszustand, in welchem ich mich befand, er grenzte an Verzweiflung. Lange

konnte ich mich nicht entschließen, zu meinen Aeltern nach Chiozza zurückzukehren, und machte allerlei abenteuerliche Pläne für die nächste Zukunft, ohne doch in meiner Zerknirschung den Muth zur Ausführung zu haben. Ein Mönch, der mir unter dem Vorwand einer Armensteuer als Buße für mein strafbares Beginnen den letzten Heller abgenommen, und den sein Weg über Chiozza führte, versöhnte mich mit meinem Vater. Letzterer reiste mit mir nach Udine, wo ich die dortige Universität besuchte. Er blieb um mich und prakticirte als Arzt. Bald überließ ich mich wieder meinem Hange zum Vergnügen, ward von einem schlauen Kammerzöfchen Wochen lang genasführt, um einen ziemlich kostspieligen Schmuck geprellt, wozu ich das Geld erst geliehen, und machte zur Abwechselung aus sechsunddreißig Fastenpredigten eben so viel Sonette, die ich drucken ließ und den Udiner Stadtverordneten — den einzigen, welche es damals in Italien gab, — zueignete. Dann suchte ich wieder Abenteuer und entging einigen raffinirten Fallen, welche man mir gestellt, durch eine schnelle Abreise, und dem Briefe eines Freundes meines Vaters zufolge saß ich, nach einer kurzen Rast in Chiozza, bald wieder in dem Postwagen, der mich zu Vollendung meiner Studien nach Modena bringen sollte.

Mein Vetter Zavarisi, an den ich bei meiner An=

kunft zuerst mich wandte, freute sich, daß der Zufall in ein so frommes Haus mich geführt, als das, wo ich Wohnung genommen, eines war. Er stellte mich dann dem Rector der Universität und einem berühmten Rechtsgelehrten vor, bei dem ich mich in der Praxis üben sollte, und der mir auch sogleich Arbeit gab. Hier lernte ich einen Neffen des berühmten Muratori und durch diesen seinen Oheim selbst kennen. Dieses Universalgenie, der Stolz seines Volkes und seines Jahrhunderts, wurde, wie ich überzeugt bin, nur darum nicht Cardinal, weil er in seinen Schriften ein zu eifriger Vertreter der Interessen des Hauses Este war.

Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt fesselte mich besonders der herzogliche Palast und die darin aufgestellte Gemäldesammlung, welche später von August III., König von Polen, um den Preis von 100,000 Zechinen angekauft und nach Dresden entführt worden ist.

Ich gefiel mir überhaupt in den ersten Tagen meines dortigen Aufenthaltes außerordentlich in Modena und versprach mir ein vergnügtes Leben. Aber ein entsetzliches Schauspiel, eine so empörende als gräßliche Ceremonie religiöser Gerechtigkeit, wovon ich Zeuge war, wirkte dergestalt beunruhigend auf meine Nerven, daß ich lange in einem Zustande, der an Geisteszerrüttung grenzte, umher ging.

Auf einem offenen Platze hatte man ein fünf Fuß hohes Bretergerüst erbaut, das von einer dichten Menschenmenge umdrängt und auf dem ein Mann zu sehen war, der barhäuptig und mit gebundenen Händen zwischen zwei Geistlichen stand. Der eine hatte ein Buch in der Hand, während der andere unaufhörlich mit Fragen in den Büßenden drang und seine Schmähungen und Vorwürfe nach jeder Antwort des moralisch Gepeinigten steigerte, denn die Antworten waren den geistlichen Herren zu stolz. Dazu die jubelnde, händeklatschende, jauchzende Menge um das Gerüst her, das für die bürgerliche Ehre des Büßenden zum Schaffot wurde — dazu noch die Leidensgestalt des Mannes, in dessen edlen Zügen die wildeste Verzweiflung sich malte, eines Mannes, der mir persönlich bekannt und ein sehr aufgeklärter, denkender Gelehrter, ein in ganz Italien geschätzter, allgemein bekannter Dichter *) war — ich konnte das entsetzliche Schauspiel nicht länger mit ansehen, eilte nach Hause, schloß mich ein und stellte eine strenge Selbstprüfung mit mir an. Die Erinnerung an eine Kranke in Chiozza, an ein Abenteuer mit einer Limonienhändlerin und alles Vergnügen der Vergangenheit brannte mir jetzt wie Feuer auf der Seele.

*) Der Abbé F.... B.... B....

Bastia, mein frommer Wirth, störte mich in meiner Zerknirschung durch die Einladung, den Rosenkranz mit seiner Familie zu beten. Ich that es mit mehr Inbrunst als je in meinem Leben und fühlte mich etwas beruhigter.

Beim Abendessen kam natürlich die Rede auf den unglücklichen Abbé V.... Ich erfuhr, daß eine Frau ihn angeklagt hatte, ihr Ohr auf dem Communionwege mit unzüchtigen Reden beleidigt zu haben, und darauf hatte der beklagenswerthe Mann die ehrenschänderische Strafe, aber nur als Vorbuße, erdulden müssen. Mein Wirth war von jener religiösen Ceremonie aufrichtig erbaut. Er erzählte mir, daß der Hartnäckige endlich erweicht und gedemüthigt, und daß sein strafbarer Hochmuth überwunden worden sei. Man habe ihn gezwungen, mit lauter Stimme seine Verbrechen zu bekennen und die Widerrufungsformel, welche man ihm vorgelegt, nachzusprechen. Dann sei er zu sechsjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden.

Ich konnte den schrecklichen Eindruck dieser öffentlichen Bußübung nicht wieder los werden und ward ascetisch fromm. Bastia hatte in alle Messen und Betstunden und zu allen frommen Uebungen einen treuen Begleiter an mir, sonst aber verkehrte ich mit keinem Menschen. Er benutzte den Geist, welcher über mich gekommen schien, durch phantastische Erzählungen ähn=

licher Bekehrungen meinen frommen Eifer noch zu nähren, und es gelang. Ich schrieb an meinen Vater, theilte ihm in einem überspannten Briefe meinen Entschluß mit, in den Kapuzinerorden zu treten, und bat um seine Einwilligung und seinen Segen.

Mein Vater war klug genug, meinem Vorhaben nicht entgegen zu sein. Er schien mit meiner vorgeblichen Inspiration sehr zufrieden, lobte meinen Entschluß und bat mich, gleich nach Empfang dieses Briefes zu ihm zu kommen, damit er das Weitere mit mir besprechen könne.

Ich reiste nun in einem Zustande überfrommer Zerknirschung ab, ward von meinen Aeltern in Chiozza mit der größten Zärtlichkeit empfangen und belobt, und bald darauf reiste ich in Begleitung meines Vaters nach Venedig ab, um mich dem Guardian der Kapuziner vorzustellen.

Die überwachende Klugheit meines Vaters wußte es aber in Venedig zu veranstalten, daß ich von unseren Verwandten und Freunden in Zerstreuungen umher getrieben und, ohne daß ich es ahnte, durch eine wohlersonnene List in das Schauspiel geführt wurde. Dieß bewirkte meine Heilung. Ich athmete wieder freier, und die Vernunft kehrte zurück. Noch immer konnte ich nicht ohne schmerzliches Mitgefühl und Schauder an den Märtyrer auf dem Schaffot denken,

aber ich erkannte doch, daß es nicht nöthig sei, sich in ein Kloster zu vergraben, um jenem Schicksale zu entgehen.

Bald darauf reisten wir wieder nach Chiozza zurück, und meine Mutter, die fromm, aber nicht frömmelnd war, zeigte sich sehr erfreut, mich wieder in meiner gewöhnlichen Stimmung zu sehen. Mein Bruder, der die militärische Laufbahn eingeschlagen, war bei seinem Regiment, und ich also für jetzt ein Gegenstand ungetheilter mütterlicher Zärtlichkeit.

Was aber nun aus mir werden sollte, schien schwer zu bestimmen. Mein Vater war zwar verdrießlich, daß ich bis zu meinem einundzwanzigsten Jahre fast nur ein Spielball des Schicksals gewesen, aber der Muth, diesem Mißgeschick entgegenzutreten, verließ ihn so wenig als mich. Die Republik Venedig sendet einen Nobile als Gouverneur nach Chiozza, der den Titel Podesta führt. Dieser hat einen Kanzler für Criminalsachen bei sich, welchem ein Gehülfe beigegeben ist, den man Coadjutor nennt. Diese Stellen sind, je nach dem Orte, mehr oder weniger einträglich, angenehm aber sind sie immer, da man an der Tafel des Gouverneurs beköstigt wird und in der vornehmsten und elegantesten Gesellschaft lebt.

Der Gouverneur war ein Gönner meines Vaters, und dieser stand überdieß in genauer Verbindung mit

dem Kanzler; er kannte auch den Coadjutor genau. Kurz, ich wurde zum Adjunct des letzteren ernannt, der nicht eben gern arbeitete, was mich in um so größere Uebung brachte. Meine Stellung mit Zubehör von Bällen und Festen aller Art war sehr angenehm und ward es um so mehr, als der Kanzler mir bald durch die schwierigsten Aufträge zu erkennen gab, daß er mit meinen Arbeiten zufrieden sei.

Nur mit wenigen Worten muß ich noch einmal der Nonne Bonaldi im Franciskanerkloster gedenken, die mir für meine früher fabricirte Predigt einen seltsamen Gegendienst leistete. Sie begünstigte ein inniges, aber unschuldiges Liebesverhältniß mit einer jungen Kostgängerin des Klosters, machte mir Hoffnung auf ihren Besitz und ließ mir am Sprachgitter völlig freie Hand. Meine Fenster stießen aber genau auf den grauen Klosterthurm, durch dessen länglich viereckige Luftlöcher ein künstlicher Telegraph vom Kloster nach mir herüber spielte. Die geheimnißvollen Zeichen und Figuren benachrichtigten mich eines Tages, daß meine Geliebte mit ihrem Vormunde verlobt sei, und mehr todt als lebendig stürzte ich in das Sprachzimmer des Klosters.

„Danken Sie mir," rief die Dame Bonaldi mir entgegen, „daß ich Ihnen Ihre Braut gerettet."

Ich konnte vor Verwunderung und Aerger kein Wort hervorbringen.

„Hätten Sie Fräulein N. jetzt heirathen können?"

„Nein," mußte ich beschämt gestehen.

„So werden Sie es mir hoffentlich Dank wissen, daß ich Ihnen die Qual der Eifersucht erspart habe, Ihre Geliebte an der Seite eines jungen Mannes zu wissen. Sie heirathet einen alten kranken Gecken, den die junge Gattin bald genug unter die Erde bringen wird, und ich führe Ihnen dann die schöne reiche Wittwe zu, die von einer Frau nur den Namen hat, und bewahre sie Ihnen bis dahin."

Ich ersparte mir den Dank und stürzte wie sinnlos aus dem Kloster. Weder die Nonne noch ihre Kostgängerin habe ich seit jenem Tage wieder gesehen.

Die sechszehn Monate, welche der Podesta in der Residenz hatte verweilen wollen, waren abgelaufen. Unser Kanzler wurde jetzt in Feltre verwendet und machte mir den Antrag, ihm als wirklicher Coadjutor nach Feltre zu folgen. Sehr erfreut sagte ich zu.

Feltre oder Feltri ist eine Provinz der Republik Venedig, die, dreißig Meilen von der Hauptstadt entfernt, bergig, steil und den ganzen Winter dergestalt in Schnee vergraben liegt, daß man den Eingang in die Häuser durch die Fenster nehmen muß. Aber die Stadt hat einen Bischofssitz und vielen Adel.

Kaum war ich in dieser Residenz des Schnee's und Eises angekommen, als ich die überraschend an-

genehme Nachricht erhielt, es sei eine Schauspieler=truppe in der Stadt, welche der vorige Gouverneur habe kommen lassen, und die darauf rechne, bei der Ankunft des neuen noch einige Vorstellungen geben zu dürfen.

Der Director dieser Gesellschaft war Karl Vero=nese, derselbe, welcher dreißig Jahre später nach Paris kam, um die Rollen des Pantalon in der italienischen Komödie zu spielen, und seine beiden Töchter, die schöne Coraline und die liebliche Kamilla, mitbrachte.

Die Gesellschaft war nicht schlecht. Der Director spielte seines gläsernen Auges ungeachtet die ersten Liebhaber, und ich fand hier zu meiner größten Freude meinen Fiorindo, den Maccaroni=Esser aus Rimini, wie=der, der nun freilich gealtert und zu den Königen im Trauerspiel und den alten Vätern im Lustspiel herab=gekommen war.

Ich dachte in der nächsten Zeit aber wirklich mehr an meine Arbeiten als an das Vergnügen. Zuweilen ließ sich jedoch Beides mit einander vereinigen, wie das mit einer Expedition der Fall war, die mir in der Umgegend übertragen wurde, wobei es sich um münd=liche Schlichtung eines Streites, der mit Feuergewehr geführt worden, und um Aufnahme eines Protokolls über diese Sache handelte. Der Ort war fünf Meilen von der Stadt entlegen, und der Weg dahin zog sich durch

reizende Ebenen hin. Einige meiner Freunde begleiteten mich mit ihren Angehörigen, und so waren wir denn eine Gesellschaft von sechs Männern, sechs jungen Damen und vier Dienern, sämmtlich zu Pferde. Wir wendeten zwölf Tage an diese Lustpartie, welche eines der angenehmsten Geschäfte meines Lebens gewesen ist. Die Nächte hindurch tanzten wir, lachten, scherzten und aßen mit den fröhlichen Landleuten Polenta. Auch das Herz ging bei dieser amüsanten Partie nicht leer aus, denn ich fand Gelegenheit, meiner angebeteten Angelica meine Liebe zu gestehen. Leider mußte sie aber die Anstrengung dieser Lustreise mit einem vierzigtägigen Fieber büßen.

Bald darauf kam eine andere Art von gemeinschaftlichem Vergnügen unter uns zum Vorschlag. In dem Gouvernements-Palaste befand sich ein Schauspielsaal, und mir zu Liebe sollte Theater gespielt, folglich auch die Wahl der Stücke und die Vertheilung der Rollen mir überlassen werden.

Ich dankte meinen Freunden aufrichtig, nahm ihren Vorschlag an, und mit Bewilligung Sr. Excellenz und des Kanzlers übernahm ich die Leitung dieses Vergnügens.

Gern hätte ich mit dem komischen Genre unsere Vorstellungen eröffnet, aber von Harlequinaden war ich eben kein Freund, und gute Lustspiele gab es nicht;

ich zog also das Trauerspiel vor. Da man um jene Zeit auf allen Bühnen Metastasio's Opern, oft sogar ohne Musik, gab, so arbeitete auch ich die Arien in Recitative um. Ich that mein Möglichstes, dem Style dieses anmuthigen Dichters so viel nur möglich mich zu nähern, und wählte die Dido und den Siroë zu unseren ersten Vorstellungen. Dann vertheilte ich die Rollen mit möglichster Rücksichtnahme auf die Persönlichkeit meiner Schauspieler. Für mich selbst behielt ich die kleinsten und unbedeutenden Rollen, denn ich kannte meine Schwächen recht wohl, und wußte, daß ich im Tragischen ein ganz erbärmlicher Schauspieler war.

Ich hatte aber auch selbst noch zwei kleine Stücke geschrieben, und in diesen spielte ich die Charakterrollen. Das eine hieß: „der gute Vater" und das andere: „die Sängerin." Man fand beide nicht übel und mein Spiel für einen Dilettanten leidlich genug. Das letztere Stück sah ich einige Zeit darauf in Venedig. Ein junger Advocat hatte sich das Manuscript zu verschaffen gewußt und gab die Arbeit für die seinige aus. Von dem Lobe, welches ihm gezollt wurde, immer dreister gemacht, ließ er es sogar unter seinem Namen drucken, und dadurch wurde sein Plagiat entdeckt.

Meine schöne, aber auch nur schöne Angelica war aber um keinen Preis zu bewegen, an unseren

theatralischen Vorstellungen Theil zu nehmen. Sie war schüchtern und dergestalt von ihrer Liebe zu mir hingenommen, daß jede Vorstellung, der sie beiwohnte, eine wahre Hölle von Eifersucht für sie war. Ueberdieß fing sie seit ihrer letzten Krankheit schon zu altern an, und meine Heirathsgedanken verwandelten sich allmälig in ruhige Ueberlegung. Als ich Feltre verließ, war keine Rede mehr davon.

Mein Vater, der nie lange an einem Orte ausdauern konnte, — eine Eigenthümlichkeit, die er auf mich vererbt, — hatte seinen Wohnort abermals verändert. Nach seiner Rückkehr von Modena, wohin Familienangelegenheiten ihn gerufen, ging er nach Ferrara. Dort erhielt er einen sehr vortheilhaften Antrag, in Folge dessen er sich gegen feste Besoldung in Bagnacavollo niederließ.

Ich brauchte jetzt Zerstreuung und folgte also der Einladung meines Vaters, ihn in Bagnacavollo zu besuchen, um so lieber. Sobald ich Urlaub erhielt, reiste ich ab.

Auf dem Boote, welches mich von Venedig nach Ferrara bringen sollte, befand sich eine zahlreiche, aber nicht eben gewählte Gesellschaft. Ein bleicher, magerer junger Mann mit langem, schwarzem Haar, hohler Stimme und abstoßender Physiognomie machte sich äußerst unangenehm. Er forderte Jedermann auf, mit

ihm zu spielen, aber Niemand ging auf das Anerbieten ein. Endlich blieb ich an seiner Angel hängen, und wir wollten ein kleines Pharao zu Zweien spielen, was indeß der Inhaber des Fahrzeuges nicht erlaubte. Wir spielten also ein Kinderspiel, Cala carte, wo es darauf ankommt, am Ende der Taille die meisten Karten und die meisten Piqueblätter zu haben, von denen jedes eine Marke gilt. Ich hatte aber stets die wenigsten Karten und nie ein Piqueblatt in der Hand und ward, da wir die Marke zu zehn Groschen spielten, in kurzer Zeit um zwei Zechinen ärmer.

In Ferrara fühlte ich das Bedürfniß, ungestört zu sein, und aß in dem Gasthofe, wo ich abgestiegen, allein auf meinem Zimmer. Kaum aber fühlte ich mich ein wenig behaglich, da erschien mein Spieler. Er habe mich besuchen wollen, meinte er, um mir die schuldige Revanche anzubieten, die ich aber ablehnte. Nun machte er sich über mich lustig, brachte ein Spiel Karten und eine Handvoll Zechinen aus der Tasche und schlug mir ein kleines Pharao vor. Ich weigerte mich standhaft.

„Nun gut, mein Herr," sagte der Schurke, „so halten Sie selbst Bank, ich will pointiren. Ich mag als ehrlicher Mann mir nicht nachsagen lassen, daß ich Ihnen oder Sie mir die schuldige Revanche verweigert."

Ich war noch lange nicht erfahren genug, um die Tartufferie dieses scheinbar so ehrlichen Vorschlags zu durchschauen, und fiel dem Gauner abermals in die Hände. Als ich meine zehn Zechinen den seinigen entgegengesetzt, mische ich und lasse abheben. Mein Spieler besetzt zwei Karten, ich gewinne sie und freue mich wie ein Kind. Ich mische wieder und lasse abheben; der Ehrenmann verdoppelt seinen Satz, er gewinnt und macht Paroli. Dieses Paroli entscheidet über die Bank, ich kann mich nicht weigern, es zu halten. Ich halte es und gewinne. Der Kerl fängt an zu fluchen wie ein Postknecht, nimmt die Karten, zählt — und findet sie ungleich. „Falsche Taille!" schreit er und behauptet, er habe gewonnen. Er will sich meines Geldes bemächtigen, ich vertheidige es, er zieht eine Pistole aus der Tasche. Ich weiche zurück, meine Zechinen sind in den Händen des Gauners. Auf mein Geschrei stürzt der Hausknecht herein, der mit dem Ehrenmann in Einverständniß sein mochte, und kündigt uns an, daß wir der schweren Strafe der Hazardspieler verfallen seien. Nun muß auch der Halunke noch bestochen werden, damit er nur nicht die Thür schließt und die Wache holt. Ich gab ihm eine Zechine, nahm Postpferde und reiste kochend vor Wuth auf der Stelle ab.

Bei meiner Ankunft in Bagnacavollo fand ich

meinen Vater schwer erkrankt. Sein sehnlichster Wunsch war gewesen, mich noch einmal zu sehen, und als er ihn erreicht, als wir einander in den Armen lagen, ahnten wir nicht, daß diese Freude des Wiedersehens nur das Vorspiel einer baldigen Trennung für das Leben sei. Nach vierzehn Tagen starb er.

Nun war ich meiner Mutter einzige Stütze, und sie sowohl als alle unsere Verwandten in Venedig drangen so lange mit Bitten in mich, bis ich, meine Abneigung besiegend, ihrem Wunsche nachgab und als Advocat mich in Venedig niederzulassen versprach.

Am liebsten wäre ich freilich der lieblichen Thalia n ihren Tempel gefolgt.

Es gab nun mancherlei Hindernisse zu besiegen, bis ich zur Doctor-Disputation zugelassen wurde, aber obgleich ich einen etwas ungewöhnlichen Weg einschlug, so lief doch Alles gut ab, und man krönte mich mit dem Doctorhute. Ich hatte meine Wohnung in dem Advocatenviertel bezogen — denn man muß wissen, daß in Venedig den Advocaten ein eigener Bezirk, wo sie wenigstens ihr Arbeitslocal haben, gesetzlich angewiesen ist — und Mutter und Tante nahm ich zu mir. Nun legte ich das Advocatenkleid an, welches auch zugleich die Tracht der Patricier ist, hüllte meinen Kopf in die ungeheuere Perrücke und erwartete mit

Ungeduld den Tag meiner Vorstellung im Gerichtshofe.

Diese Vorstellung ist mit mannichfachem Ceremoniel verknüpft. Der Eintretende muß zwei Assistenten haben, die in Venedig Gerichtspathen heißen. Man wählt da gewöhnlich ein Paar ältere Advocaten, die dem jungen Aspiranten gewogen sind, und so wählte auch ich zwei meiner Nachbarn, die mir wohlwollten.

Während ich also inmitten meiner Pathen im großen Hofe des Gerichtspalastes hin- und herging, mich angaffen und Witze über mich machen ließ, baute ich im Stillen einige Luftschlösser, um meine Befürchtungen für die nächste Zukunft niederzuschlagen und mich über die abgeschnittene Canzleicarriere nothgedrungen zu trösten. Da kommt eine Frau auf mich zu, die, ungefähr eine Dreißigerin, mit ihrem weißen Teint, ihrem üppigen Körperbau, ihrem trotzigen Stumpfnäschen und ihren schelmischen Aeuglein gar nicht übel anzusehen ist. Ihr Anzug ist der einer Frau aus den niederen Ständen, die durch Ueberladung an Schmuck ihre Wohlhabenheit zeigen will. Sie begrüßt mich, stattet mir ohne Weiteres ihren Glückwunsch zu meinem Eintritt in den Gerichtshof ab und bemerkt dabei, daß meine Frisur durch die vielen Bücklinge, welche sie mich habe machen sehen, einer Löwenmähne ähnlicher sehe

als einer Perrücke. Bei dieser Gelegenheit nennt sie meinen Namen und erzählt mir, daß sie mich von früher her kenne, als ich noch bei meinem Onkel Indrico gewesen, denn sie kenne vom Dogen bis zum untersten Copisten alle Welt in Venedig.

„Sind Sie verheirathet?" frage ich dreist.

„Nein," ist die Antwort.

„Also Wittwe?"

„Nein, nein."

„So darf ich wol nicht weiter fragen?"

„Klug gesprochen."

„Haben Sie eine Anstellung?"

„Warum nicht gar."

„Dennoch aber — Sie scheinen mir zu der Klasse der ehrbaren Frauen zu gehören."

„Das wollte ich meinen."

„So leben Sie also von Ihren Renten?"

„Keineswegs."

„Wo aber nehmen Sie dann die Mittel her, äußerlich so anständig zu erscheinen?"

„Ich bin eine Tochter des Gerichtshofes, der unterhält mich."

„Das ist ein sonderbarer Vater."

„Der meinige war hier angestellt."

„So, und in welcher Charge?"

„Er horchte an den Thüren und trug Denen, die

ein günstiges Urtheil oder sonstige Gnadenbezeigungen erwarteten, die guten Nachrichten zu und kam mit seinen flinken Beinen immer zuerst. Meine Mutter war auch mit hier, so wie ich jetzt, und besorgte für ein gutes Stück Geld allerhand Aufträge. Ich bin in diesen vergoldeten Sälen geboren, und wie Sie sehen, hat dieß Gold auch Einiges für mich abgeworfen."

„Nun, und Sie sind in die Fußstapfen Ihrer Mutter getreten?"

„Nein, mein Herr, ich habe meinen eigenen Weg verfolgt."

„Und welchen?"

„Ich bin Proceßbittstellerin."

„Was Tausend! Das ist ja ein ganz neuer Titel?"

„O ich bin hier bekannt wie ein Pudelhündchen. Jedermann weiß, daß alle Advocaten und Procuratoren meine Freunde sind, und der größte Theil der Processirenden wendet sich um einen Rechtsanwalt an mich. Meine Clienten sind aber gewöhnlich nicht eben reich, und ich wende mich daher an junge, noch unbeschäftigte Advocaten, die vor Allem nur Arbeit suchen, um bekannt zu werden. Wie Sie mich da vor sich sehen, habe ich schon das Glück von mindestens einem Dutzend unserer berühmtesten Advocaten gemacht. Nur Muth,

mein Herr! Sobald Sie wollen, mache ich auch das Ihre."

„Ei nun, mein Fräulein," entgegnete ich lächelnd, „ich bin es zufrieden. Haben Sie jetzt vielleicht gerade ein gutes Geschäft?"

„O mehr denn eines, und ganz vortreffliche. Wollen Sie eine Wittwe, die im Verdacht steht, das Vermögen ihres verstorbenen Mannes unterschlagen zu haben? — Oder eine, die einen Heirathscontract in Giltigkeit bringen will, der erst nach der Hochzeit aufgesetzt worden? — Dann habe ich auch Scheidungsklagen, Klagen auf Ausstattung, Schuldklagen aller Art — kurz Sie dürfen nur wählen."

„Ich habe Sie ausreden lassen, meine Beßte," unterbrach ich jetzt die Tochter des Gerichtshofes, „und will Ihnen nun meinen Bescheid geben. Ich bin jung, stehe am Anfange meiner Laufbahn und suche Gelegenheit, mich zu beschäftigen und bekannt zu werden. Aber so ungeheuer ist meine Arbeitslust denn doch nicht, um nach Processen der Art, wie Sie sie in Bereitschaft haben, mich zu drängen."

„Diese Prüderie gilt doch nur meinen armen Clienten," lachte das Dämchen, „und so will ich Ihnen denn gestehen, daß meine beiden Wittwen reich sind, daß sie gut und sogar im Voraus bezahlen, wenn Sie es wünschen."

Ich fertigte jetzt die Schwätzerin mit kurzen, ent-

schiedenen Worten ab und sagte ihr, sie rede mit einem ehrlichen Manne.

Da nahm sie mich plötzlich bei der Hand und sprach in gänzlich verändertem, ernsthaftem Tone: „Recht so, mein Herr, auf diesem Wege fahren Sie fort.“

„Sie wechseln die Rolle,“ rief ich lachend.

„Ich spielte nur vorhin eine,“ entgegnete sie ernst. „Diese Unterredung beruht auf einem Geheimniß, das ich nicht verrathen darf. Erinnern Sie sich ihrer, aber sprechen Sie gegen Niemand davon. Leben Sie wohl, mein Herr, und bleiben Sie der, welcher Sie jetzt sind, so wird es Ihnen stets wohl gehen.“

Sie war verschwunden, noch ehe ich mich von meinem Erstaunen erholen konnte. Später erfuhr ich, daß diese Person eine Spionin gewesen, die gekommen war, mich auszuforschen. Wer sie aber an mich abgeschickt, habe ich nie erfahren.

Es fehlte mir nun freilich an juristischer Beschäftigung, denn die Consultationen, welche in Venedig mit der Uhr in der Hand gehalten und die Viertelstunde mit einer Zechine bezahlt werden, blieben bei mir als jungem Anfänger gänzlich aus, und so versuchte ich mich denn einmal in der lyrischen Tragödie. Das neue Stück hieß Amalasonte; meine Freunde, die eben keine Kenner waren, schienen damit zufrieden,

und so war ich es auch. In Italien kann man aber freilich nur mit der Oper hundert Zechinen auf einem Brete verdienen.

Doch zu etwas Anderem. Meine Mutter war ziemlich genau mit zwei Schwestern einer Frau St.... und eines Fräulein Mar.... bekannt, die beide zwar in einem Hause, aber jede für sich lebten. Ich ward beiden Damen vorgestellt und bemerkte, wie die unverheirathete Dame, welche im ersten Stocke wohnte, zugleich die Reichere sein müsse, denn sie gab Gesellschaften und empfing mehr Besuche als ihre Schwester.

Fräulein Mar.... war nicht mehr jung, aber sie hatte ihren vierzig Jahren zum Trotz noch Ueberreste früherer Schönheit. Sie zeigte einen blendend weißen Teint, viel natürliche Farbe und Frische, große geistvolle und lebendige Augen, einen reizenden Mund und eine regelmäßige Körperfülle. Nur die allzusehr gebogene Adlernase verunzierte ihr Gesicht ein wenig. Bei ihrem Vermögen und unbescholtenen Rufe hatte es ihr natürlich an Bewerbern nicht gefehlt, aber zu meinem Glück oder Unglück war es mir vorbehalten, der Erste zu sein, der ihr Herz rühren sollte. Eigentlich waren wir schon einig, als wir immer noch nicht wagten, uns gegen einander zu erklären, denn die Dame spielte die Spröde, und ich fürchtete einen Korb. Ich entdeckte mich also meiner Mutter und erhielt mit Ver-

gnügen die Zusage ihrer Vermittelung. Sie ging aber sehr langsam damit zu Werke und war der Meinung, ich solle erst in meiner Advocatenlaufbahn einigermaßen festen Fuß fassen.

Während dessen brachte ich meine Abende fast ohne Ausnahme bei Fräulein Mar.... zu. Ihre Schwester kam gewöhnlich mit ihren beiden Töchtern, die auch schon mannbar waren, herunter, und wir spielten dann immer eine Partie. Die ältere dieser beiden Mädchen war häßlich wie die Nacht und übelgestaltet; die jüngere hatte ein Affengesicht, aber doch ein Paar schelmische schwarze Augen und eine gewisse Grazie und Naivetät, die sehr anziehend waren. Ihre Tante mochte sie nicht besonders leiden, denn sie hatte schon hin und wieder ihre kleinen Herzensangelegenheiten durchkreuzt und that auch jetzt, was sie konnte, um mich zu erobern. Ich jedoch amüsirte mich mit der Nichte, ohne deßhalb der Tante untreu zu werden.

So war einige Zeit zwischen diesen kleinen Intriguen verstrichen, als eines schönen Morgens Se. Excellenz Herr von *** bei Fräulein Mar.... sich einführen ließ. Er machte ihr den Hof, und sie ging in die Falle. Beide liebten einander nicht, aber die Dame wollte einen Titel, und die Excellenz brauchte Geld. Von meinem Siegesposten verdrängt, gereizt und rachеglühend, wie ich war, machte ich der verhaßten

Nebenbuhlerin meiner Ungetreuen so feurig den Hof, daß ich, ohne selbst zu wissen, wie mir geschah, ernstlich in sie verliebt wurde, und nach zwei Monaten hatte mein Affengesichtchen einen in aller Form Rechtens ausgestellten Heirathscontract in Händen. Freilich war ich von Mutter und Tochter förmlich in Beschlag genommen, vielleicht auch durch einige für mich sehr vortheilhafte Punkte des Contractes gewonnen worden. Ich sollte die Jahresrente meiner Braut, den werthvollen Diamantenschmuck ihrer Mutter und von einem Freunde des Hauses — dessen Namen man mir verschwieg — ein kleines Capital ausgezahlt bekommen.

Dessenungeachtet brachte ich meine Abende immer noch wie bisher bei Fräulein Mar.... zu, aber die Eifersucht schärfte ihre Augen. Sie bemerkte meine immer rückhaltloser an den Tag gelegten Aufmerksamkeiten gegen ihre Nichte und wußte, daß ich immer erst aus der zweiten Etage zu ihr herab kam. Nun wollte sie aus Aerger über uns alle drei ihre Verbindung mit dem adeligen Herrn, den sie in ihrem Netz zu haben glaubte, beschleunigen und machte ihm durch die dritte Hand Avancen. Wie groß war aber ihr Erstaunen und ihre Demüthigung, als sie die Antwort erhielt, daß Se. Excellenz die eine Hälfte ihres Vermögens sogleich und die andere nach ihrem Tode contractlich zugesichert verlange. Außer sich vor Zorn

und Entrüstung brach sie die Unterhandlung sofort ab und wäre beinah vor Aerger gestorben.

Die Dienstleute, welche das Geheimniß an den Thüren erlauscht hatten, trugen es zu der ältesten Schwester hinauf, und diese Nachricht versetzte Mutter und Tochter in nicht geringe Schadenfreude. Fräulein Mar.... hoffte mich nun zu sich zurückzuführen, und als ich statt dessen immer zärtlicher gegen ihre Nichte wurde, trafen mich aus ihren großen blitzenden Augen wahre Dolchstiche der grimmigsten Eifersucht. Aber noch immer glaubte sie nicht, daß ich mit ihrer Nichte förmlich verlobt sei, bis ein boshafter Streich von meiner Seite ihr das vollste Licht gab.

Ich hatte ein von mir gefertigtes Gedicht auf meine Braut von einem talentvollen Componisten in Musik setzen lassen und meine Vorkehrungen so getroffen, daß eines Abends gegen neun Uhr, während wir im Salon der Tante wie gewöhnlich beim Spiel saßen, das bestellte Ständchen unter unseren Fenstern auf dem Canal sich hören ließ. Die beiden Nebenbuhlerinnen sprangen auf und eilten an das Fenster. Als die rauschende Ouverture vorüber, erhob Agnes, die beliebteste Ständchensängerin jener Zeit, ihre bezaubernde Stimme und machte aus meinem einfachen Liede einen wahren Sphärengesang. Auch wurde es seit jenem Abende allenthalben in Venedig gesungen;

es verschaffte mir eine Art Namen und trug mir viel schöne Redensarten ein.

Aber meine Damen waren beide in nicht geringer Unruhe. Jede glaubte diese Galanterie auf sich beziehen, aber doch zugleich auch vor der anderen als einer Nebenbuhlerin zittern zu müssen. Ich lehnte jeden Dank ab, wollte von dem Ständchen nicht das Mindeste wissen und ließ die Tante selbst dann noch in Ungewißheit, nachdem ich der Nichte leise in das Ohr geflüstert, daß das Lied ihr zu Ehren gedichtet und componirt sei.

Den folgenden Abend, als ich, wie gewöhnlich, meinen Besuch bei den Damen machte, konnte ich einem Zwiegespräch mit Fräulein Mar...., die mich abfing, als ich eben in die zweite Etage steigen wollte, nicht entgehen. Ich mußte ihr in ihr Zimmer folgen, und nun begann das Verhör. „Sie haben uns einen vortrefflichen Ohrenschmaus bereitet," sagte sie mit vor Leidenschaft bebender Stimme, „aber es sind mehre Frauen in diesem Hause, und die, welcher Ihre Artigkeit gegolten hat, möchte Ihnen doch gern danken. Ich weiß aber nicht, ob ich ein Recht zu diesem Dank habe, denn —"

„Mein Fräulein," — unterbrach ich sie rasch — „das Ständchen ist nicht auf meine Veranlassung aufgeführt worden."

„Spielen Sie doch nicht Komödie!“ rief sie stolz und fast drohend. „Ich verlange eine bestimmte Antwort auf meine Frage, ob Sie für mich oder eine Andere dieser Mühe sich unterzogen haben, und gestehe Ihnen unumwunden, daß diese Erklärung ernsthaft und über unsere Zukunft entscheidend ausfallen wird. Mehr sage ich jetzt nicht.“

„Angenommen also, daß ich der Urheber des Ständchens wäre, wie hätte ich dann wagen dürfen, es Ihnen darzubringen?“

„Und warum nicht?“

„Weil Ihre Pläne für die Zukunft weit über den bescheidenen Horizont meiner bürgerlichen Stellung hinausreichen. Man muß ein vornehmer Herr sein, um Ihrer Beachtung sich erfreuen zu können.“

„Es ist gut,“ sagte sie aufstehend, „ich habe Sie verstanden. Ich wünsche, daß Sie Ihre Wahl nie bereuen mögen, aber jetzt verlassen Sie mich.“

Nun war der Krieg zwischen uns offen erklärt. Fräulein Mar.... knüpfte eine frühere Verbindung mit dem Sohne einer achtbaren Familie, die ihr gegenüber wohnte, wieder an. Sie kaufte ihm — da die Familie des jungen Mannes ohne Titel, aber mit mehren venetianischen Adelsfamilien verwandt war — eine sehr ehrenvolle Stelle im Palast, und in sechs Tagen war die Heirath vollzogen.

Herr Z., der junge Ehemann, hatte eine Schwester, die sich in demselben Monate mit einem reichen Edelmanne verheirathete, und meine Braut und ich wir sollten das dritte Paar in diesem jungen Ehestands-kleeblatt abgeben. Wir waren aber im Verhältniß zu diesen beiden Paaren nur Bettler, die aus falschem Ehrgefühl reich scheinen und sich zu Grunde richten mußten. Ich gerieth von Tag zu Tage in immer größere Verlegenheit und sah rathlos der Zukunft entgegen.

Meine Mutter, die von dem Vorgefallenen durchaus keine Kenntniß erhalten, wunderte sich nicht wenig, als ihr eines Tages die Vermählungskarte des Fräulein Mar.... zuging. Ich konnte nun aus dem Geschehenen kein Hehl mehr machen, und um meinen dummen Streich nach Möglichkeit zu bemänteln, sprach ich von den glänzenden Aussichten, welche der Heirathscontract meiner Braut mir zusichere, und von den vierzig Jahren der jetzigen Frau Z. Damit beruhigte sich meine Mutter.

Wer sich in Venedig verheirathen und alle Formalitäten und närrischen Gebräuche, wie sie nirgend so wie dort an der Tagesordnung sind, beobachten will, muß starke Geduld und noch stärkere Kasse haben.

Die erste Feierlichkeit, die Unterzeichnung des Con-

tractes im Beisein von Verwandten und Freunden, hatten wir vermieden, indem wir unseren Contract in aller Stille unterzeichnet.

Die zweite Förmlichkeit ist die Ueberreichung des Ringes. Dieser sogenannte Ring ist aber kein eigentlicher Ring, sondern ein ungefaßter Diamant, den der Verlobte seiner Braut schenken muß. Verwandte und Freunde werden zu dieser Festlichkeit geladen, bei welcher Gelegenheit der höchste Luxus unter den Gästen sowohl, als besonders von Seiten der Verlobten ein Gesetz des Uebereinkommens ist. In Venedig giebt es aber keine Gesellschaft ohne die kostspieligsten Erfrischungen, und so lächerlich auch unsere Heirath war, sie sollte doch von sich reden machen. Da half also kein Sträuben, wir mußten, da wir A gesagt, nun auch B sagen.

Die dritte Feierlichkeit ist die Ueberreichung der Perlen, welche einige Tage vor der priesterlichen Einsegnung stattfindet. Die Mutter oder nächste Verwandte des Bräutigams überreicht der Braut ein Halsband von feinen Perlen, welches dann die Neuvermählte gewöhnlich bis zum Jahrestage ihrer Verheirathung trägt. Wenig Familien besitzen ein solches Perlenhalsband eigenthümlich, und das gewöhnliche Auskunftmittel ist, eins zu leihen. Die Miethe für diesen Schmuck, den keine Braut oder junge Frau ent-

behren mag, ist natürlich außerordentlich hoch. An diese Perlenüberreichung reihen sich dann die üblichen Bälle und Festlichkeiten, Toilettengeschenke und Aufwand aller Art.

Als es nun zu diesen letzten Vorbereitungen zu unserer Hochzeit kam, ließ ich meine künftige Schwiegermutter um eine Unterredung bitten. Sie ward mir bewilligt, und die contractlichen Bedingungen kamen jetzt zwischen uns zur Sprache. Ich verlangte, daß sie mir den Tag vor Ueberreichung der Perlen eine Nachweisung über die Renten ihrer Tochter, so wie den versprochenen Diamantenschmuck und entweder das ganze oder doch wenigstens einen Theil jenes Capitals ausliefern sollte, welches der unbekannte Gönner meiner Verlobten versprochen.

Nun höre man, welche Auskunft ich erhielt. Die Leibrente meiner Braut bestand in einer von jenen lebenslänglichen Pensionen, welche die Republik einer bestimmten Anzahl von Mädchen ausgesetzt hat. Aber jede dieser Aspirantinnen muß warten, bis sie an die Reihe kommt, und Fräulein St..... hatte noch vier vor sich. Sie konnte also recht gut sterben, ehe sie die Rente bezog.

Mit den Diamanten, welche Frau St. ihrer Tochter versprochen, war es ebenfalls eine unsichere Sache. Die Mutter, welche noch ziemlich jung war, wollte den

Schmuck ihrer Tochter erst nach ihrem Tode vererben, und der unbekannte Herr, welcher das Capital zahlen sollte, befand sich auf Reisen, und seine Rückkehr war unbestimmt.

Da hatte ich denn eine ganz allerliebste Aussicht vor mir. Meine juristische Expedition brachte mir wenig oder nichts ein; wovon ich also einen so splendiden Haushalt, wie die Familie meiner Verlobten ihn beanspruchte, bestreiten sollte, war gar nicht abzusehen, da ich jetzt schon bedeutende Schulden gemacht hatte und mit einem Worte am Rande des Abgrundes stand. Vernunft und Liebe hatten einen harten Kampf mit einander zu bestehen, aber die erstere trug endlich doch den Sieg davon. Ich entdeckte mich meiner Mutter, die, in Thränen ausbrechend, doch darin mit mir übereinstimmte, daß ich einen entscheidenden Schritt wagen müsse, um meinem gänzlichen Ruin entgegenzuarbeiten. Sie machte sich verbindlich, von ihrem Vermögen meine Schulden in Venedig zu bezahlen, wogegen ich ihr meine Gelder, welche ich von Modena bezog, zu ihrem Unterhalte überließ. Dann beschloß ich auszuwandern.

In dem günstigsten Augenblicke nach einem glücklichen Debüt im Gerichtshofe, wo ich, umringt von meinen Collegen und berauscht von ihren Glückwünschen und Achtungsbezeigungen in Folge eines gewon-

nenen, höchst schwierigen Processes, am Beginn einer vielleicht glänzenden Laufbahn stand — mußte ich Vaterland, Verwandte, Freunde, meine Geliebte und meine Aussichten in die Zukunft aufgeben und Alles verlassen, was meinem Herzen das Theuerste war.

Als aber einmal der erste Schritt gethan, als ich von Venedig abgereist und in Padua gelandet war, da hatte ich — Dank meinem leichten Sinne! — außer meiner Mutter alles Uebrige vergessen, und die Freude über meine wiedererlangte Freiheit tröstete mich über den Verlust meiner Geliebten.

Bei meiner Abreise von Venedig schrieb ich an die Mutter des verlassenen Mädchens. Ich brachte die ganze fatale Nothwendigkeit des Schrittes, der mir jetzt unvermeidlich scheine, auf ihre Rechnung, erklärte jedoch, daß ich zurückzukehren bereit sei, sowie jene drei contractlich mir zugesicherten Bedingungen erfüllt werden könnten.

Ein Trauerspieldichter — und wenn zu Corneille und Racine das dritte Blatt sich fände — würde in Italien von seinem Talent vielleicht einigen Ruhm, aber keinen Gewinn ernten. Ich hatte also das Trauerspiel Amalasonte in eine Oper umgeschaffen und wollte damit mein Heil versuchen. In Bergamo — wo das Glück insofern mir wohlwollte, als ich dort den ehemaligen Podesta von Chiozza, Se. Excellenz

Bonfadini, als Gouverneur fand — verweilte ich vierzehn Tage. Ich wohnte während dieser Zeit bei Sr. Excellenz, fand mich in der vornehmsten und angenehmsten Gesellschaft und ward als Herausgeber eines kritischen Almanachs, womit ich in Venedig mich nebenbei beschäftigt, freundlich und zuvorkommend aufgenommen. Dieß angenehme Leben hatte aber, wie Alles in der Welt, auch seine Schattenseite. Die Damen hatten mir viel Geld im Spiele abgewonnen, und meine Kasse war an und für sich schon dürftig genug. Ich mußte mich also wohl oder übel dem Gouverneur entdecken und sein freundliches Anerbieten eines Darlehns wenigstens für zehn Zechinen annehmen.

So kam ich denn nach Mailand, dem alten Lehnbesitz der spanischen Herrschaft, wo ich nach altkastilischer Sitte mit Mantel und Kragen hätte erscheinen müssen, wenn die satirische Muse mich nicht aus meinem eigentlichen Stande verdrängt hätte. Ich wollte jetzt durchaus den Lorbeer des Kothurns mir erringen und dachte nichts weniger als daran, daß ich nur im niederen Soccus meine Bühnentriumphe feiern würde.

Ich gab meine Empfehlungsbriefe bei dem venetianischen Gesandten ab, ward freundlich aufgenommen und ging eines Freitags — wo in ganz Italien kein Theater ist — zu Signora Grossatesta, der ersten Balletttänzerin der mailändischen Oper. Sie war eine

Landsmännin von mir und empfing mich äußerst zuvorkommend. Ich bat sie und ihren Mann, den Balletmeister der Oper, den Directoren der Schauspiele mich vorzustellen, und Beide freuten sich, mir nützlich werden zu können.

Nach und nach versammelte sich die Gesellschaft. Caffariello, der erste Tenor, den ich ebenfalls schon kannte, kam, begrüßte mich im Ton eines Alexander und nahm seinen Platz neben der Frau vom Hause. Endlich kam auch Graf Prata, einer und zwar der kenntnißreichste der Directoren der Schauspiele. Signora Grossatesta stellt mich ihm vor und sagt ihm zugleich von meiner Oper. Er verspricht sie der Direction zur Aufführung vorzuschlagen, möchte aber doch erst etwas davon hören. Man macht mir nun den Vorschlag, sie vorzulesen, und bringt, als ich vergnügt einwillige, ein kleines Tischchen und Lichter herbei. Mein Auditorium nimmt um mich her Platz, und ich lese den Titel: Amalasonte. Caffariello singt das Wort, findet es lächerlich und viel zu lang. Alle Welt — mich ausgenommen — lacht. Die Frau vom Hause blickt mißbilligend auf den Sopransänger, er schweigt. Nun lese ich die Personennamen; es sind ihrer neun. Da quickt ein alter Castrat, der nur noch im Chore singt, mit seinem dünnen Stimmchen zu mir herüber: zwei bis drei Personen zu viel! Entrüstet stehe ich auf und will meine Vorlesung abbrechen. Der Graf

aber heißt den Unverschämten — der lange kein Caffariello war — schweigen und sagt in beruhigendem Tone zu mir: Es ist freilich wahr, mein Herr, daß man gewöhnlich in jedem Drama nur sechs, höchstens sieben Personen verbraucht; aber wenn die Arbeit sonst dankenswerth ist, so wendet man gern zwei Schauspieler mehr als gewöhnlich daran. Haben Sie die Gefälligkeit und fahren Sie zu lesen fort.

Ich fange also wieder zu lesen an: Erster Act, erste Scene. Clodesile und Harpagon.

Da unterbricht mich Caffariello wieder mit der Frage, wie der erste Discantist in meiner Oper heiße.

„Das ist ja eben Clodesile," antworte ich.

„Wie?" ruft er, „Sie lassen die Scene durch den ersten Schauspieler eröffnen? — lassen ihn auftreten, während die Zuschauer noch kommen, sich setzen und allerlei Lärmen machen? — Ich bedanke mich ganz verbindlichst für diese Rolle."

„Wir wollen aber doch sehen, ob die Scene interessant ist," sagt Graf Prata, und ich fange, meine Ungeduld bezwingend, abermals zu lesen an.

Da trat eines von jenen erbärmlichen Halbgeschöpfen, welche die Tonkunst entwürdigen, an das Piano und probirte eine seiner Rollen.

Es war zu viel. Ich hörte die Entschuldigungen der Frau vom Hause nicht und folgte dem Grafen auf

seine Bitte in ein entlegenes Cabinet. Hier setzten wir uns, und als der Graf über die Unbill, welche ich erfahren, mich zu trösten versucht, bat er mich, ihm jetzt mein Drama vorzulesen. Ich dankte ihm aufrichtig für diese zuvorkommende Gefälligkeit und las nun mein Stück in einem Athem vom ersten bis zum letzten Verse. Er hörte mir aufmerksam und geduldig zu, dann sagte er: „Sie haben Aristoteles und Horaz fleißig studirt und Ihr Stück nach allen Regeln des Trauerspiels geschrieben. Dabei aber haben Sie vergessen, daß das musikalische Drama ein sehr mangelhaftes Kunstproduct und eine Dichtung ist, welche Zugeständnisse verlangt, die — es ist wahr — mit dem gesunden Menschenverstande nicht selten in Conflict gerathen, aber doch nichtsdestoweniger gemacht werden müssen. Wenn Sie in Frankreich wären, so könnten Sie wohl allenfalls nach der Gunst des Publicums ringen; hier aber muß man sich den Schauspielern und Schauspielerinnen angenehm zu machen und den Componisten zufrieden zu stellen suchen. Nebenbei fragt man auch noch den Decorationsmaler um Rath und beachtet die scenischen Principien genau, sonst bringt man keine Oper auf die Bühne oder macht wenigstens kein Glück damit. Die drei Hauptpersonen müssen durchaus fünf Arien, und zwar zwei im ersten, zwei im zweiten und eine im dritten Acte zu singen

haben, und um keinen Preis dürfen Sie der zweiten Schauspielerin und dem zweiten Sopran mehr als drei geben. Die übrigen Sänger und Sängerinnen müssen sich dann mit einer, höchstens zwei Arien begnügen. Dann hat der Dichter noch vor Allem darauf zu achten, daß der Componist die gehörigen Schattirungen in seiner Musik anbringen kann, und ganz besonders muß er sich hüten, zwei leidenschaftliche Arien auf einander folgen zu lassen, oder in Vertheilung der Bravourarien, der halben Charakterarien, der Menuetten, der Rondeaux und der Gesangspartieen, welche die Handlung begleiten, ein unrichtiges System einzuhalten. Diese brillanten Partieen müssen überhaupt für die Sänger zweiten Ranges ein Schaugericht bleiben, denn ihnen ist es nun einmal nicht erlaubt, vom Publicum bemerkt zu werden."

Ich dankte dem Grafen und eilte mehr todt als lebendig nach Hause. Andere und ähnliche Urtheile, die schon während meiner Reise in Brescia und Vicenza über mein Stück gefällt worden und denen ich damals keinen Glauben geschenkt, fielen mir ein. Beim Scheine des flackernden Kaminfeuers las ich noch einmal die Stellen, welche mir am beßten gefielen, und gewann mein Geisteskind immer lieber. Die Theaterregeln, Schauspieler, Componisten und Alles, was zum Theater gehört, verwünschend, richtete sich nun plötzlich

mein ganzer Zorn gegen das unglückliche Product, welches mich um alle meine Hoffnungen betrogen. Meine Hand zuckte nach der züngelnden Flamme, und — einen Augenblick später war „Amalasonte“ in ein Häufchen Asche verwandelt.

Jetzt rief ich den Kellner, ließ mir das vorhin abgelehnte Abendessen bringen, und es schmeckte mir eben so vortrefflich, wie ich die darauf folgende Nacht schlief.

Einige Stunden früher als gewöhnlich erwachte ich aber doch, stand auf, sprach mir Muth ein und machte Morgens neun Uhr schon dem venetianischen Botschafter, Herrn Bartolini, meine Aufwartung bei der Toilette. Er mochte wohl errathen, daß irgend eine besondere Veranlassung mich zu ihm führe, und entfernte seine Leute. Dann befragte er mich wohlwollend um die Ursache meines frühen Besuches, und ich erzählte ihm nun Wort für Wort die Erlebnisse meines gestrigen Abends bis auf das Auto da Fé meiner Oper. Der Botschafter hielt sich den Bauch vor Lachen und machte zuletzt meiner augenblicklichen Verlegenheit dadurch ein Ende, daß er mich als eine Art Gesandtschaftssecretär bei sich behielt und mir ein paar hübsche Zimmer anwies. Genau genommen hatte ich durch diese Umgestaltung meines Schicksals mehr gewonnen als verloren, denn meine Geschäfte, die in angenehmen Besuchen und Verkehr mit Fremden bestanden, ließen mir volle Muße.

Zu Anfang der Fastenzeit kam ein Charlatan von sehr ungewöhnlicher Art nach Mailand. Sein Name war Bonafete Vitali aus Parma; er ließ sich aber Anonimo (der Namenlose) nennen. Er stammte aus guter Familie, hatte eine vorzügliche Erziehung genossen und war Jesuit gewesen. Des Klosters überdrüssig, widmete er sich der Heilkunst und bekleidete später eine Professur an der Universität zu Palermo. Da er jedoch besser sprach, als schrieb, so gab er die ehrenvolle Stellung als Professor wieder auf und betrat dafür die Marktschreierbühne, um das Volk zu haranguiren. Nicht vermögend genug, um sich nur mit Berühmtheit zufrieden gestellt zu sehen, benutzte er sein Talent und verkaufte Medicamente.

Gab er sich so allerdings als Charlatan, so bewährten sich gleichwohl seine Arzneien, und seine Kenntnisse und seine Beredtsamkeit verschafften ihm nicht gewöhnlichen Ruf und großes Ansehen.

Er löste öffentlich von seiner Bühne herab die schwierigsten Fragen, welche man ihm in allen Zweigen der Wissenschaften, der Kritik, der Geschichte, der Literatur u. s. w. und über die abstractesten Gegenstände vorlegte.

Einige Jahre später reiste er nach Venedig und wurde von da nach Verona, wo eine epidemische Krankheit alle die, welche von ihr befallen wurden, wegraffte,

gerufen. Sein Auftreten daselbst glich dem Aeskulap's in Griechenland; er heilte alle Welt mit sogenannten Franzäpfeln und Cyperwein. Man nannte ihn aus Dankbarkeit den ersten Arzt Veronas, aber nicht lange genoß er diese Auszeichnung, denn er starb noch in demselben Jahre, betrauert von Jedermann, nur nicht von den Aerzten.

Anonimo hatte in Milano die Genugthuung, jeden öffentlichen Platz, wo er sich zeigte, von Menschen zu Fuß und zu Wagen überfüllt zu sehen; aber da die mehr Unterrichteten und Gelehrten weniger kauften als die Anderen, so mußte er seine Bühne mit anziehenden Gegenständen schmücken, um die Unwissenden zugleich zu unterhalten. Der neue Hippokrates vertheilte deßhalb seine Arzneien und verschwendete seine Beredtsamkeit, umgeben von den vier Masken der italienischen Komödie. Er liebte übrigens auch das Schauspiel und unterhielt auf seine Kosten eine vollständige Gesellschaft von Schauspielern, welche, nachdem sie ihrem Herrn behülflich gewesen, das in Taschentüchern zugeworfene Geld in Empfang zu nehmen und dann dieselben Tücher, gefüllt mit kleinen Büchsen und Schachteln, zurückzuwerfen, beim Scheine von Wachskerzen mit einem Anstrich von Pracht dreiactige Stücke aufführten.

Dieß Alles erzeugte in mir den Wunsch, Anonimo

kennen zu lernen. Ich besuchte ihn daher eines Tages und gab vor, von seinem Alexipharmakon kaufen zu wollen; er fragte mich nach der Krankheit, an welcher ich litt oder zu leiden glaube, und es entging ihm dabei nicht, daß mich nur Neugierde zu ihm geführt hatte. Er ließ mir eine Tasse Chocolate bringen und versicherte dabei, dieß sei das beßte Medicament für meinen Zustand. Ich fand diese Höflichkeit allerliebst, wir schwatzten einige Zeit mit einander, er war so liebenswürdig in seinem Zimmer als gelehrt, wenn er sich öffentlich zeigte. Ich hatte mich im Laufe unserer Unterhaltung Attaché bei dem Botschafter von Venedig genannt. Er glaubte also, ich könne ihm bei einem Project, mit dem er umging, nützlich sein, und zog mich deßhalb in sein Vertrauen; ich ging auf die Sache ein und war auch so glücklich, ihm förderlich sein zu können. Es handelte sich um Folgendes:

In Mailand war das Theater während der Fastenzeit, wie es überall in Italien Brauch ist, geschlossen. Es sollte zu Ostern wieder geöffnet werden, und man hatte eine der vorzüglichsten Schauspielergesellschaften engagirt; der Director derselben erhielt jedoch einen Ruf nach Teutschland, er reiste in der Stille ab, und Mailand hatte also kein Schauspiel. Man versuchte daher in Venedig und Bologna eine andere Gesellschaft zu finden, aber Anonimo wünschte, man möge der

seinigen den Vorzug geben. War sie auch nicht ausgezeichnet, so zählte sie doch drei bis vier gute Schauspieler, und die ganze Gesellschaft war gut eingespielt. Casali, welcher die ersten Liebhaber spielte, und Rubini, der in den Rollen des Pantalon wahrhaft entzückte, wurden im nächsten Jahre nach Venedig gerufen, jener zum Theater San Samuele, dieser zum Theater San Luca.

Ich unterzog mich nun mit Vergnügen einem Auftrage, der in jeder Hinsicht mir angenehm sein mußte. Mein Chef, dem ich die Sache mittheilte, übernahm es, mit den vorzüglichsten Damen der Stadt deßhalb zu sprechen; ich wendete mich an den Grafen Prata, mit dem ich immer in freundlichem Verkehr geblieben, benutzte mein Ansehen und das des Botschafters von Venedig bei dem Gouverneur von Mailand, und so ward nach drei Tagen der Contract unterzeichnet und Anonimo zufrieden gestellt. Ich erhielt dafür eine Loge dem Theater gegenüber zu meiner Verfügung.

Diese Gesellschaft, mit der ich auf sehr vertrautem Fuße stand, veranlaßte mich denn auch zu Production einiger kleinen Bühnenarbeiten. Anonimo's Contract lautete nur auf die Sommermonate, und so konnte ich an eine größere Arbeit nicht denken. Ich schrieb also den „venetianischen Gondolier,“ ein

Zwischenspiel für zwei Personen. Es ward aufgeführt und erntete einen Beifall, wie ihn eine solche Kleinigkeit nur erreichen konnte. Dieß war das erste Werk komischer Muse, welches von mir auf dem Theater und dann im Druck erschien.

Während man in Mailand meinen venetianischen Gondolier und einige Lustspielskizzen gab, kündigte man auch die erste Vorstellung des „Belisar" an, und man wiederholte diese Ankündigung sechs Tage lang, um die Neugierde des Publicums anzuregen und sich eines vollen Hauses zu versichern. Die Schauspieler täuschten sich auch nicht. Das damalige Theater in Mailand, das später den Flammen verfiel, wie es das gewöhnliche Schicksal der Schauspielhäuser ist, war nach dem Neapels das größte in Italien, und zur ersten Vorstellung des Belisar war der Zudrang so groß, daß man selbst in den Corridors fast erdrückt wurde.

Welch ein abscheuliches Machwerk war aber dieser Belisar! Justinian war ein Blödsinniger, Theodora eine Courtisane, Belisar ein phrasenhaft langweiliger Prediger. Er erschien mit geblendeten Augen auf der Bühne, Harlekin führte ihn und gab ihm Peitschenschläge, wenn er gehen sollte. Jedermann war entrüstet; ich vor Allen, denn ich hatte Personen von Kenntnissen und Geschmack auf dieses Stück aufmerksam gemacht.

Den folgenden Tag kam ich zu Casali. Er empfing mich lächelnd und fragte mich in scherzhaftem Tone: „Nun, mein Herr, was denken Sie von unserem berühmten Belisar?“

„Ich meine,“ antwortete ich, „daß es ein schlechteres Machwerk ist, als ich für möglich gehalten.“

„Ich merke wohl,“ erwiderte er, „daß Sie die Schauspieler nicht kennen. Es giebt keine Truppe hier, die sich nicht von Zeit zu Zeit dergleichen Kunstgriffe erlaubt, denn wir armen Leute wollen doch leben. — Das Publicum läßt uns einen solchen Puff schon hingehen. Aber ich sollte meinen, aus einem schlechten Stücke müßte doch auch, was den Stoff anlangt, ein gutes zu machen sein. Wollen Sie nicht vielleicht einen Belisar nach Ihrem Sinne schreiben? Ich gehe künftiges Jahr nach Venedig, und wenn ich ihn da mitnehmen könnte — ich bin zwar nicht reich, doch würde ich gewiß mein Möglichstes thun — —

Ich ließ ihn nicht ausreden, aber die Idee gefiel mir. Wir sprachen die Sache noch ausführlicher durch, und das Ende dieser Unterredung war, daß ich Casali auf mein Ehrenwort versprach, mich an die Arbeit zu machen, bei dem Justinian an ihn zu denken und schließlich das Stück zur ersten Aufführung ihm zu überlassen.

Eines Tages, als ich mit meinem vertrauten

Freunde Carara, einem Edelmann von Bergamo, spazieren ging, kam die gewöhnliche Eßfrage in Anregung, denn der Mailänder kann fast nicht Athem holen, ohne zu essen. Bei Schauspielen, Familienfesten, Processionen, Wettrennen, Spielpartieen, geistigen Unterhaltungen, kurz bei Allem muß gegessen werden. Wir gingen also an der Küche des Wirthshauses vorüber, wo wir unserem Magen sein Recht zugestehen wollten, und erblickten an einem Gitterfenster im ersten Stock ein ganz allerliebstes Gesichtchen, das sich hinter einem Vorhange verstecken zu wollen schien. Ich erkundigte mich bei dem Wirthe nach ihm und erfuhr, daß die Dame vor drei Tagen mit einem stattlichen Herrn auf der Post angekommen, ihr Begleiter aber folgenden Tages verschwunden sei. Der Kummer und die Verlegenheit über dieses Verschwinden waren deutlich auf ihrem reizenden Gesicht zu lesen.

Jung, hübsch, kummervoll und obendrein, wie mir schien, Venetianerin — das war genug für meinen Wunsch, die verlassene Schöne zu trösten. Ich gehe mit Carara hinauf zu ihr, klopfe an der Thüre, und als sie nicht öffnet, spreche ich venetianisch und kündige mich als einen Abgesandten des Botschafters von Venedig an. Da öffnen sich plötzlich beide Flügelthüren, und die Dame empfängt mich trostlos und in Thränen gebadet. Natürlich that ich alles Mögliche, um sie zu

beruhigen und ärgerte mich über meinen Freund Carara, der das Lachen nicht verbeißen konnte. Sie trocknete endlich ihre Thränen und erzählte mir, daß sie, einer sehr geachteten venetianischen Familie angehörend, einem jungen Manne unter ihrem Stande ihre Hand zugesagt. Alles aber habe sich ihren Wünschen entgegengesetzt und sie sei genöthigt gewesen, mit ihrem Geliebten zu entfliehen. Es sei ihr jedoch gelungen, ihren Oheim mütterlicher Seits in ihr Interesse zu ziehen, und er habe die Liebenden auf ihrer Flucht begleitet. Natürlich seien sie verfolgt worden, und in Crema habe man ihren guten Oheim in gefängliche Haft gebracht. Sie aber und ihr Geliebter wären glücklich ihren Verfolgern entkommen und vor drei Tagen hier in Mailand in diesem Gasthause eingetroffen. Den folgenden Morgen nach ihrer Ankunft sei ihr Freund ausgegangen, um eine Wohnung in der Stadt zu miethen, und bis diese Stunde noch nicht zurückgekehrt. Ihre Thränen flossen, als sie dieses abscheulichen Verführers gedachte, wieder von Neuem, und ich war vor Rührung und Mitgefühl ganz außer mir.

Carara lachte nicht mehr, aber er ärgerte sich, daß unsere kleine Collation von den Thränen dieser schmachtenden Schönheit hinweggeschwemmt werden sollte. Ich merkte das recht gut und bat um die Er-

laubniß, die bestellten Erfrischungen auf ihr Zimmer bringen zu lassen. Sie willigte ein, und erst als es zu dunkeln anfing, nahm ich Abschied von meiner schönen Landsmännin und versprach ihr, den folgenden Tag wiederzukommen. Nach einiger Weigerung flüsterte sie mir beim Abschied leise ihren Namen in das Ohr; sie nannte sich Margaretha Biondi. Später freilich erfuhr ich, daß sie weder diesen Namen führte, noch Nichte oder Fräulein war; aber sie war so jung, hübsch und liebenswürdig, als ich leichtgläubig, und ihr Kummer hatte ganz bezaubernd auf mich gewirkt.

Ich ließ, als ich allein mit ihm war, Carara spotten, so viel er wollte, und miethete meiner Fremden eine hübsche, meublirte Wohnung. Den folgenden Mittag aß ich bei ihr, brachte sie dann in ihre neue Behausung und versprach auf ihre Bitten, mich bei dem Botschafter für ihren Oheim und für die Aussöhnung mit ihren Aeltern zu interessiren. Ich besuchte sie sehr häufig, und ihre Gesellschaft ward mir von Tag zu Tage unentbehrlicher.

So hatte ich denn alle Ursache, mit meiner gegenwärtigen Lage zufrieden zu sein, aber ich scheine nun einmal nicht dazu geschaffen, irgend ein Glück lange zu genießen. Freude und Verdruß sind in meinem ganzen Leben in schnellem Wechsel sich gefolgt, und die Tage, an denen ich am glücklichsten war, sind

immer die Vorläufer irgend eines neuen Mißgeschicks gewesen.

Eines schönen Morgens kam mein Diener ganz früh in mein Zimmer und öffnete meine Bettvorhänge. „Wissen Sie schon, gnädiger Herr,“ rief er, „die große Neuigkeit, welche die ganze Stadt in Alarm setzt? Funfzehntausend Savoyarden zu Fuß und zu Pferd haben sich der Stadt bemächtigt und flankiren auf dem Platze der Kathedrale.“

Es war das der Anfang des Krieges von 1733, jenes Krieges, den man den des Don Carlos nennt. Der König von Sardinien hatte sich für diesen Fürsten erklärt und wollte seine Waffen mit denen Frankreichs und Spaniens gegen Oesterreich vereinigen. Die Savoyarden, welche die ganze Nacht hindurch marschirt waren, standen mit Tagesanbruch vor den Thoren von Mailand, und ihr Anführer forderte die Schlüssel der Stadt. Mailand ist zu groß, um sich vertheidigen zu können, und die Schlüssel wurden also ausgeliefert.

Man erzählte mir dieß Alles in einem bekannten Kaffeehaus, wohin ich, kaum angekleidet, mich begeben, und nun hatte ich natürlich nichts Eiligeres zu thun, als einen Expressen nach Venedig an unseren Botschafter zu schicken; schon am dritten Tage kam er nach Mailand. Während dieser Zeit hatten sich auch die französischen Truppen mit den Sardiniern, ihren

Bundesgenossen, vereinigt, und jene fürchterliche Armee, welche als das französisch-sardinische Heer bekannt ist, hatte sich gebildet.

Die Verbündeten trafen nun Anstalt, das Mailänder Schloß zu belagern; sie eröffneten Laufgräben, um die Citadelle beschießen zu können. Die Häuser am Waffenplatz mußten geräumt werden, und meine arme Venetianerin, die dort wohnte, rief mich zu Hülfe. Ich wollte sie in keinem Gasthofe wohnen lassen und war also genöthigt, sie der Familie eines genuesischen Kaufmanns anzuvertrauen, wo ich sie nur in Gegenwart Anderer und unter beschränkenden Verhältnissen sehen konnte.

Die Belagerer hatten also ihre Laufgräben eröffnet, und die Belagerung wurde sehr lebhaft betrieben. Die Batterieen spielten Tag und Nacht, und die Kanonen aus der Citadelle antworteten; aber die schlecht gerichteten Bomben flogen häufig mitten in die Stadt.

Ein Courier der Republik Venedig brachte nach einigen Tagen meinem Chef eine Pergamentrolle mit bleiernem Siegel vom Dogen. Es war das ein Befehl an den Gesandten, Mailand zu verlassen und während der Dauer dieses Krieges seinen Aufenthalt in Crema zu nehmen. Derselbe benachrichtigte mich von dieser Anordnung. Er benutzte diese Gelegenheit, von seinem Secretair, den er nicht leiden konnte, sich loszumachen,

und übertrug mir diese ehrenvolle und einträgliche Stelle. Dann befahl er mir, für den folgenden Tag mich reisefertig zu halten. Mein Freund Carara, den ich während unserer Abwesenheit als Mailändischen Correspondenten vorgeschlagen, bezog das Gesandtschaftshotel.

Crema ist eine Stadt, die, der Republik Venedig gehörend, von einem venetianischen Nobile unter den Titel eines Podesta regiert wird. Hier konnte der venetianische Botschafter die Ereignisse des Tages und die Unternehmungen der kriegführenden Mächte sehr gut überwachen, ohne die Republik, welche neutral blieb und die neuen Herren von Mailand nicht anerkennen konnte, bloß zu stellen.

Ich besorgte mit vielem Eifer meine gesandtschaftlichen Arbeiten, lernte Manches im Fache der Diplomatik und Politik und war gar nicht ungehalten, daß der Kriegsschauplatz Crema immer näher rückte. Wir konnten endlich den Donner der Kanonen ganz deutlich vernehmen. Ein dreitägiger Waffenstillstand, den die Teutschen — weil sie Befehle von Wien oder Mantua erwarteten — erbeten und erhalten hatten, unterbrach aber sehr bald die Feindseligkeiten und verschaffte mir einen Genuß ganz eigenthümlicher Art.

Ich wurde nämlich als ehrlicher Spion in das Lager der Verbündeten geschickt, und was ich dort sah,

ist kaum zu beschreiben. Der Anblick eines Lagers während eines Waffenstillstandes ist das glänzendste Fest und das herrlichste Schauspiel, welches nur die Phantasie sich vorspiegeln kann. Man hatte eine Brücke über die Bresche geschlagen und auf diese Weise die Communication zwischen den Belagerten und den Belagerern hergestellt. Ueberall gab es Tafeln, an denen die Officiere sich gegenseitig bewirtheten. Im Inneren der Zelte und unter geräumigen Lauben so gut als außerhalb gab es Bälle, Concerte und Feste aller Art. Aus der ganzen Umgegend strömten zu Wagen und Roß die Gäste herbei; dazwischen das Geschrei der Jongleurs, Charlatans und anderer Kunstproducenten — kurz es war ein entzückend festlicher Wirrwar, und ich hätte jede Tagesstunde verdoppeln mögen.

Am dritten Tage sah ich die teutsche Besatzung ganz mit denselben kriegerischen Ehrenbezeigungen, wie sie der Mailänder Besatzung zugestanden worden, ausziehen. Es machte mir vielen Spaß, französische und piemontesische Soldaten ihren Platz unter ihren Fahnen verlassen, sich in die Glieder ihrer Landsleute verstecken und ungestraft Reißaus nehmen zu sehen.

Bei meiner Rückkehr stattete ich meinem Chef einen genauen Bericht von dem Gesehenen und Gehörten ab. Ich konnte ihm in Folge meiner mit den Officieren gepflogenen Unterredungen die Versicherung

geben, daß die vereinigten Armeen in den Herzogthümern Parma und Piacenza ein Lager beziehen würden, um dieselben vor den Einfällen zu schützen, denen man von Seiten der Teutschen entgegensah. Der Erfolg entsprach auch meinen eingezogenen Nachrichten vollkommen. Die Verbündeten zogen sich in die Gegend von Parma, wo die verwittwete Herzogin an der Spitze des Ministeriums ihre Staaten regierte.

Nun hatte ich wieder zu angenehmeren Beschäftigungen als den diplomatischen volle Muße. Ich nahm jetzt meinen Belisar wieder vor und legte ihn nicht eher bei Seite, als bis ich ihn zu meiner Zufriedenheit vollendet sah. In dieser Zeit erhielt ich auch einen Besuch meines Bruders, der den Dienst der Republik verlassen und in Modena vergeblich ein anderweitiges Unterkommen gesucht hatte. Der Botschafter, dem ich ihn vorstellte, gab meinem Bruder die Stelle eines zweiten Gesandtschaftssecretärs, welche ich früher bekleidet, aber wir beiden Hitzköpfe konnten uns durchaus nicht mit einander vertragen. Mein Bruder ward verabschiedet und verließ mich in der übelsten Laune, mich, der sein unpolitisches Betragen bei dem Botschafter gar sehr entgelten mußte. Er behandelte mich von jener Zeit an mit kühler Höflichkeit und schenkte sein ganzes Vertrauen einem heuch-

lerischen Dominikaner. Nur eine Veranlassung zum gänzlichen Bruche fehlte noch, und sie fand sich.

Man meldete mir einst einen Fremden, der mich zu sprechen wünsche. Ich ließ ihn eintreten und sah einen kleinen, mageren, ziemlich schlecht gekleideten Menschen mit verdächtiger Physiognomie auf mich zugehinkt kommen. Ich fragte nach seinem Namen und erfuhr, daß ich Herrn Leopold Scacciati, den angeblichen Oheim meiner schönen Margarethe Biondi, die, seit ihr Oheim befreit und wir getrennt waren, nicht das Mindeste von sich hatte hören lassen, vor mir sehe. Hierauf erzählte mir der Alte, daß er mit seiner Nichte hier sei und daß sie im Gasthofe zum Hirsch mich erwarte. Ohne Bedenken wäre ich dem Oheim sogleich gefolgt, wenn nicht mein Chef in dem Augenblicke, als wir gehen wollten, mich hätte rufen lassen. Dort erhielt ich ein Manuscript, das sogleich copirt und am folgenden Morgen dem Botschafter sammt der Abschrift eingehändigt und nach Venedig geschickt werden sollte. Das Actenstück war ein sehr wichtiges, denn es enthielt das Manifest des Königs von Sardinien nebst den Gründen, die ihn bewogen, Frankreich sich anzuschließen. Das Original befand sich noch in Turin unter der Presse.

Was war da zu thun? Das Manuscript war

umfangreich und schlecht geschrieben, ich sah voraus, daß ich vor Abend nicht damit fertig werden konnte. Nach einigem Hin- und Herreden entfernte sich mein hinkender Liebesbote, und ich stand nicht eher vom Stuhle auf, als bis ich beide Abschriften in meinem Schreibtisch verschlossen. Dann — es war neun Uhr vorüber — ging ich in den Gasthof zum Hirsch. Hier fand ich denn meine schöne Venetianerin mit vier mir unbekannten Herren bei einer Partie Pharao sitzend. Ich ward artig, aber etwas verlegen empfangen, zum Abendessen eingeladen und mir der Ehrenplatz neben Margarethen angewiesen. Trotz meines wüthenden Hungers hatte ich so meine eigenen Gedanken.

Als das Essen vorüber war, fing man wieder an zu spielen. Ich gewann und wollte also nicht zuerst aufhören. So verstrich die ganze Nacht beim Spiel, und als ich, immer noch im Gewinnen, nach meiner Uhr sah, war es Morgens sieben Uhr. Nun konnte ich doch nicht länger bleiben; ich entschuldigte mich also bei der Gesellschaft und entfernte mich.

Unterwegs begegnete mir mein Diener. Er sagte mir, daß der Botschafter mich schon seit zwei Stunden überall suchen lasse und bei der Nachricht, daß ich die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen, äußerst zornig gewesen sei.

Ich eilte nun in meine Wohnung, nahm die bei-

den Hefte aus meinem Schreibtisch und brachte sie meinem Vorgesetzten. Er empfing mich äußerst übel und ging in seiner zornigen Aufwallung so weit, daß er mir merken ließ, ich könne vielleicht das Manifest des Königs von Sardinien dem außerordentlichen Proveditore von Venedig mitgetheilt haben.

Diese Beschuldigung brachte mich aus aller Fassung. Ich erlag einer Aufwallung meines leidenschaftlichen Temperamentes, worauf der Botschafter mir drohte, mich verhaften zu lassen. Nun entfernte ich mich eiligst und suchte Schutz bei dem Bischof, der sich meiner annahm und mir das Versprechen gab, mich mit meinem Chef aussöhnen zu wollen. Ich lehnte das dankend ab, denn mein Entschluß war gefaßt. Bald darauf ward mir noch die Genugthuung, daß der Botschafter, der über meinen nächtlichen Aufenthalt Erkundigung eingezogen, mir die erste Hand zur Versöhnung bot. Aber ich dankte und bat um meine Entlassung. Nachdem ich meine Abschiedvisite bei dem Botschafter gemacht, packte ich meine Sachen und begab mich auf die Reise nach Modena zu meiner Mutter.

Aber das Schicksal wollte es anders. Schon meine Ankunft in Parma an dem Schreckenstage des 28sten Juni 1738 hätte mich belehren sollen, daß es nicht räthlich sei, den Weg mitten durch den

Kriegsschauplatz zu nehmen. Die Teutschen standen vor den Thoren, und die Stadt sah der gräßlichsten Plünderung entgegen. Ich übergehe die fürchterlichen Tage, welche ich jetzt durchlebte, und erwähne nur so viel, daß eine Gelegenheit nach Modena nicht aufzutreiben war und ich in Gesellschaft eines Abbé, all meines Geldes und meiner Habseligkeiten beraubt, nur glücklich, daß ich noch meinen Belisar gerettet, in Brescia ankam. Hier nun befand ich mich in größerer Verlegenheit als je; kaum war ich aber um die Ecke der ersten Straße gebogen, als ich den alten Scacciati, den angeblichen Oheim meiner schönen Landsmännin, auf mich zugehinkt kommen sah. Er drang nach den ersten Begrüßungen, Verwunderungs- und Mitleidsbezeigungen in mich, ihn zu Margarethen zu begleiten, und als ich nach langem Zögern endlich einwilligte, führte er mich halb mit Gewalt, halb im Triumph mit sich fort. Margaretha, rief er in die Thüre, Herr Goldoni ist da, und im nächsten Augenblicke lag Margaretha in meinen Armen. Ich konnte mich nun nicht länger weigern, in die Wohnung zu treten, und als der Alte uns allein gelassen und ich meine Geschichte erzählt, bewies meine Landsmännin mir ein gleiches Vertrauen.

Scacciati war nicht ihr Oheim, sondern ein Gauner, der sie ihren Aeltern entführt und an jenen reichen

Mann verkauft hatte, der sie nach Verlauf zweier Monate verlassen und den Unterhändler besser bezahlt hatte als das Mädchen. Sie wollte nicht länger mit diesem Tagediebe leben, der leichtsinnig verschwendete, was sie mit Widerwillen verdiente. Wie Mailand, so mußten sie auch Brescia Schulden halber verlassen, und sie war nun, wie gesagt, gänzlich rathlos. Mehr als je bedauerte ich, nicht reich zu sein, um das liebenswürdige Mädchen von seinem Tyrannen befreien zu können. So konnte ich ihr nur rathen, eine Aussöhnung mit ihren Aeltern zu versuchen.

Wir unterhielten uns noch über die Lage der Dinge, als der Hinkende zurückkehrte. Er betrachtete uns mit einem sarkastischen Lächeln, witzelte über unser tête à tête und würde mich ungeduldig gemacht haben, wenn nicht der unverkennbare Wunsch, mir dienlich werden zu können, aus Allem, was er that und sagte, hervorgeleuchtet hätte. Wir essen diesen Abend zu drei, sagte er, da wir glücklicherweise keinen Fremden haben. Dann winkte er mir, ihm zu folgen, und führte mich in ein ziemlich elegant meublirtes Zimmer mit einem stattlichen Himmelbett. Das ist, sagte er, das Empfangzimmer unserer schönen Margarethe, und Sie können in diesem Bett nach Belieben allein oder in Gesellschaft übernachten.

Schaudernd wendete ich mich ab und wollte so-

gleich das Haus verlassen. Als der schlaue Alte diesen Widerwillen bemerkte, öffnete er ein kleines Cabinet, das ich, die späte Tageszeit und meine unangenehme Lage in Erwägung ziehend, gern annahm. Als ich aber am folgenden Morgen mich unwiderruflich zur Abreise anschickte, bat Scacciati mich mit aufrichtiger Gutmüthigkeit und einem wahren Herzenserguß, ihm Gelegenheit zu geben, mir nur einigermaßen dankbar werden zu können. Ich bat ihn endlich um ein Darlehn von sechs Zechinen gegen Verschreibung. Er gab mir mit freudestrahlenden Augen die sechs Zechinen, war aber zu Annahme der Verschreibung durchaus nicht zu bewegen. Noch in derselben Stunde reiste ich nach Verona ab.

Da von diesen Leuten ferner nicht die Rede sein wird, so will ich nur noch kürzlich erwähnen, daß ich einige Jahre später jenes Mädchen in Venedig anständig und glücklich verheirathet wiedergefunden, und daß Scacciati seine Rolle auf der Galeere ausgespielt hat.

Auf der steinigen Ebene zwischen Brescia und Verona stellte ich Betrachtungen über meine mannichfachen Abenteuer an und traf mit einbrechender Nacht in Verona ein. Diese Stadt hat noch einen Bau aus der alten Römerzeit, und zwar ein Amphitheater, aufzuweisen. Es ist unter Trajan oder Domitian erbaut worden und noch so vortrefflich erhalten, daß man

sich dessen vollständig wie zur Zeit seiner Erbauung bedienen kann.

Dieses weitläufige Gebäude, das man in Italien Carma di Verona nennt, hat eine ovale Form, der große innere Durchmesser beträgt zweihundert fünf und zwanzig und der kleine drei und dreißig Fuß. Fünf und vierzig Reihen marmorner Sitze umlaufen es und bieten für zwanzig tausend Zuschauer bequemen Raum. Hier werden Schauspiele aller Art aufgeführt, und Wettrennen wechseln mit Stiergefechten, Lanzenbrechen mit Schauspielen ab, welche man im Sommer bei hellem Tageslicht aufführt.

Zu diesem Zwecke errichtet man mitten auf dem Platze ein dauerhaftes Bretergerüst, und auf diesem Theater, das im Winter auseinander genommen und im Sommer wieder zusammengesetzt wird, produciren die beßten Schauspielergesellschaften Italiens ihre Talente. Logen für die Zuschauer sind nicht vorhanden, ein Verschlag von Bretern bildet ein geräumiges Parterre, das mit Stühlen besetzt wird. Das gemeine Volk nimmt für einen geringen Eintrittspreis die Plätze ein, welche dem Theater gegenüber liegen; aber so mäßig dieser Preis auch ist, so giebt es doch keinen Schauspielsaal in Italien, der so gute Zinsen trägt, als die Arena.

Als ich den Tag nach meiner Ankunft aus dem

Wirthshause trat, fiel mein erster Blick auf den Comödienzettel, er lautete: „der aus Furcht stumme Harlekin." Natürlich ging ich den Nachmittag in die Arena, fand ein sehr volles Haus, aber zum Glück doch noch einen Platz für mich.

Der Vorhang ging auf, und das Erste, was ich hörte, war eine Entschuldigung der Schauspieler, weil sie nicht „den aus Furcht stummen Harlekin," sondern ein anderes Stück geben wollten, dessen Name mir entfallen ist. Aber welche Ueberraschung. Der Schauspieler, welcher diese Anrede an die Zuschauer hielt, war kein anderer als Casali, der Beförderer und Eigenthümer meines „Belisar".

Ich ging auf das Theater, und da man mich nicht hereinlassen wollte, so ließ ich Casali zu mir rufen. Er kam, war außer sich vor Freude und stellte mich dem Director, der ersten Schauspielerin, dann der zweiten, dritten und endlich der ganzen Truppe vor. Da nun aber Jedermann mit mir reden wollte, so zog Casali mich hinter einen Vorhang. Unglücklicherweise wurde eben eine Decoration verändert, und so stand ich denn mitten auf der Bühne den Zuschauern gegenüber. So schnell ich mich aber auch zu entfernen suchte, so geschah es doch unter gellendem Pfeifen, was mir eben keine günstige Vorbedeutung für einen Schauspieldichter zu sein schien. Später freilich haben die guten Veroneser

mich reichlich für diese kleine Unannehmlichkeit entschädigt. Imer, der Director dieser Gesellschaft, ein Genuese von Geburt, war ein sehr anständiger und rechtlicher Mann; er bat mich für den folgenden Tag, wo kein Schauspiel war, zu Tisch, und ich versprach ihm eine Vorlesung meines Belisar.

Da fand ich denn die ganze Gesellschaft versammelt, und so lucullisch das Mittagsmahl war, so liebenswürdig und anziehend war die Heiterkeit der Schauspieler. Man improvisirte Verse, sang Trinklieder und machte mir förmlich den Hof. Nach aufgehobener Tafel fand die Vorlesung meines Stückes im Zimmer des Directors statt. Ich hatte ein aufmerksames Auditorium, und als ich mit Lesen fertig war, lohnte mich ein allgemeiner und, wie mir schien, aufrichtiger Beifall. Imer faßte mich bei der Hand und rief mir mit einer Protectormiene sein Bravo zu. Dann folgten die übrigen Schauspieler, und Casali weinte vor Freude. Man fragte, ob die Gesellschaft die Ehre haben werde, das Stück zuerst auf das Theater zu bringen, worauf Casali, ohne meine Antwort abzuwarten, das Manuscript unter den Arm nahm und erklärte, daß er es mit meiner Erlaubniß selbst ausschreiben werde.

Imer bot mir eine Wohnung in seinem Hause neben der seinigen an und bat mich, den Tisch bei ihm anzunehmen, was ich in meiner Lage nicht ablehnen konnte.

Der Mann liebte das Theater leidenschaftlich und hatte durch spätere Selbstbildung den Mängeln seiner Erziehung abgeholfen. Er hatte eine gute Stimme und war auf die Idee gekommen, in die Comödie musikalische Intermezzos einzuschieben, die seit langer Zeit mit den großen Opern vereinigt und endlich durch die Ballets verdrängt worden waren.

Die komische Oper stammt aus Neapel und Rom, aber weder in der Lombardei, noch in den venetianischen Staaten war sie damals bekannt, so daß Imer's Plan einen glücklichen Erfolg hatte, und der Reiz der Neuheit trug den Zuschauern so viel Vergnügen, als den Schauspielern Geld ein.

Es gab zwei Schauspielerinnen für diese Intermezzos bei der Gesellschaft. Die eine, Zanetta Casanova, war Wittwe und spielte die jungen Liebhaberinnen im Lustspiel; sie war sehr hübsch und äußerst brauchbar. Die andere, Agnese Amurat mit Namen, welche eine wunderbar schöne Stimme hatte, aber durchaus keine Schauspielerin war, erinnerte mich an meine verlassene Braut, denn sie war dieselbe Sängerin, welche bei jenem ominösen Ständchen mitgewirkt. Beide Frauen aber — so wenig als Imer — kannten eine Note, aber sie hatten richtiges Gehör, vortreffliche Ausführung und Geschmack, und das Publicum war äußerst zufrieden mit ihnen.

Das erste Intermezzo, worin sie debütirt hatten, war ein kleines Stück gewesen, welches ich in Feltre für ein Liebhabertheater geschrieben. Es hieß „die Sängerin" und hatte gefallen. Casali hatte mich dem Director als Verfasser jener kleinen Production genannt, und diesem Umstande hatte ich die ungewöhnlich freundliche Aufnahme zu verdanken.

Imer hatte einen richtigen Blick für die Beantwortung der Frage, ob eine Bühnenarbeit Glück machen werde oder nicht, und er war überzeugt, mein Belisar müsse gefallen. Dennoch wollte er auch für sich und für das neue Genre, welches er auf der Bühne eingeführt, von meinem Talent profitiren und bat mich noch schnell ein kleines Intermezzo für drei Stimmen zu schreiben, das er sofort in Musik setzen und einstudiren wolle. Diesen Wunsch erfüllte ich ihm auch um so lieber, als sich mir aus dem Privatleben des Directors ein dankbarer Stoff darbot und ich seine Neigung und seine Eifersucht für Zanetta Casanova recht wohl bemerkte. Das Stück hieß: „die Mündel".

Der Director merkte wohl, daß ich ihn selbst auf die Bühne gebracht, aber das Intermezzo gefiel ihm so ausnehmend, und die Kritik schien ihm so anständig und zart, daß er mir den Scherz gern verzieh. Er dankte mir herzlich, lobte meine Arbeit und schickte sie

sogleich an einen beliebten Tonkünstler, mit dem er sich schon zuvor verständigt hatte.

Unterdeß war auch „Belisar" abgeschrieben, die Rollenvertheilung erfolgt und die Leseprobe abgehalten worden. Das Stück gefiel den Schauspielern jetzt noch besser, und Casali war der Meinung, daß ich die Annahme einer kleinen Erkenntlichkeit, sowohl des Directors, als auch des Eigenthümers des Theaters, nicht verweigern dürfe. Dabei drückte er mir sechs Zechinen in die Hand, und sofort fiel mir Scacciati ein. Ich war sehr froh, ihm so bald schon meine Schuld abtragen zu können.

Der Grundsatz, welchen ich immer befolgt habe, ist: Hülfe zu leisten, wenn man sie leisten kann, aber auch selbst sich nicht zu scheuen, Unterstützung anzunehmen und sogar darum zu bitten, wenn man ihrer bedarf. Ein dünkelhafter Stolz ist in meinen Augen so tadelnswerth als Gemeinheit, die Gott Lob meinem Herzen fremd geblieben ist.

Gegen Ende September reiste ich mit Imer nach Venedig, wo er mir seine Frau und seine Töchter vorstellte. Noch an demselben Abend suchte ich meine Tante auf, denn ich brannte vor Neugier, Erkundigungen über Frau St. und ihre Tochter einzuziehen. Die hochfahrenden Damen — erzählte mir meine Tante — denken nicht mehr daran, Ansprüche an Dich zu machen, seit sie gehört, daß Du unter eine Schauspielergesell=

schaft gegangen. Sie würden, sagen sie, Deinen Athem nicht mehr ertragen können, und Haß und Verachtung ist das Einzige, was sie für Dich empfinden.

Diese Wendung meiner Heirathsangelegenheit war mir um so lieber, und ich versicherte meiner Tante, daß ich mit meinen ehrlichen Schauspielern so glücklich wie der Künstler in seiner Werkstatt lebe. Dann sprachen wir unsere Familienangelegenheiten durch, und ich hörte mit Vergnügen, daß es meiner Mutter in Modena gut gehe, und daß meine Schulden fast gänzlich bezahlt seien. Später suchte meine vormalige Braut sich meiner Mutter wieder zu nähern, worüber wir herzlich lachten. Ich begab mich nun über die Rialto-Brücke und den St.-Marcus-Platz nach Hause und schwelgte im Anblick meiner von unzähligen Lampen beleuchteten Vaterstadt. Venedig ist des Nachts noch schöner als am Tage, denn das eigentliche gesellschaftliche Leben geht erst mit den blinkenden Sternen auf. Die Kaffeehäuser wimmeln dann von Besuchern beiderlei Geschlechts, in allen Straßen und Kanälen hört man Gesänge, denn singend betreiben die Kaufleute ihr Geschäft, singend setzt jeder Arbeiter seine Hand in Bewegung, und Heiterkeit ist die Nationalfarbe des Venetianers.

Am folgenden Tage stellte mich Imer Herrn Grimani, dem Eigenthümer des Theaters St. Samuele,

vor. Er war ein höchst liebenswürdiger Mann, wollte nur geliebt, nicht gefürchtet sein und empfing mich sehr leutselig. Die erste Vorstellung meines Belisar wurde auf den St. Katharinentag (den 24. Novbr.) festgesetzt, weil dann die Gerichtsferien aufhören und man von den Landhäusern in die Stadt zurückkehrt. Das Stück wurde mit einer für das italienische Theater ganz ungewöhnlichen Aufmerksamkeit angehört, aber in den Zwischenacten brach ein um so größerer Jubel los. Schauspieler wie Zuschauer weinten vor Freude und Rührung. Als nach geendigter Vorstellung der erste Liebhaber hervortrat, das Stück für den folgenden Tag anzukündigen, erscholl einstimmig der Ruf: Questa! questa! und so wurde es denn nicht nur am folgenden Tage, sondern bis zum 14. December ununterbrochen gegeben. Jetzt freilich erkenne ich einen Hauptfehler meines Stücks darin, daß Belisar mit ausgestochenen blutigen Augen die Bühne betrat. Bis zur sechsten Vorstellung wurde auch mein kleines Intermezzo: „die Mündel" mit der Aufführung des Belisar verbunden und gefiel ebenfalls außerordentlich. Ich hatte mit einem Federstrich die Achtung und Auszeichnung meiner Landsleute gewonnen. Weniger gefiel „Rosimonde", ein Stück, das ich in einigen Wochen vollendet und das schon den 17. Januar zur Aufführung kam. Mein Belisar aber wurde bis Fastnacht, wo das

Theaterjahr zu Ende läuft, unabläſſig und mit ſtets erneuetem Beifall wiederholt.

In Venedig werden die Schauſpielhäuſer erſt Anfang October wieder eröffnet, dafür iſt aber während der Himmelfahrtsmeſſe vierzehn Tage lang große Oper. Grimani ließ in dieſer Saiſon eine Oper auf ſeine Koſten aufführen und hielt jetzt ſein mir gegebenes Verſprechen, mich dabei anzuſtellen. Man wollte dieſes Jahr kein neues Drama geben, ſondern hatte die „Griſelda“, eine Oper von Apoſtolo Zeno und Paviati, die immer zuſammen arbeiteten, ehe Erſterer in Wien in kaiſerliche Dienſte trat, gewählt. Der Abbé Vivaldi, den man ſeines Hauptshaares wegen Paſtor Rothkopf nannte, hatte das Stück in Muſik geſetzt. Dieſer Geiſtliche war ein vortrefflicher Violinſpieler, aber ein mittelmäßiger Componiſt. Seine Pflegetochter, Fräulein Giraud, die Tochter eines franzöſiſchen Perrückenmachers, die in Venedig geboren war, wenig Stimme, aber viel Spiel hatte, ſollte die Rolle der Griſelda übernehmen. Nun ſchickte mich Grimani zu dem Componiſten, um die nöthigen Veränderungen und Kürzungen mit ihm zu beſprechen, und ich fand den Abbé unter ſeinen Muſikalien vergraben. Er machte das Zeichen des Kreuzes der ganzen Länge und Breite nach, legte dann ſein Brevier bei Seite und begrüßte mich weltlich. Der Herr Abbé

schien sehr unangenehm überrascht, daß Lalli in seiner Stellung beim Theater von mir verdrängt worden sei, und obgleich ich ihm sagte, daß jener immer noch den Verkauf der Bücher behalten werde, und ihm zu bedenken gab, daß Lalli sehr alt sei, so nahm er doch mit frostigem Achselzucken sein Brevier wieder zur Hand, bekreuzte sich von Neuem und schwieg.

Ich komme ein anderes Mal wieder, sagte ich, etwas ungeduldig werdend, und wollte gehen.

Bleiben Sie, rief der Abbé, ich habe an Ihrem Belisar gesehen, daß Sie nicht ohne Talent sind, aber man kann wol ein Trauerspiel, ein Epos und was weiß ich Alles, schreiben, ohne auch nur vier musikalische Strophen zusammenzubringen

Ich bitte, zeigen Sie mir Ihr Drama.

O ja, recht gern. Aber wo ist es denn? — Ach die verwünschte Griselda — sie lag ja vorhin noch hier — domine — domine — domine — noch vorhin hatte ich's in den Händen — domine ad adjuvandum. — Nun da ist es. Da sehen Sie selbst die Scene zwischen Gualtiere und Griselda, es ist eine der rührendsten, die es je gegeben. Der Dichter hat zu Ende eine pathetische Arie angebracht, aber die Giraud liebt den schleichenden langsamen Gesang durchaus nicht. Sie will lieber etwas Ausdrucksvolles, eine lebendige leidenschaftliche Arie, halb erstickte Seufzer und Aus=

rufungen mit feuriger Action. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen.

O vollkommen, mein Herr. Ueberdieß habe ich schon die Ehre gehabt, Fräulein Giraud zu hören; ich weiß, daß ihre Stimme eben nicht die stärkste ist.

Wie, mein Herr, Sie tadeln meine Schülerin? Sie ist zu Allem zu gebrauchen, kann Alles singen.

Nun ja, Sie haben Recht; geben Sie mir nur das Buch und lassen Sie mich machen.

Nein, mein Herr, das kann ich nicht entbehren, ich brauche es, und zwar höchst nothwendig.

Nun so leihen Sie mir's nur einen Augenblick, ich denke, ich will Sie sogleich zufrieden stellen.

So?! sagte der Abbé, gab mir mit spöttischer Miene das Buch und rückte Papier und Schreibzeug vor mich hin. Dann nahm er sein Brevier wieder zur Hand und sprach, gravitätisch im Zimmer auf- und abgehend, seine Psalmen und Hymnen.

Ich überlief nun die Scene, welche ich schon kannte, rief mir die Foderungen des Componisten ins Gedächtniß zurück, und in zehn Minuten warf ich eine Arie von acht Versen in zwei Abtheilungen aufs Papier. Dann zeigte ich dem frommen Manne meine Arbeit. Er las, seine Stirn entrunzelte sich, er las noch einmal, brach in lauten Jubel aus, warf sein Gebetbuch auf die Erde und rief seine Schülerin. Sie kam.

Da — da — rief er ihr zu, sehen Sie einen der seltensten, herrlichsten Menschen, die es auf Gottes Erdboden giebt! Lesen Sie einmal diese Arie hier, und denken Sie, daß der Mann, wie er da vor Ihnen sitzt, in weniger als einer Viertelstunde diese prächtige Arie niedergeschrieben. Dann umarmte er mich wieder und schwor, mit keinem anderen Dichter zu thun haben zu wollen, als mit mir.

Nun vertraute er mir auch das Drama an und trug mir noch einige Abänderungen auf, die mir sämmtlich zu seiner Zufriedenheit gelangen. Die Oper gefiel außerordentlich.

Ich müßte nun ein eigenes Buch schreiben, wollte ich der Abenteuer, Liebschaften und Erlebnisse Erwähnung thun, die bei meiner engen Verbindung mit den Schauspielern ungesucht sich fanden. Als mein Opernengagement in Venedig gelöst, begleitete ich Imer's Truppe nach Padua und dann nach Udine, schrieb Stücke und richtete andere ein. Jede Schauspielerin betrachtete meine Gunst als ein Glück, welches man um jeden Preis einander streitig zu machen und sich zu erhalten suchen müsse. Der Tod der reizenden Ferramonti, welche ich und ihr trostloser Gatte im Kindbett verloren, trieb mich noch früher, als die Truppe dahin abging, nach Venedig zurück, wo ich meine Mutter vorfand und einige frohe Tage im Kreise meiner Fa-

milie verlebte. Als die Gesellschaft ihre Vorstellungen wieder begann, bot sich mir durch eine der Schauspielerinnen, Frau Passalacqua, ein zwar für mich nicht angenehmer, aber dankbarer Stoff für meinen „Don Juan“. Die Dame, welche mir im Grunde unausstehlich war, wußte mich doch endlich — ich könnte sagen gewaltsam — in ihre Arme zu verstricken, und als ich ihr die schöne junge Frau des Musikdirectors zum Opfer gebracht, ward sie mir untreu und wußte mich abermals zu bethören. Man lachte über mich hinter meinem Rücken, was mir nicht verschwiegen blieb, und meine Rache war nun, daß ich meinen „Don Juan oder der Lüderliche“ schrieb und in diesem Stücke die Passalacqua, mich und meinen Nebenbuhler auf die Bühne brachte. Ja, ich ging noch weiter. Bei Verlust ihres Engagements mußte sie sich selbst spielen und ihre eigenen Worte in der Rolle wiederholen. Der Zudrang zu diesem Lustspiele war ungeheuer, theils weil die Art und Weise seiner Entstehung im Publicum bekannt geworden, theils weil man einzusehen schien, daß zur Ehre des guten Geschmacks eine vernünftige Komik der possenhaften Trivialität vorzuziehen sei.

Im Frühjahr folgte ich der Gesellschaft nach Genua, und als die prachtvolle Terrassenstadt mit ihren stolzen Palästen und Römerbauten vor mir lag, da

schien es mir begreiflich, daß hier und nur hier allein der unermeßliche Palast Doria, wo drei souveraine Fürsten zugleich residirten, seinen Erbauer habe finden können.

Gleich beim Eintritt in diese Stadt wollte mir das Glück wohl, denn das Lotto, welches gerade an diesem Tage gezogen wurde, warf mir eine Ambe von hundert Pistolen in den Schooß. Das Lotto ist überhaupt eine Erfindung Genua's. Die Genueser bestimmen zwei Mal im Jahre die Namen von fünf Senatoren, die ihren Vorgängern im Amte folgen sollen. Nun kennt man aber in Genua die Namen aller Derer, welche in der Urne sind und also möglicherweise herauskommen können, und dieser Umstand gab denn Veranlassung zu einigen Wetten für diesen oder jenen Namen, welcher vielleicht gezogen werden möchte. Als diese seltsamen Wetten einige Jahre hindurch sich wiederholt hatten, kamen einige speculative Köpfe auf den Einfall, eine Bank auf das Pro und Contra zu halten und die Zahl der Wettenden durch einige Vortheile, welche man ihnen zugestand, zu mehren. Der Gouverneur erhielt Nachricht von diesen glücksritterlichen Umtrieben und verbot Anfangs diese kleine Bankhaltung nur deßhalb, um bald darauf durch förmliche Pächter, welche sich gemeldet hatten, das auf kurze Zeit gehemmte Glücksrad wieder in rascheren Umschwung zu

bringen. So wurde das Lotto Anfangs nur auf zwei Ziehungen beschränkt, die aber von Jahr zu Jahr sich mehrten.

Aber es erwartete mich in Genua noch ein viel größeres Glück, eines, das ich mit Recht mein Lebensglück nennen darf. Ich verheirathete mich mit einem jungen, verständigen, sittsamen und liebenswürdigen Mädchen, welches mich mit dem schönen Geschlechte wieder versöhnte und die schlimmen Streiche, welche es mir gespielt, vergessen machte. Meine Braut, die durch ihre Zurückhaltung mir interessant geworden, war die Tochter eines der vier Notare und Deputirten bei der St.-Georgs-Bank, Namens Conio. Sie war also aus sehr guter Familie.

Ich blieb vor der Hand noch bei der Truppe, reiste aber Anfang September mit meiner jungen Frau nach Venedig ab und brachte meine neue fünfactige Tragi-Komödie: „Renald von Montalban" auf die Bühne. Fast eben so entzückt, als ich von meiner Gattin, war es meine Mutter von ihrer Schwiegertochter.

Nächstes Frühjahr ließ ich meine Schauspieler allein reisen. Ich blieb in Venedig und beschäftigte mich mit einem musikalischen Drama, wozu ich Auftrag von dem Eigenthümer des Theaters erhalten, welches im Herbst und Winter meine Stücke gab. Die

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Oper sollte zur Himmelfahrtmesse dem Publicum vorgeführt werden, und ich wollte die Aufführung gern selbst leiten. Deßhalb wandte ich mich mit der Bitte um einen guten Rath und ein aufrichtiges Urtheil an Apostolo Zeno, der eben von Wien zurückgekehrt war, wo der Abbé Metastasio seine Stelle eingenommen.

Diesen beiden berühmten Schriftstellern verdankt Italien die Umgestaltung der Oper. Bis zu ihrer Zeit gab es in diesen harmonischen Schauspielen nur Götter, Teufel, Maschinen und Wunder zu sehen. Zeno zuerst war der Meinung, daß das Trauerspiel recht gut in lyrischer Versart erscheinen könne, ohne deßhalb an seiner Würde zu verlieren, und daß der Gesang die tragische Wirkung überhaupt nicht schwäche. Er führte diesen seinen Plan auf eine Art aus, welche das Publicum ebenso befriedigte, als sie ehrenvoll für ihn und seine Nation war. Man erblickt in seinen Opern die Helden so, wie sie uns von den Historikern überliefert worden sind. Die Charaktere sind kräftig gehalten, der Plan ist immer gut durchgeführt, die Episoden fallen stets mit der Einheit der Handlung zusammen, und sein Stil ist so männlich stark, als der Text der Musik und seiner Zeit acclimatisirt ist.

Metastasio, sein Nachfolger, brachte das lyrische Trauerspiel auf die Stufe höchst möglicher Vollendung. Sein reiner und eleganter Stil, seine fließenden, har-

monischen Verse, eine bewundernswürdige Klarheit und Austiefung der Gefühle, eine scheinbare Leichtigkeit, welche dem Zuschauer die peinliche Präcision des Dichters verbirgt, eine so gewaltige als rührende Färbung in der Sprache der Leidenschaften, seine Portraits, Gemälde und hinreißenden Beschreibungen, seine sanfte Moral, seine einschmeichelnde Philosophie, seine Zergliederungen des menschlichen Herzens, der Schatz seiner reichen, ohne Gesuchtheit angebrachten Kenntnisse, seine schönen Arien oder, besser gesagt, seine unübertrefflichen Madrigals, bald nach Pindar's, bald nach Anakreon's Geschmack, — dieß Alles hat ihm den Dichterlorbeer erworben, den Italien ihm um die Stirn geflochten, und den das Ausland für Metastasio eine verdiente Anerkennung nennt. Wenn ich eine Vergleichung wagen wollte, so würde ich sagen: Metastasio habe von Racine den Stil und Zeno von Corneille die Kraft. Beider Genies entsprachen übrigens vollkommen ihren Charakteren. So sanft, zuvorkommend und angenehm in Gesellschaft Metastasio war, so ernst, tief und belehrend war Zeno. An diesen Letzteren hatte ich mich also mit der Bitte um eine gründliche Prüfung meines „Gustav Wasa" gewendet. Ich wurde von dem würdigen Gelehrten sehr freundlich aufgenommen, und in seinem Studierzimmer fand die Vorlesung statt. Er hörte mir ohne Unterbrechung zu, aber ich

las alle guten und schwachen Stellen meiner Arbeit aus seinem lebhaften Mienenspiel heraus. Als ich geendigt' nahm er mich bei der Hand und sagte mit großer Ruhe: „Für die Himmelfahrtmesse ist es gut genug.“

Ich verstand recht wohl, was er damit sagen wollte, und war schon im Begriff, dem verfehlten Drama das Schicksal der Amalasonte angedeihen zu lassen, als Zeno mich zurückhielt. Ihre Oper, sagte er, so mittelmäßig sie auch ist, ist mir doch hundertmal lieber als die Arbeiten jener geistreichen Leute, die unter dem Privilegium der Nachahmung ihre Vorgänger nur abschreiben. Er nannte jene Diebe an seinem geistigen Eigenthum zwar nicht mit Namen, aber es war eben nicht schwer, sie zu errathen.

Ich benutzte nun die stumme Kritik Zeno's nach besten Kräften, änderte die Stellen, wo ich ein gewisses Stirnrunzeln an ihm bemerkt, soviel als möglich und ließ dann die Oper aufführen. Die Schauspieler waren gut, die Musikstücke vortrefflich, die Ballets äußerst heiter und anmuthig. Ich hielt mich hinter meinem Vorhange ganz ruhig, denn von dem Drama sagte Niemand etwas, und während ich in den Beifall, der mir nicht galt, mit sauersüßer Miene einstimmte, beruhigte ich mich mit dem leidigen Troste, daß ich mich abermals in einem Genre versucht, das für mein Talent nicht passe. Ich will die Scharte im

nächsten Lustspiele schon wieder auswetzen, sagte ich zu mir selbst, und es gelang mir dieß auch in meinem „Verschwender," einem originellen, für die Bühne mit dem Reize der Neuheit ausgestatteten Charakter. Es war dieser Held der Titelrolle nicht der Klasse der Lasterhaften, sondern der der Thoren entnommen. Er war weder Spieler noch Wüstling oder prachtliebend; seine Verschwendung hatte ihren Grund einzig in der Schwäche seines Charakters. Er gab, um das Vergnügen des Gebens zu genießen, und so vortrefflich er von Grund seines Herzens war, so machte doch seine Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit eine lächerliche Figur aus ihm. Ich hatte zu diesem Charakter mehre Originale an den Ufern der Brenta unter den Bewohnern jener prächtigen Landhäuser gefunden, wo der Ueberfluß des stolzen Reichthums das Auge der Mittelmäßigkeit dergestalt verblendet, daß sie sich so gut wie jener zu Grunde richtet.

Dem reichen, äußerst freigebigen Manne steht ein schurkischer, überschlauer Haushofmeister zur Seite, der, die unglücklichen Anlagen seines Herrn benutzend, sich ihm unentbehrlich zu machen weiß, indem er sie stets befriedigt. So oft es sich um die Aufbringung einer neuen Summe handelt, ruft der gute, betrogene und verführte Mann seinem Satan die Worte zu: „Damit, mein alter Freund, verlasse ich mich auf Euch.'"

Mit diesen in Venedig unter ähnlichen Verhältnissen sehr geläufigen Worten sollte ich, als das Stück zur Aufführung kam, bald Diesen, bald Jenen portraitirt haben, und doch hatte ich nichts gethan, als in den Knäuel reicher Leute gegriffen, die ich so oft eine Beute ihrer Verführer hatte werden sehen. Nun aber noch Eins. Mein Verschwender hatte zur Geliebten eine junge Dame, die seine Gattin würde geworden sein, wenn seine Vermögensumstände mehr in Ordnung gewesen. Der Verschwender bietet ihr einen werthvollen Ring als Verlobungsgeschenk, aber sie schlägt ihn aus, und der freigebige Mann beglückt nun seinen Procurator, der ihm die Nachricht eines gewonnenen Processes bringt, mit diesem kostbaren Geschenk. Jetzt rathen die Aeltern seiner Geliebten ihrer Tochter, den Ring unter einem schicklichen Vorwande dennoch anzunehmen, weil der leichtsinnige Mensch nur auf diese Weise hinsichtlich seines Eigenthums zu bevormunden sei. Das junge Mädchen gehorcht, und nun denke man sich die maßlose Verlegenheit des Liebhabers.

Diese Anekdote sollte sich, als mein Verschwender auf der Bühne erschien, mit einer Person von hohem Range zugetragen haben, mit einem Manne überdieß, gegen den ich große Verbindlichkeiten hatte. Sei es nun aber, daß er von diesem Streiche wirklich nichts

merkte, oder daß er klug genug war, nichts merken zu wollen, genug er theilte den Beifall, den diese Bühnenarbeit fand, in vollem Maße.

Ich mußte indeß auch den Geschmack meiner Landsleute einmal berücksichtigen und ein Lustspiel aus dem Stegreif skizziren. Die Maskenspieler hatten sich ohnehin schon längst über mich beschwert, indem ich eine Bahn beträte, welche sie um ihren Unterhalt bringen müsse, und so richtete ich denn für unseren unvergleichlichen Harlekinspieler Sacchi, der als Truffaldino die italienische Bühne zierte, ein solches Scenarium ein. Es hieß „Harlekins zwei und dreißig Unglücksfälle“ und wurde nach meinem Entwurf von den Masken Scene für Scene so vortrefflich extemporirt, daß dieses und das bald darauf folgende Scenarium „die kritische Nacht“ oder „hundert und vier Abenteuer“ mich mehr Dank von meinen Landsleuten ernten ließen, als meine sämmtlichen Bühnenstücke in ausgeführter Form. Wie viel aber bei diesen skizzirten Komödien in die Hand der Schauspieler gegeben ist, bewies mir eine Aufführung der „kritischen Nacht“ in Pisa. „Gott behüte jeden rechtschaffenen Menschen vor Zahnweh und den hundert und vier Abenteuern,“ hörte ich nach der ersten Aufführung einen ganz gescheiten Mann ausrufen. Also wieder ein Beweis, daß der dramatische Dichter und der Schauspieler auf gegenseitige Ergänzung und folglich

darauf angewiesen sind, einander zu lieben und hochzuschätzen.

Die Reform des italienischen Theaters blieb aber unausgesetzt das Ziel all' meines Strebens.

Auf Verwendung der Familie meiner Frau war ich, ohne selbst etwas davon zu ahnen, genuesischer Consul in Venedig geworden, was meinen dramatischen Arbeiten allerdings den größten Theil meiner Zeit raubte, da ich allwöchentlich meine Depeschen einsenden und auf die politischen Conjuncturen mein Augenmerk richten mußte. Dennoch wußte ich noch Muße genug zu erübrigen, um eine Oper und ein Charakterstück, „der Bankerotirer" genannt, auf die Bühne zu bringen, in welchem ich die Gewissenlosigkeit eines muthwilligen Bankerotirers geißelte. Diese Arbeit gefiel allenthalben und trug mir den Dank aller redlich Denkenden ein, denn auch die Rechtsgelehrten, welche die armen Gläubiger gewöhnlich mit betrügen helfen, wurden an den Pranger gestellt. Ich schrieb jetzt schon — im Jahre 1740 — meine Stücke fast ganz nieder und verwünschte nur die Masken, welche mich so lange an der Erreichung meines Zweckes hinderten.

Jetzt, da ich, wie man zu sagen pflegt, dem Glücke so recht im Schooße zu sitzen glaubte, bewährte sich mein alter Unstern und sendete mir in der Person meines Bruders einen abermaligen Störenfried.

Mein Gehalt, den ich als genuesischer Consul bezog, war, eine Rente von hundert Thalern abgerechnet, ausgeblieben. Ich hatte in Folge meiner neuen Stellung ein großes Haus machen und Manches in meiner Lebensweise ändern müssen. Jetzt ward ich auf mein dringendes Ansuchen mit diesem Gehalte des Don-Philippischen Krieges wegen hingehalten und befand mich in großer Verlegenheit. Eine Reise nach Genua schien mir unumgänglich nöthig, und da mein Bruder mißmuthig, wie immer, in Venedig angekommen war, so ließ ich ihn während der Dauer meiner Reise mir als Stellvertreter substituiren.

Da kam er aber eines Tages glühend vor ehrgeiziger Aufregung und mit seiner gewöhnlichen spöttischen Miene in mein Cabinet gestürzt und rief mit funkelnden Augen: „Nun sollst Du sehen, daß aus einem Menschen, wenn er auch keine Verse macht, doch etwas Rechtes werden kann.“

Die Sache, welche ich kurz erzählen will, war diese. Mein Bruder hatte die Bekanntschaft eines angeblich ragusischen Hauptmannes gemacht, der sich durch falsche Papiere, Wechsel u. dergl. als Werber für ein neues slavonisches Regiment zu beglaubigen gewußt hatte. Der Betrüger, der meinem Bruder ein Officierspatent bei dem neuen Regiment ertheilt, wußte auch mich dergestalt für sich einzunehmen und zu täu-

schen, daß ich der venetianischen Regierung das Geheimniß des Ragusen zu verschweigen versprach und den Elenden, halb überredet, halb von meinem Herzen getrieben, sogar in mein Haus nahm. Das Werbepatent für zweitausend Illyrier, wie mir schien, in aller Form Rechtens ausgestellt, lag vor mir, ich sah die Kaufleute, welche die Montirungsstücke für das neue Regiment, als deren Obersten unser Ragusaner sich beglaubigt, zu liefern hatten, ab- und zugehen, ich sprach Officiere, die er installirt, sah einen Wechsel auf 6000 Ducaten eingehen und ging selbst in die Falle. Mit einem Worte, ich borgte noch funfzehnhundert Thaler zusammen, gab sie dem Schurken, der mir einen so entsetzlichen Sand in die Augen gestreut, und als er sich glücklich aus dem Staube gemacht, wurde mein Haus der Sammelplatz aller Derer, die auf ähnliche Weise von ihm betrogen worden. Wir mußten noch obendrein über diesen Betrug das tiefste Schweigen beobachten, wollten wir nicht die Aufmerksamkeit der Regierung und das Spottgelächter von ganz Venedig auf uns lenken.

Am dritten Tage nach der Entweichung jenes Ehrenmannes reiste ich mit meiner Frau zunächst nach Bologna ab. Ich entschlief im Postwagen unter ihren liebevollen Tröstungen und erwachte mit den Gefühlen

eines Mannes, der zwar Schiffbruch gelitten, aber durch Schwimmen sich zu retten gesucht.

In Bologna begrüßten mich die Directoren der Schauspiele mit der Bitte um neue Stücke, und da ich gerade drei Originale bei mir hatte, so gab ich sie ihnen, denn ich brauchte am nöthigsten baares Geld. Während die Abschriften gemacht wurden, mußte ich also in Bologna bleiben und besann mich, daß das Jesuitencollegium in Venedig mich um ein Lustspiel gebeten, worin keine Frauenrollen vorkommen durften, das aber zu militärischen Uebungen Gelegenheit bieten mußte. Da hatte ich denn gleich einen vortrefflichen Stoff in meinem falschen Hauptmann, den ich auch sofort dramatisirte. Das Stück hieß „der Betrüger", und alle Flammen des leidenschaftlichen Zornes, den jene Begebenheit in mir erregt, züngelten darin auf. Mein Bruder war vom Kopf bis zu den Füßen portraitirt, aber auch mich selbst schonte ich nicht und setzte meine kindische Gutmüthigkeit in das Licht einer wohlverdienten Lächerlichkeit. Diese kleine Arbeit war eine wahre Seelenarznei für mich. Die Rache hatte mich gesund gemacht.

Als mein Stück fertig war und die Directoren mir meine Manuscripte zurückgegeben hatten, reiste ich nach Modena ab. Unterwegs aber erfuhr ich, daß der Herzog, der sich in einen unseligen Krieg eingelassen, nach Rimini in das spanische Lager entflohen war.

Dort wollte er den Winter zubringen. Ich ward von Ferramonti, einem beliebten Pantalonspieler, der bei der Gesellschaft, welche in Rimini spielte, engagirt war, überredet, ihn dorthin zu begleiten. Meine Frau gab die Hoffnung, ihre Verwandten in Genua zu sehen, seufzend auf, und bald befanden wir uns am Hofe des Herzogs von Modena.

Die nächste Absicht, welche mich nach Modena geführt, war, meine Gelder einzutreiben, und meine Hoffnung, diesen Wunsch erreicht zu sehen, stieg mit der freundlichen Aufnahme, welche ich bei dem Dienstpersonal Sr. Durchlaucht in hohem Grade fand. Ich erhielt Wohnung und ward dem Herzog vorgestellt. Als er mich um den Beweggrund meiner Reise nach Rimini fragte, hielt ich denn auch mit der Wahrheit keinen Augenblick zurück. Kaum aber hatte ich nur mit einem Worte der herzoglichen Bank und meiner zurückgehaltenen Renten Erwähnung gethan, so leitete der Herzog das Gespräch auf das Schauspiel und den Beifall, welchen ich durch meine Bühnenarbeiten geerntet; dann hatte die Audienz ein Ende.

Ich sah nun freilich, daß von dieser Seite nichts zu hoffen war, und wendete mich wieder meinen Schauspielern zu.

Zu Mittag aß ich bei dem Director. Ferramonti hatte ihm viel von mir erzählt, und ich fand hier die

ganze Gesellschaft beisammen. Jedermann wollte ein neues Stück und darin eine Hauptrolle haben. Wie immer hätte ich mich am liebsten auf die Seite der Soubrette geneigt, aber Graf Grosberg begünstigte den Harlekin, Namens Bigottini, und da der Schauspieler gut und der Gönner sehr großmüthig und freigebig war, so schrieb ich ein Stück für Bigottini, der in Verwandlungen und Verkleidungen seines Gleichen suchte. Das Stück war nach einem Pariser Drama, „Harlekin, der Kaiser im Monde", benannt. Es gefiel außerordentlich, und das eben gefiel wieder mir.

Der Carneval war vorüber und das Theater geschlossen; man lebte in Rimini wie in einem Kloster, aber die spanische Galanterie brachte nichtsdestoweniger der Damenwelt ihre platonischen Opfer.

Ich übergehe jetzt die Bewegungen der österreichischen Truppen, den Rückzug der Spanier, meine üble Stellung als Unterthan des Herzogs von Modena und genuesischer Consul in Venedig, so wie meine Abreise und die höchst unangenehmen Reiseabenteuer nebst abermaliger Beraubung u. dergl. Die Reise war über alle Beschreibung beschwerlich und ermüdend, aber ich wollte durchaus Toscana durchreisen und eine Weile dort leben. Es war nothwendig, daß ich mich mit der Sprache der Florentiner und Sienesen, die ein wahres Musteritalienisch reden, vertraut machte. Ueberdieß erklärte ich

meiner Frau, daß diese Reise uns Genua näher bringen würde, und sie lächelte wie ein zufriedenes Kind.

Die neue Straße von Bologna nach Florenz war im Jahre 1742 noch nicht eröffnet. Damals brauchte man wenigstens zwei Tage, um die hohen Gebirge, welche das toscanische Gebiet einschließen, zu übersteigen. Da also der schlechte Weg einmal nicht zu vermeiden war, so wählte ich wenigstens den kürzesten und übergab meine Sachen einem Maulthiertreiber. Dann bestiegen wir die Post nach Castrecarro und durchzogen endlich zu Pferde die Benedix-Alpen. Das herrliche blühende Land, wo die schönen Künste und Wissenschaften ihre Wiedergeburt gefeiert hatten, lag vor uns.

Nichts von Florenz. Es giebt Reisebeschreibungen genug, die sich darüber ergehen und immer noch zu wenig sagen. Schöne Straßen, prächtige Paläste, herrliche Gärten, reizende Spaziergänge, viel Gesellschaften, viel gelehrte Welt, Sehenswürdigkeiten aller Art, blühende Künste, die Talente in höchster Achtung, vortreffliche Bodencultur, ein begünstigter Handel, der Silbergürtel eines prächtigen Stromes, der die Stadt durchschlingt, ein beträchtlicher Seehafen, die Schönheit der Einwohner, ihre Heiterkeit und Geistesfrische, Fremde aller Nationen, Vergnügungen aller Art — das ist ungefähr das unbeschreibliche Florenz.

Ich brachte vier Monate in dieser Stadt zu und

machte die interessantesten Bekanntschaften. In den ersten Tagen des August zog es mich aber so heftig nach Siena, um Perfetti zu hören, daß ich meinem Drange nicht widerstehen konnte. Perfetti ist einer von den improvisirenden Dichtern, wie sie nur das blühende Italien kennt. Aber er war so einzig in seiner Art und verband mit einer großen Eleganz und Leichtigkeit der Versification so viel tiefe Gelehrsamkeit, daß er die Ehre, auf dem Capitol gekrönt worden zu sein, wohl verdiente, eine Ehre, deren seit Petrarca Niemand wieder theilhaftig geworden war.

Dieser berühmte Mann war schon sehr betagt. Man sah ihn selten in Gesellschaften und noch seltener öffentlich. Ich hatte gehört, daß er am Himmelfahrtstage der heiligen Jungfrau in der Akademie der Intronati in Siena auftreten würde, und reiste also mit meiner Frau sogleich ab. Als Fremde erhielten wir ohne Schwierigkeit Zutritt und einen Platz in der Akademie.

Der Dichter sang eine ganze Viertelstunde in Pindarischen Strophen. Man kann sich etwas Schöneres, Ueberraschenderes nicht denken, denn Petrarca, Milton, Rousseau, ja Pindar selbst glaubte man zu hören. Ich konnte mir die Freude nicht versagen, ihn den folgenden Tag zu besuchen, und diese Bekanntschaft ist mir so nützlich als interessant gewesen. Das

gesellschaftliche Leben in Siena war überhaupt ganz nach meinem Geschmack. Ehe man die Karten zur Hand nahm, glitt die Conversation erst über alle Zweige der Kunst und Literatur hin; man las Abhandlungen über diesen oder jenen Gegenstand, und die Damen hatten gleichen Antheil an diesem geistigen Wettkampf. Es wäre zu bedauern, wenn jetzt, wie in dem ganzen übrigen Italien, so auch in Florenz, die Galanterie den wissenschaftlichen Gehalt des Gesellschaftlebens verdrängt hätte.

Ich setzte nun meine Reise nach Pisa fort und studirte diesen toscanischen Landesstrich als gewissenhafter Tourist, das heißt, ich durchzog die sumpfige Maremma, bewunderte die dortige Porzellanfabrik, so wie die etruskischen Denkmäler in Volterra und durchkroch meiner Furchtsamkeit zum Trotz die Katakomben auf allen Vieren. Am aufmerksamsten betrachtete ich die antidiluvianischen Muscheln und die volterrischen Alabastergefäße und langte endlich wohlbehalten in dem reichbeschifften und industriellen Pisa an. Aber statt des einen Jahres, das ich hier bleiben wollte, vergingen mir drei, und wie kam das?

Die ersten Tage nach meiner Ankunft in Pisa strich ich, die Merkwürdigkeiten der Stadt musternd, umher und beaugenscheinigte die prächtige Kathedrale, den äußerlich nach einer Seite hängenden und doch von

innen ganz regelmäßigen Thurm, sowie den Friedhof, dessen alkalische oder kalkartige Erdsalztheilchen jeden Leichnam in vierundzwanzig Stunden in ein Häufchen Asche verwandeln. So streife ich denn auch eines Tages unweit des Schlosses umher und gestand mir eben, daß ich mich aus Mangel an Bekanntschaft recht allerliebst zu langweilen anfange. Da fiel mein Auge auf eine große Thoreinfahrt, die zahlreiche Wagen und Fußgänger in sich aufnahm. Ich warf einen Blick hinein und sah einen geräumigen Hof, der einen Garten begrenzte, wo eine sehr zahlreiche Gesellschaft unter einer Art Laube saß. Auf meine Erkundigung, was dieß zu bedeuten habe, erfuhr ich, daß die hier versammelte Gesellschaft eine Colonie der Arkadier von Rom sei. Sie nannte sich Colonia Alfea nach dem berühmten Fluß in Griechenland, der das alte Pisa in Aulis bespülte.

Der Thürsteher verweigerte mir auf mein Ansuchen den Eintritt nicht, und als ich eine Weile die theils guten, theils mittelmäßigen Vorträge mit angehört, fiel mir ein Sonnet ein, das mit einigen kleinen Veränderungen ganz vortrefflich hierher paßte. Ich ließ also durch den Aufseher, welcher mir meinen Platz angewiesen, den Vorsteher der Gesellschaft um die Erlaubniß bitten, das so eben mir zu Theil gewordene Vergnügen in einigen Strophen besingen zu

dürfen. Der Vorsitzende trug diese meine Bitte der Gesellschaft vor, und da deren Neugier hinsichtlich meiner sich schon deutlich genug kund gegeben, so willigte man einstimmig in mein Begehren.

Als ich nun meine vierzehn Strophen mit jener Biegung der Stimme gesprochen, die den Werth guter Verse erhöht und die Mangelhaftigkeit schlechter oft verdeckt, brach ein wahrer Beifallssturm los. Man glaubte freilich, ich hätte das Sonnet eben erst improvisirt, und man drängte sich mit den schmeichelhaftesten Aeußerungen um mich her.

Da machte ich denn plötzlich eine Menge Bekanntschaften aus der beßten Gesellschaft. Die mir nützlichste und angenehmste war die des Herrn Fabri, des Kanzlers der Jurisdiction des St. Stephansordens. Er war Vorsitzer jener arkadischen Gesellschaft unter dem idyllischen Titel: der Hirt.

Ich besuchte nun meine Arkadier der Reihe nach, und die gegen den Fremden stets so gastfreundliche Zuvorkommenheit der Pisaner that mir wohl. Kurz und gut, ich galt hier für einen venetianischen Advocaten, der zwar ohne Geschäfte, aber nicht ohne Geschäftskenntniß sei. Da ich wußte, daß in Pisa jeder fremde Rechtsgelehrte vor dem Gerichtshofe erscheinen darf, so ließ ich durch die Aufmunterung meiner neuen Freunde mich bestimmen, meinen Namen als Civil- und Crimi-

naladvocat in die Liste einzutragen. Meine Pisaner hielten mir Wort, und auch ich schien ihren Erwartungen zu entsprechen, denn ich hatte Tag und Nacht vollauf zu thun. Sacchi hatte mir geschrieben und mir einen Lustspielstoff: der Diener zweier Herren, so lockend ausgemalt, daß ich nicht widerstehen konnte und die Nächte dieser Arbeit opferte. Ich konnte übrigens kaum zwei Dritttheile der Processe, welche mir übergeben werden sollten, annehmen, und meine Praxis war ein Gegenstand des Neides für alle meine Collegen.

Da führte mein Unstern eine Schauspielertruppe nach Pisa, und da ich es mir nicht versagen konnte, mit ihr bekannt zu werden, so ließ ich mich auch überreden, ihr meine „hundert und vier Abenteuer einer Nacht" anzuvertrauen. Ich habe schon früher erzählt, wie hart ich diese Dummheit büßen mußte. Aber die mißliebige Aufnahme meines von den Schauspielern verdorbenen Scenariums ärgerte mich doch so tief innerlich, daß ich mir fest vornahm, an die Bühne gar nicht mehr zu denken. Dafür gewann ich im nächsten Monate drei Processe. Aber der arme Sacchi — nur diesen „Diener zweier Herren noch" — dann — gewiß keinen Federstrich mehr für's Theater.

Meine Arkadier, von deren Abendgesellschaften ich mich aus Mangel an Zeit hatte zurückziehen müssen, überhäuften mich mit Vorwürfen, und eines

schönen Tages überbrachte mir Fabri mein Diplom als Mitglied der Arkadier unter dem Namen Polissено und zugleich die Belehnung mit den phegaischen Ländereien, doch freilich — nur auf dem Papiere und in unseren Gesängen. Ich ward nun von der Akademie als Polisseno Fegcio begrüßt, dichtete Sonnete und Oden, verhehlte mir aber nicht, daß, die Erfindung abgerechnet, ich mein Lebtage kein großer Dichter gewesen bin.

Es kamen nun auch mannichfache Unannehmlichkeiten in Pisa über mich, und besonders glaubte ich bei Besetzung einiger Stellen mich absichtlich zurückgesetzt. Sacchi hatte mir geschrieben, daß mein „Diener zweier Herren“ in Venedig außerordentlich gefallen habe, und schickte mir ein bedeutendes Honorar. Er bat um ein neues Stück und bemerkte dabei, daß es ihm lieber sein werde, wenn ich nicht ein bloßes Fachstück, sondern ein gefühlvolles, feines Lustspiel schreiben wolle. Und nach langem Schwanken zwischen Thalia und Justitia schrieb ich: „das verlorene und wiedergefundene Kind Harlekins.“ Der Erfolg, den diese Kleinigkeit in Italien und besonders in Frankreich gehabt hat, hat mich nach Paris geführt; dessenungeachtet bin ich über die Fehler dieses Stücks so wenig verblendet, daß es bei meinen Lebzeiten nie zum Druck gelangen soll.

Durch einen originellen Pantalonspieler Namens Darbes, der mit seinem Director Medebac um hundert Ducaten gewettet hatte, daß er ein Stück von Goldoni bekommen müsse, war ich im Hause des Directors selbst bekannt geworden. Madame Medebac spielte meine „Griseldis" und die Rosaura in meinem Lustspiele „die brave Frau," ich kann wohl sagen, in höchster Vollkommenheit.

Sie haben, sagte Medebac eines Tages zu mir, in Pisa mannichfache Verdrüßlichkeiten gehabt, und ich würde es natürlich finden, wenn Sie Toscana sobald als möglich verließen. Nun giebt es zwar, wie Sie wissen, in Venedig zwei Theater, wo man Lustspiele zur Aufführung bringt; wenn ich nun aber noch ein drittes eröffnen und es auf fünf bis sechs Jahre pachten wollte, würden Sie mir wol dann die Ehre erweisen, für mich zu arbeiten?

Dieser Antrag war allerdings sehr schmeichelhaft für mich, und da überhaupt mein Herz mehr an der Lustspiel- als an der Proceßfeder hing, so nahm ich das Anerbieten des Directors dankend an. Wir setzten unsere Bedingungen contractlich fest und unterzeichneten. Ich stand nun im Sold einer Privatperson.

In Florenz bekam ich in der Akademie der Apathisten noch eine seltsame Merkwürdigkeit zu sehen. Der S i b i l l o n e oder die g r o ß e S i b y l l e ist eine

gelehrte Belustigung, die man von Zeit zu Zeit veranstaltet und wovon ich bis dahin noch nichts gesehen hatte. Es ist ein Kind von zehn bis zwölf Jahren, das man mitten im Saale der Versammlung auf eine Kanzel stellt. Unter den Anwesenden wird aufs Gerathewohl eine Person ausgewählt, welche der jungen Sibylle eine Frage vorlegt. Das Kind spricht nun irgend ein Wort aus, aber es muß das augenblicklich geschehen, und dieses Wort wird dann als antwortendes Orakel auf die geschehene Frage betrachtet. Diese Antworten, welche die Giltigkeit von Orakelsprüchen haben und die ein junger Schüler, ohne Zeit zur mindesten Ueberlegung zu haben, sofort geben muß, haben natürlich nicht den geringsten Menschenverstand. Aber neben der Sibylle steht ein Akademiker, der die Weisheit des Orakels laut verkündet und es sogleich erläutert.

Um dem Leser einen Begriff zu geben, wie weit die Einbildungskraft und Kühnheit eines witzigen Italieners geht, will ich hier die Frage, die Antwort und die Erläuterung wiedergeben, die ich eben zu hören bekam.

Ein gleich mir anwesender Fremder legte der Sibylle die Frage vor, woher es komme, daß die Frauen öfter und leichter weinten als die Männer. Als Antwort sprach die Sibylle das einzige Wort: Stroh. Der Ausleger wendete sich hierauf gegen den Frager und behauptete, der Orakelspruch hätte nicht entscheidender und befriedigender ausfallen können.

Dieser gelehrte Akademiker, ein großer und starker Abbé von ungefähr vierzig Jahren, hielt nun mit heller, angenehmer Stimme eine Rede, die fast eine Stunde dauerte. Er analysirte alle leichten und dünnen Pflanzengattungen und bewies, daß Stroh die hinfälligste von allen sei. Vom Stroh ging er dann auf die Frauen über und entwarf mit ebensoviel Geläufigkeit als Klarheit eine Abhandlung über die Anatomie des menschlichen Körpers. Er wies die Quelle der Thränen bei beiden Geschlechtern nach, bei dem einen die Zartheit der Fibern, bei dem anderen deren Festigkeit. Endlich schloß er mit einer Schmeichelei für die anwesenden Damen, indem er der Schwäche die Vorzüge der größeren Empfindsamkeit beilegte und sich wohl hütete, der kleinen erzwungenen Thränen, die den Damen, so oft sie nur wollen, zu Gebote stehen, zu erwähnen.

Ich gestehe, daß mich dieser Mann in Erstaunen setzte. Es ist unmöglich, mehr Wissenschaft, mehr Gelehrsamkeit und Präcision bei einem Gegenstande anzuwenden, der so wenig dazu geeignet scheint.

Als ich in meine Wohnung zurückkam, fand ich einen Brief und den Wagen, den ich aus Pisa erwartet hatte. Meine Koffer standen auf dem Zollhause von Florenz; ich ließ sie nach Bologna abgehen und trat dann sofort meine Reise nach Venedig an.

Zweite Abtheilung.

Seit Goldoni's Rückkehr nach Venedig bis zu seiner Ankunft in Frankreich.

Medebac hatte also das Theater St. Angelo gepachtet, und bis zu den Weihnachtsferien brachte ich drei dreiactige Charakterstücke in Prosa auf die Bühne. „Schön Antonchen“ fiel durch, und bei genauer Prüfung mußte ich mir gestehen, daß die Schuld einzig an mir, nicht an den Schauspielern lag. „Der vorsichtige Mann“ und „die venetianischen Zwillinge,“ welche beide Stücke ich für Darbes geschrieben, der als Pantalon noch nicht ohne Maske gespielt hatte und doch so ganz dazu geeignet war, gewannen mir das Vertrauen meiner Landsleute wieder. Einige kritische Theaterbroschüren, welche um diese Zeit erschienen, vertheidigten sogar theilweis mein „Schön Antonchen,“ indem sie es einzig als localen Mißgriff bezeichneten. Ich hätte es überall, nur nicht in Venedig dürfen aufführen lassen, sagte man. Auch die anderen beiden Novitäten erhielten ihre Seitenhiebe und ihre Anerkennung; aber

diese Kritik, welche die erste war, die meinen Bühnenarbeiten zu Theil wurde, ärgerte mich doch um Medebac's willen außerordentlich. Man nannte seine Truppe eine Gauklerbande, was zwar ein schlechter, aber insofern nicht ganz unpassender Witz war, als Frau Medebac die Tochter eines Seiltänzers, Brighella, ihr Oheim, Bajazzo gewesen und der Pantalon die Stiefschwester des Oberhauptes dieser Luftspringer geheirathet hatte. Gleichwohl war diese Familie nicht nur eine durch Sittenstrenge und Anständigkeit sich auszeichnende, sondern sogar in ihrer Erziehung und Bildung nichts weniger als vernachlässigt. Medebac hatte Anlagen an ihnen bemerkt, die auszubilden er sich zum Vergnügen gemacht, und so waren sie durch Fleiß und gut genützte Befähigung bald zum Range einer der beßten italienischen Truppeu emporgestiegen. Sie hatten also den Neid der übrigen venetianischen Schauspielergesellschaften erregt, und da man ihre Leistungen nicht herabsetzen konnte, so war man gemein genug, sich an ihr Herkommen zu halten. Aber die Feinde blieben wenigstens nicht Sieger.

„Die schlaue Frau," womit ich das Carneval wieder eröffnete, wurde dreißig Mal hintereinander gegeben, und meine Reform schritt von jetzt an immer entschiedener vorwärts. „Das rechtliche Mädchen" hatte ich hauptsächlich in Berücksichtigung unserer venetiani-

schen Gondoliere geschrieben, die freien Zutritt in das Parterre haben, wenn es nicht voll ist. Nun hatten sie in meinen Stücken aber niemals Platz gefunden und schimpften daher ganz gewaltig auf mich. Als ich ihnen nun einige Ecken und Winkel einräumte und sie auf das Theater brachte, war ich ihr beßter Freund, und sie hätten mich auf den Händen getragen.

So lange ich den angebahnten Weg des italienischen Theaters verfolgt und den Possenspiel-Skizzen oder ungeheuerlichen Staatsactionen, an die man gewöhnt war, ihr Recht widerfahren lassen, so lange ich also nicht ausschließlich als Erfinder und unumschränkt herrschender Dichter in ganz selbstständigen Schöpfungen aufgetreten war, so lange gönnte man mir den Beifall des Parterre. Jetzt aber erhob sich die richtende Kritik mit gar argem Stirnrunzeln, und Verstöße gegen Aristoteles, Horaz und Castelvetro wurden mir auf den Kopf Schuld gegeben. Die Einheit der Handlung und die Einheit der Zeit brachte man zwar nicht als Zeugen gegen mich auf, aber die Einheit des Ortes sollte ich unverzeihlich verletzt haben.

Ich will mit wenigen Worten hier einschalten, wie ich die Sache ansehe.

In allen meinen Lustspielen geht die Handlung in derselben Stadt vor sich, und meine Personen, wenn

sie auch an verschiedenen Orten auftreten, bleiben doch stets innerhalb derselben Mauern. Meiner Ansicht nach ist aber die Einheit des Ortes auf diese Weise hinlänglich beobachtet. Die Kritik der Epigonen ist überhaupt von jeher etwas eigenmächtig verfahren, indem sie die Praxis der Erfindung nachträglich in ein System gebracht hat. Ich habe nirgends, weder im Aristoteles noch Horaz, ein deutliches, klar und bestimmt ausgesprochenes Gesetz für die unbedingte Einheit des Ortes auffinden können, weßhalb ich sie in aller Strenge auch nur da gehalten habe, wo es sich thun ließ, ohne einen glücklichen Stoff einem beschränkten Vorurtheile aufzuopfern.

Meine Feinde und Tadler wurden aber mehr durch das übertriebene Lob meiner Freunde als durch ihr Mißbehagen an meinen Arbeiten gegen mich gereizt. Dieser blinde Enthusiasmus hat mir unsäglich geschadet, und ich könnte wol mit Recht ausrufen: Gott bewahre jeden Dichter vor seinen Freunden, mit seinen Feinden wird er schon fertig werden.

„Das rechtschaffene Mädchen" sollte nun nach dem Urtheil meiner Anhänger ein Stück ohne alle Fehler sein, aber meine Gegner fanden den Protagonisten übel gewählt. Denen, welche an diesem griechischen Worte Anstoß nehmen, gebe ich zu bedenken, daß dieser Gräcismus meiner Ansicht nach wol erlaubt ist, wenn er

eine Umschreibung mehrer Worte erfordert. Muratori, Metastasio und die meisten unserer Dichterheroen haben schon mit diesem Worte die Hauptperson eines Stückes bezeichnet, und ich werde ihnen hierin nachahmen.

Man tadelte mich also, daß ich den Charakter meiner Lustspielheldin weder dem Laster, noch der Thorheit entnommen, indem dadurch der Zweck des Lustspiels verfehlt sei. Ich dagegen sagte mir, daß ich meinem Vaterlande eine kleine Schmeichelei machen und zugleich ein Muster zur Nachahmung aufstellen wollte. Mein Stoff war neu, local und darauf berechnet, einen gewissen Enthusiasmus für die Tugend zu wecken. Damit ist aber nicht jene herrische Tugend der französischen Dramen gemeint, welche mehr elegisch gehalten und auf Rührung berechnet ist. Das Lustspiel, welches nur die Sprache der Natur reden soll, schließt die tugendhaften und pathetischen Regungen nicht gänzlich aus, obgleich es freilich in seiner Basis jene scherzhafte Komik nicht verläugnen darf, welche ihm Athem und Leben giebt.

Man halte mich aber nicht etwa für so anmaßend, daß ich meine Ansicht didaktisch Anderen aufdringen wolle; ich möchte nur, daß diese Blätter einst den Büchern zugezählt werden, die, so unbedeutend sie auch sind, doch zuweilen etwas Beachtenswerthes darbieten.

Ich hatte schon lange mein Augenmerk auf die in Italien herrschende Sitte des Cicisbeats gerichtet und diese Märtyrer der Galanterie, die Sklaven der Launen des schönen Geschlechts auf das Theater bringen wollen. Dieß war aber nicht ohne Gefahr für mich, denn die Galanterie ist eine Art Tugend in Italien, und ich konnte also nur einen möglichen Sieg hoffen, wenn ich die Kritik ebenfalls in den Mantel der Tugend hüllte. Der Gang des Stücks war nämlich folgender.

Donna Eleonore, eine Dame von vornehmer Geburt, aber mittelmäßigem Vermögen, hat einen reichen neapolitanischen Edelmann geheirathet, der das Unglück gehabt hat, seinen Gegner im Duell zu tödten. Er hat nach Benevent fliehen müssen, und seine Güter sind confiscirt worden. Die Frau, deren ganzes Heirathsgut in ihrem Adel besteht, ist also in sehr übler Lage. Ihr Mann bittet sie um Unterstützung, und von einem Proceß, den sie gegen den Fiscus eingeleitet, ist das Ende gar nicht abzusehen.

Die Dame ist verständig und von untadeliger Aufführung. Sie soll den Miethzins bezahlen und veräußert einige Juwelen, um dieß zu können. Da tritt der Procurator in's Zimmer und nimmt unter dem Vorwand, die Gerichtskosten bezahlen zu müssen, das ganze eben aufgezählte Geld mit sich fort.

Don Roderich, aus einer der ersten neapolitani-

schen Familien, hat eben so viel Bewunderung als aufrichtige Anhänglichkeit für Donna Eleonore, aber er ist nicht ihr Cicisbeo. Dieser achtbare Mann, welcher Eleonorens Zartgefühl kennt, sucht einen Vorwand, um ihr seine Hülfe anbieten zu können. Nun glauben aber ihre Bekanntinnen, daß, weil eine jede ihren Cicisbeo hat, Don Roderich in einem gleichen Verhältnisse zu Eleonoren stehe.

Sie sind neugierig, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie sie die Abwesenheit ihres Mannes benutze, und besuchen sie mit ihren Cavalieren. Diese Scene zeigt, wie der Mann der einen dieser Damen der Cicisbeo der anderen und wie man gegenseitig damit zufrieden ist. Man bekommt dabei ein Pröbchen dieser eigenthümlichen Galanterie und von dem Conversationstone, der in diesem Zusammenleben herrscht.

Im tête à tête aber artet dieser Ton immer mehr aus, und ich will nur eine Scene hier anführen, die ich der Natur abgelauscht. Eine verheirathete Dame beklagt sich gegen ihren Cicisbeo, daß ihr Diener ihr den schuldigen Respect verweigere. Dafür muß er bestraft werden, sagt der Herr. Ja, ja, antwortet die Dame, aber Ihnen kommt es zu, mir Gehorsam und Achtung bei meinen Leuten zu verschaffen. — Die Kürze, zu welcher ich in diesen Auszügen gezwungen bin, nöthigt mich, zur Entwickelung zu eilen. — Eleonorens

Gemahl erkrankt in Benevent und stirbt. Nun kommen wieder die neugierigen Damen und machen der jungen Witwe in Gesellschaft ihrer Cicisbeen ihre Condolenzvisite. Kein Thürsteher ist zu sehen, die Dienstleute sind beschäftigt, und die Damen steigen also am Arme ihrer Cavaliere die Treppe hinauf.

Sie treten ein, ohne sich melden zu lassen. Die Frau vom Hause ist erstaunt; es giebt viel Entschuldigungen von der einen und viel Zurückhaltung von der anderen Seite. Als dann Roderich erscheint, macht man sich Zeichen mit den Augen und Ellenbogen, und ein boshaftes Lächeln zuckt um die Lippen.

Eleonore, ermüdet und gelangweilt von diesem Besuche, bittet um die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen. Die lieben Freundinnen finden das ganz natürlich, denn die junge Wittwe ist so trostlos und Don Roderich so trostbeflissen. Eleonore ist außer sich über diese Begegnung und bittet diesen, sie für immer zu verlassen. Da zeigt er ihr einen Brief von ihrem verstorbenen Gatten vor, in welchem ihm dieser seine Frau an das Herz legt und ihn bittet, sich um ihr Herz und ihre Hand zu bewerben. Die Damen und ihre Ritter treten auf die Seite des Bittenden, und die Wittwe verlangt endlich ein Jahr Bedenkzeit. Don Roderich ist damit zufrieden, und nach einigen spöttischen

Schlußbemerkungen von Seiten der Besuchenden schließt das Stück.

Diese Arbeit gefiel außerordentlich; das Stück wurde bis zum Schluß der Herbstvorstellungen ununterbrochen gegeben. Statt des Tadels und der unwilligen Klagen, welche ich erwartet, traten die Damen mit und ohne Cicisbeo auf meine Seite, indem sie gegenseitig über einander witzelten. Einen Angriff erfuhr ich aber doch einer Anekdote wegen, die ich dem Stücke einverleibt hatte. Die Sache war folgende.

Ein adeliger junger Herr will gern der Cicisbeo der Donna Eleonore werden, was in allen Gesellschaften viel Anlaß zum Lachen giebt. Er wettet um eine goldene Uhr, daß es ihm gelingen werde, sie zu besiegen, und diese Unbesonnenheit führt eine unangenehme Scene mit Don Roderich herbei. Es erfolgt eine Ausforderung zum Duell und darauf nachstehende Antwort: „Mein Herr, die Gesetze verbieten mir zwar, Ihre Ausforderung anzunehmen, aber nicht die Strafe, sondern einzig die Schande, welche den trifft, der durch ein Duell dieses Gesetz übertritt, bestimmt mich, das gewünschte Rendezvous abzulehnen. Glauben Sie jedoch, mein Herr, daß ich meinen Degen keineswegs als bloße Zier an der Seite trage; er wird seine Schuldigkeit thun, sobald Sie es wagen sollten, mich irgend wie zureizen. Ich bin ꝛc.“

Diese Antwort wurde die Veranlassung einer scharfen Kritik. Der Verfasser derselben behauptete nämlich, Don Roderich handle hier nicht als Ehrenmann, allein er wagte nicht, sich zu nennen, und so war diese anonyme Brochüre schon den Tag nach ihrem Erscheinen vergessen.

Von allen meinen bisherigen Bühnenarbeiten machte „die schlaue Wittwe" das meiste Glück und hatte deßhalb auch das schärfste Feuer der Kritik auszuhalten. Meine und meiner Schauspieler Gegner versuchten jetzt einen Streich, der uns ihrer Meinung nach vernichten mußte. Man höre, wie. Eines Tages, als wir das Stück wiederholt geben wollten, kündigte der Anschlagzettel vom Theater St. Samuel ein neues Lustspiel, „die Wittwenschule", an, und ich hatte schon davon reden gehört, daß dieses Stück eine Parodie des meinigen sei. Aber nein, das konnte ich nicht finden, denn es war meine „Wittwe" selbst; die vier Nationalitäten, Intrigue und Gang der Scenen, Alles vom Anfang bis zu Ende strenge Copie. Nur der Dialog war geändert und zwar so, daß die gröbsten Beleidigungen gegen mich und meine Schauspieler sich überstürzten.

So recitirte z. B. ein Schauspieler einige Stellen aus meinem Stücke, und die Replik war: „Abgeschmacktes Zeug." Nun kamen wieder einige Scherze und Lieblingswitze aus meinem Original, worauf das

ganze Corps „Dummheit über Dummheit“ zu schreien anfing.

Wie aber nahm das Publicum diese vortreffliche Arbeit auf? Es jauchzte dem Verfasser Beifall zu, und belohnte jeden sarkastischen Zug mit schallendem Gelächter, lautem Bravo und Händeklatschen. Während dieß geschah, saß ich, meine Maske vor dem Gesicht, in meiner Loge, schwieg und grollte in meinem Herzen dem undankbaren Publicum.

Ich hatte jedoch Unrecht. Dieses gegen mich verschworene Publicum war nicht das meinige. Der größte Theil jener Zuschauer bestand aus Personen, die nur zu sehr bei meiner Niederlage interessirt waren. Medebac und ich, wir hatten sechs Theater gegen uns, und jedes derselben hatte seine Freunde und Anhänger. Wer wüßte übrigens nicht, wie gern die Schmähsucht Unbetheiligte auf Unkosten des Betheiligten zu belustigen sucht.

Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich hatte zwar versprochen, meinen Kritikern nie zu antworten, aber in diesem Falle wäre es feig gewesen, wenn ich mich nicht dem Strome, welcher mich verschlingen wollte, entgegengestellt hätte. Ich ging also nach Hause, schloß mich in mein Cabinet ein und legte die Feder nicht eher wieder aus der Hand, als bis ich mir Genugthuung verschafft zu haben glaubte.

Ich hatte einen Dialog zwischen drei Personen unter dem Titel: „apologetischer Prolog zur schlauen Wittwe", in dieser Nacht niedergeschrieben und darin, ohne mich mit dem elenden Machwerk meiner Feinde gründlich zu befassen, nur die Nothwendigkeit einer Theaterpolizei anschaulich zu machen gesucht. Sehr häufig hatte ich bemerkt, daß der venetianische Pöbel sich z. B. des Wortes Panimbruo bedient, wenn er die Protestanten schmähen will, denn dieser schwankende Ausdruck ähnelt dem französischen Hugenot. Da nun der Gondelier des Lords in jener „Wittwenschule" seinen Herrn einen Panimbruo genannt und man ebensowenig die übrigen Ausländer geschont hatte, so hatte ich hervorgehoben, in wie große Verlegenheiten durch ein so unzartes Verfahren die Republik den Fremden gegenüber gebracht werde, und erst, als ich die Sache von dieser Seite eines Gemein-Interesse beleuchtet, kam ich auf die mir persönlich angethane Unbill. Ich zeigte jetzt, welches Unrecht mir geschehen, und indem ich die böswillige Kritik durch Vernunftgründe niederschlug, beantwortete ich jene beleidigende Satire auf dem philosophischen Wege ruhiger Entgegnung.

Als meine Broschüre fertig war, schickte ich sie in die Druckerei und wendete mich — um die Conflicte der Gerichtsbarkeiten und Protectionen zu vermeiden —

mit meiner Beschwerde nicht an die Regierung, sondern an das Publicum.

Aber es war nicht möglich, meinen Plan bis zur Verwirklichung geheim zu halten. Man hatte bald Kenntniß davon und that alles nur Erdenkliche, um mich an der Ausführung zu hindern, woraus ich doch ersah, daß man mich fürchtete.

Nun hatte Medebac einen sehr vornehmen, hochgestellten Gönner, von dem wir allenfalls Schutz hätten erwarten können. Dieser Herr erzeigte mir denn auch eines schönen Tages die Ehre seines Besuches und — rieth mir, meinen Prolog zurückzunehmen. Er fürchtete, daß meine Kühnheit mich und mit mir zugleich Medebac in's Verderben stürzen möchte, und brachte also statt guter That nur guten Rath. Als er sah, daß ich fest blieb, vertraute er mir, wie ich auf diesem Wege dem obersten Tribunal der Staatspolizei in die Hände fallen werde. Hierauf antwortete ich Sr. Excellenz, daß ich zwar auf Verlangen den Drucker, welchem ich meine Broschüre übergeben, nennen und es mir gefallen lassen müsse, wenn die Regierung das Manuscript mit Beschlag belegen wolle, daß ich aber dann augenblicklich Venedig verlassen und es in der nächsten Stadt in Druck geben werde. Großes Erstaunen über solche Festigkeit, ein freundschaftlicher Händedruck, und — am folgenden Tage er=

schien meine Broschüre. Ich hatte dreitausend Exemplare abziehen lassen und vertheilte sie gratis in alle Kaffeehäuser, öffentliche Versammlungsörter und an den Thüren der Schauspielhäuser, so wie an meine Freunde, Gönner und Bekannten. Und das Ergebniß? werden meine Leser fragen.

Die „Wittwenschule" wurde sofort unterdrückt, und schon am zweiten Tage erschien eine Verordnung des Senats, welche die Theatercensur einführte. Meine „schlaue Wittwe" erfreute sich jetzt einer um so größeren Theilnahme, und unsere gedemüthigten Feinde zogen sich kleinlaut hinter die Schranke ihrer Anonymität zurück. Wir aber verdoppelten unsere Thätigkeit und unseren Fleiß.

Der Carneval von 1749 ging zu Ende. Obgleich wir uns aber jetzt ganz vortrefflich befanden, so wollte ich doch das Theaterjahr nach dem mir zu Theil gewordenen Siege mit etwas Neuem beschließen. Da es mir aber an Zeit fehlte, so brachte ich ein dreiactiges Lustspiel in Prosa; „die glückliche Erbin", auf die Bühne. Das Stück fiel durch, wie ich vorausgesehen, denn ich hatte diese Arbeit schon lange unter meinen vorräthigen Manuscripten gehabt, ohne mich damit herauszuwagen. Da war denn das Publicum für seine Neuigkeitsgier ein wenig bestraft, zugleich aber, wie jedes gelangweilte Publicum, so miß-

vergnügt, daß unser Theaterschluß ziemlich unangenehm verlief.

Ein anderer, aber noch weit verdrießlicher Vorfall ereignete sich zu gleicher Zeit und war für mich von weit gefährlicheren und beunruhigenderen Folgen. Darbes, unser vortrefflicher Pantalon, eine der beßten Stützen unserer Truppe, wurde durch den sächsischen Bevollmächtigten von der Republik für den König von Polen erbeten. Er verließ also die Truppe augenblicklich und reiste ab.

Dieser Verlust war für uns um so fühlbarer, als keine Individualitäten zur Ergänzung bekannt waren. Die Folge davon war, daß man uns in der nächsten Zeit alle Logen für das folgende Jahr aufkündigte. Verstimmt und gereizt durch diese Laune des Publicums versuchte ich einen letzten Gewaltstreich. Ich schrieb einige schlechte Verse als Abschiedsworte für den Schluß der Vorstellungen und ließ darin die erste Schauspielerin, welche sie sprach, dem Publicum das Versprechen geben, daß der Dichter, der für die Gesellschaft arbeite, sich zu sechszehn neuen Stücken für das nächstfolgende Jahr anheischig mache*).

Ich hatte noch zu keinem dieser Stücke auch nur eine entfernte Idee, aber es mußte Wort gehalten

*) Wir wollen dem Leser die Namen ersparen.

werden, und die Stücke kamen auch wirklich im Verlauf eines Jahres alle sechszehn auf die Bühne, ungeachtet meine Feinde in einer Broschüre, welche sich auf den Fall meines letzten Stückes bezog, eine furchtbare Tirade gegen mich ließen. „Goldoni's Zeit" — sagten sie — „ist vorüber. Es wird ein trauriges Ende mit ihm nehmen, und sein Stolz wird noch gedemüthigt werden."

Den größten Beifall des Publicums erhielt die „Pamela," ein nach dem bekannten englischen Roman gearbeitetes Drama, und ich gestehe ganz unverhohlen, daß ich anfangs an dem Geschmack des Publicums ganz irre ward, als es mein „Weibergeklatsch," die letzte meiner sechszehn Bühnenarbeiten und eben nicht die stärkste, mit einem mir fast ärgerlichen Enthusiasmus aufnahm. Man beglückwünschte mich in meiner Loge, schleppte mich im ganzen Theater umher, und meine Freunde vergossen Freudenthränen. Als ich mich, über diese Demonstrationen ernstlich verstimmt, zurückziehen wollte, löste sich mir das Räthsel, und ich erkannte, daß dieser Jubel nicht meinem „Weibergeklatsch," sondern dem Triumphe meines erfüllten Versprechens galt.

Ich stand jetzt in meinem dreiundvierzigsten Jahre, und die anhaltende Arbeit hatte meine Gesundheit erschöpft. Der Director, welcher in dem letzten Jahre

vortreffliche Geschäfte gemacht, dachte nicht daran, daß ich noch außer dem bestimmten Honorar ein kleines Geschenk hätte erwarten dürfen, da man sechszehn Stücke in zwölf Monaten nicht eben aus dem Aermel schüttelt. Weil man aber von Lobeserhebungen und Ehre nicht satt wird, so dachte ich an eine gedruckte Ausgabe meiner Werke. Was ich mir kaum hätte träumen lassen, geschah. Medebac widersetzte sich diesem Plane und erklärte meine Arbeiten für sein gekauftes Eigenthum. Einige Gönner unterstützten ihn, und da ich nicht mit Personen processiren mochte, mit denen ich täglich verkehrte, so begnügte ich mich mit dem Zugeständniß, jährlich einen Band herausgeben zu dürfen, und erwartete nur den Ablauf des fünften Jahres, um mein Contractverhältniß mit Medebac lösen zu können. Vor der Hand übergab ich also dem Buchhändler Anton Bettinelli den ersten Band meines Theaters; er erschien 1751 in Venedig.

Im Frühling 1751 begleitete ich in Gesellschaft meiner Frau, aber auf meine Kosten, die Truppe nach Turin, das mich unbeschreiblich anzog. Die Stadt ist in der großartigen Einförmigkeit, in der geschmackvollen Pracht und Wohnlichkeit ihrer Privat- und öffentlichen Gebäude wunderbar schön, und die Turiner möchte ich in ihrem geselligen Verkehre die Franzosen Italiens nennen, deren Sprache auch das Conversationsidiom ist.

Treffen sie auf einen Mailänder, Venetianer oder Genueser, so heißt es: „das ist ein Italiener."

Man gab meine Stücke in Turin, und ich kann sagen, sie gefielen. Aber ich hörte doch allenthalben und nach jeder Neuigkeit den Refrain: „Das Stück ist gut, aber Molière bleibt doch Molière."

Es geschah mir mit diesem Vergleich mehr Ehre, als ich im Grunde beanspruchen konnte, und ich wußte auch, daß diese Bemerkungen eigentlich nur von jenen oberflächlichen Theaterbesuchern herrührten, die in jeder Loge ein Sprechzimmer sahen. Auch ich kannte Molière und verehrte ihn so sehr als die Piemonteser; davon wollte ich sie auf meine Weise überzeugen. Diese Idee ward, kaum gefaßt, auch verwirklicht, und zwar dadurch, daß ich ein fünfactiges Lustspiel in Versen ohne Masken und ohne Scenenwechsel schrieb, dessen Titel „Molière" und dessen Inhalt zwei aus seinem Leben gegriffene Anekdoten waren*). Die eine betrifft seine beabsichtigte Verheirathung mit Isabellen, einer Tochter der la Bejart, die andere das Verbot seines „Tartüffe." Beide historische Thatsachen greifen aber so gut ineinander, daß die Einheit der Handlung nicht im Mindesten darunter leidet.

---

*) Gutzkow's „Urbild des Tartüffe" ist ein Spiegelbild von diesem Molière Goldoni's.

Die Pariser Scheinheiligen, welche der Aufführung von Molière's Tartüffe sich widersetzen, haben in Erfahrung gebracht, daß der Dichter eine Rücknahme dieses Verbotes beim König zu erlangen sucht, und sie fürchten, es könne ihm dieß vielleicht gelingen.

Nun führe ich in meinem Stücke einen Menschen jener heuchlerischen Gattung, Namens Pirlon, vor, der sich in das Haus des Dichters einschleicht, der la Béjart, die selbst in ihn verliebt ist, Molière's Liebe zu ihrer Tochter entdeckt und sie überredet, ihren Director und Kunstgenossen zu verlassen. Dann macht er auch bei Isabellen den Ohrenbläser, schildert ihr den Stand einer Schauspielerin als den Weg zum Verderben und versucht selbst Isabellens Mädchen für sich zu gewinnen. Diese aber, schlauer als ihre Gebieterin, macht den Heuchler in sich verliebt, spielt mit ihm und bringt Molière den Hut und Mantel des überlisteten Pirlon, in dessen Kleidern Molière auf der Bühne erscheint.

Der Schluß meines Molière spielt auf dem Theater im Hotel de Bourgogne, wo man eben den Tartüffe giebt. Man drängt sich um Molière, beglückwünscht ihn, und Pirlon, der in einem Seitenkabinet dem Erscheinen seines vermeintlichen Liebchens entgegenseufzt, wird herausgeholt und muß sich vor aller Welt produciren. Während man nun den Heuchler mit dem beißendsten Spott überhäuft, hat Isabellens Mutter den

Verdruß, Molière als den Bräutigam ihrer Tochter umarmen zu müssen.

Es finden sich in diesem Stücke viel geschichtliche Momente und Personen aus Molière's Leben, wie z. B. die Figur des Valerio niemand Anderes als der bekannte Schauspieler Baron, Leander dagegen eine Copie von Molière's Freunde Chapelle ist. In dem Grafen Lasca hatte ich aber meine Piemonteser persiflirt, die ohne Urtheilsfähigkeit dennoch urtheilen und den Schüler mit dem Meister verwechseln. „Molière" war mein erstes Stück, welches ich in gereimten Versen schrieb.

Ich war aber schon nach Genua abgereist, als das Lustspiel in Turin auf der Bühne erschien. Bald jedoch erhielt ich die Nachricht, daß es gefallen habe, und daß selbst die Anspielung mit dem Grafen Lasca als ein wohlverdienter Tadel hingenommen worden sei. Auch in Venedig ward das Stück mit immer steigendem Beifall gegeben, und dort wurde mir noch eine Ueberraschung zu Theil, indem ich von vier Personen, denen ich meine vier ersten Lustspiele im Druck zugeeignet hatte, sehr hübsche Geschenke erhielt. Sie bestanden in einer goldenen Uhr, einer goldenen Dose, einem silbernen Theebrett, einem Paket Chocolate und vier Paar venetianischer Spitzenmanschetten.

Ich hatte die Anstrengung meiner sechzehn neuen

Stücke körperlich noch nicht überwunden, als ich wieder und immer wieder schreiben mußte, denn Medebac und das Publicum verlangten stets Neues. Ich übergehe also einen Zeitraum, in welchem ich ungefähr zehn bis funfzehn neue Lustspiele schrieb, und bitte meine Leser, mich nach Bologna zu begleiten, wohin ich meinen Schauspielern aus Bedürfniß nach Luftveränderung gefolgt war. Da saß ich denn eines schönen Abends in einem Kaffeehause und hörte auf ein Gespräch, welches sich zwischen sechs bis sieben Personen in meiner Nähe entsponnen hatte.

„Wissen Sie etwas Neues, meine Herren?" sagte ein eben eintretender Nobili zu den ihn begrüßenden Freunden.

„Nun, und was?"

„Goldoni ist so eben angekommen."

„Meinetwegen auch schon wieder abgereist," rief der Eine.

„Die Neuigkeit ist keinen Heller werth," meinte ein Anderer.

„Ich freue mich darauf, ihn zu sehen," bemerkte ein Dritter.

„So, und warum denn?" fragten wieder die beiden Ersten.

„Goldoni ist ja der Verfasser der schönen Lustspiele, die —"

„Ja ja," unterbrach ein vierter Gast den Sprecher — „Goldoni ist der große Dichter, der die Masken abgeschafft und unser Lustspiel in den Grund hinein verdorben hat."

Während der Mann noch sprach, trat einer meiner Bekannten ein und bewillkommte mich herzlich, indem er meinen Namen nannte.

Dieses kleine Intermezzo belustigte mich sehr, ich sah einen jener Herren nach dem anderen verschwinden, und nur den auf meine Bekanntschaft Begierigen auf mich zukommen. Wir lachten viel über die hübsche Scene und gingen dann zusammen zu dem rühmlichst bekannten Senator von Bologna, dem Marchese d'Albergati Capanelli, einem Manne, der vielleicht das größte dramatische Genie seiner Zeit war und als Schauspielerdilettant, Lustspieldichter, Uebersetzer und Freund Voltaire's einen Namen hatte, der aber besonders als Held und Liebhaber von keinem darstellenden Künstler übertroffen wurde. Der Marchese hat mir später viel Liebes und Gutes erwiesen, und ich that, was ich konnte, um nur nicht allzusehr in seiner Schuld bleiben zu müssen.

Die Weihnachtsferien von 1751 waren nun da, und mit ihnen also die Zeit gekommen, wo mein Contract mit Medebac sich erneuern oder lösen mußte. Er suchte mich zu halten, aber ich blieb bei meinem Ent-

schlusse und trat mit einem venetianischen Nobili, dem Eigenthümer des Theaters St. Lucas, in contractliche Verbindung.

Nun hatte ich aber für das Theater St. Angelo noch bis zum Schluß der Vorstellungen zu arbeiten und dabei die Launen der Madame Medebac, die so arg sich äußerten, daß man einen Exorcisten kommen ließ und sie über und über mit Reliquien behing, und das eifersüchtige Mißbehagen der beliebten Soubrette, für die ich die „Mirandolina" und „die rachsüchtige Frau" schrieb, zu ertragen.

Das Theater St. Lucas hatte keinen Director. Die Schauspieler vertheilten die Einnahme unter sich, und der Eigenthümer des Saales, dem die Einkünfte der Logen zugingen, setzte ihnen nach Verhältniß ihrer Verdienste oder ihrer Thätigkeit beim Theater Pensionen aus.

Was mich betraf, so hatte ich meine Stücke dem Eigenthümer des Theaters gegen sofortige Bezahlung einzuhändigen, aber das Honorar betrug fast das Doppelte von dem, was mir Medebac bezahlt hatte. Dabei hatte ich auch gänzliche Freiheit, meine Arbeiten drucken zu lassen, und brauchte nicht mit der Truppe umherzuziehen. Kurz, die Bedingungen meines neuen Engagements waren nicht nur viel einträglicher, sondern auch ehrenvoller.

Nun kommen aber die Schatten von dieser Licht-

seite. Die erste Schauspielerin war beinahe eine Fünfzigerin, und ich durfte einer jungen reizenden Florentinerin, die eben in die Gesellschaft eingetreten war, nur zweite Partieen geben. Der Mann dieser überständigen alten Schauspielerin erklärte, sofort die Truppe verlassen zu wollen, wenn man die Rechte seiner Frau durch eine jüngere Schauspielerin beeinträchtigen wolle, und der Eigenthümer des Theaters konnte oder wollte nicht energisch verfahren. Sogar das Versprechen des vollständigen Gehalts als Pension bewog den auf den Ruhm seiner Frau eifersüchtigen Künstler nicht zur Nachgiebigkeit.

Doch zu etwas Anderem. Bettinelli hatte, wie schon gesagt, das Privilegium zum Druck meiner Werke in Händen. Er war durch Geld gewonnen worden, und ich hatte nun einen harten Kampf gegen Medebac, der ihm die Manuscripte meiner sämmtlichen Werke eingehändigt hatte, und gegen den Buchhändler, der im Besitz der Druckerlaubniß war, zu bestehen.

Ich würde ohne Zweifel diesen Proceß gewonnen haben, wenn ich eine förmliche Klage hätte erheben wollen. Aber ich verfuhr anders und kürzer in dieser Sache, reiste nach Florenz und kündigte bald darauf eine neue Ausgabe mit Veränderungen und Verbesserungen an.

Nun hatte ich zwar in Venedig fünfhundert Subscribenten, allein meine Ausgabe wurde in den Staaten der Republik, also in meinem eigenen Vaterlande, verboten. Bettinelli hatte Gönner gefunden, die sein ausschließliches Privilegium gelten zu machen wußten, und sämmtliche Buchhändler unterstützten ihn, weil es sich um eine fremde Ausgabe handelte. Dessenungeachtet gingen, so oft ein Band die Presse verließ, fünfhundert Exemplare nach Venedig. Wir hatten an den Ufern des Po eine sichere Niederlage ausfindig gemacht, und die Contrebande wurde dann von einer Gesellschaft venetianischer Nobili von der Grenze in die Hauptstadt geführt. Die Käufer erhielten ihre Exemplare richtig, und die Regierung mischte sich in diese spaßhafte Angelegenheit durchaus nicht.

Von den zahlreichen Lustspielen, die ich nun wieder in Arbeit nahm, hatte „die persische Braut" den größten Erfolg. Sie wurde so oft gegeben, daß das Stück nachgeschrieben worden war, und binnen kurzer Zeit ohne Jahrzahl und Angabe des Verlegers im Druck erschien. Ich mußte später noch zwei Fortsetzungen dazu schreiben. Es hatte diese persische Trilogie das Publicum dergestalt für sich gewonnen, daß mein nächstes bürgerliches Lustspiel, „das geistreiche Kammermädchen" — vielleicht nur darum, weil es in Prosa geschrieben war, — wenig Erfolg hatte. Ich befriedigte diesen Heißhunger

des Publicums nach Versen im folgenden Carneval durch „den englischen Philosophen."

Seit zwölf Jahren hatte ich von meinem Bruder keine Nachricht erhalten. Um so überraschender kam mir ein aus Rom datirter und den ganzen Verlauf dieser zwölf Jahre enthaltender Brief. Er war jetzt Wittwer und hatte zwei Kinder, schien aber äußerst mißvergnügt, in einem Lande leben zu müssen, wo die Soldaten als nutzlose Luxusartikel behandelt werden. Er wollte nun kommen und uns die beiden Goldoni'schen Sprößlinge zuführen.

Ich interessirte mich lebhaft für diese beiden Kinder, vergaß das zwölfjährige Schweigen ihres Vaters, schickte eine Anweisung auf Reisegeld nach Rom, und im März desselben Jahres umarmte ich meinen Bruder und meine Neffen, die ich mir als Kinder adoptirte. Auch meine Mutter hatte eine außerordentliche Freude, diesen längst als todt beweinten Sohn noch einmal zu sehen und ihre Enkel zu umarmen. Meine Frau unterzog sich mit der ihr eigenen Herzensgüte der Erziehung dieser Kinder.

Umgeben von Allem, was mir theuer war, und zufrieden mit der Aufnahme meiner Werke, wäre ich der glücklichste Mensch von der Welt gewesen, wenn meine physischen Kräfte von jener herkulischen Jahresarbeit für das Theater St. Angelo nicht für die Dauer

geschwunden gewesen wären. Dazu meine Verwöhnung des Publicums, das mit Prosa sich gar nicht mehr begnügen wollte, während Verse mir doch viel schwerer wurden als diese. Meine frühere Hypochondrie erfaßte mich wieder mit Tigerkrallen, und doch brauchte ich meine Gesundheit jetzt zur Erhaltung einer so großen Familie äußerst nöthig. Ich litt wechselweise an Visionen und quälenden Besorgnissen vor der Zukunft, wodurch alle meine animalischen Functionen gestört und theilweise zerrüttet wurden. Ich mußte die Wechselwirkung zwischen Geist und Körper außerordentlich schwer empfinden.

In diesem leidenden Zustande entschloß ich mich zu einer Reise und nahm meine ganze Familie mit. In Modena erkrankte ich heftig, und meine Charaktereigenthümlichkeit, die darin bestand, daß ich in wirklichen Gefahren stets beherzt, in gesunden Tagen aber kindisch furchtsam war, bewährte sich auch dießmal. Ich genas und freute mich jetzt doppelt, daß der Ertrag von dem ungeheueren Absatz meiner Bücher mir einen ziemlichen Aufwand zu machen erlaubte. Meine Hypochondrie verschwand wie ein böses Fieber; ich freute mich der Auszeichnung, welche mir in Mailand als Verfasser der „persischen Braut" zu Theil wurde, und meine Gesundheit kräftigte sich vollständig. Da kam ein neuer Rückfall, und zwar in Folge einer seltsamen Veranlassung.

Ich traf in Mailand mit einem früher bei'm Theater St. Lucas beschäftigten Schauspieler, Namens Angeleri, einem Hypochondristen erster Klasse, zusammen. Wir hatten früher oft unsere krankhaften Launen und Einfälle einander mitgetheilt und gefunden, daß unser beiderseitiger Zustand sich auf ein Haar ähnele. Nun sollte er in Mailand auftreten, hatte aber Bedenken wegen seiner Gesundheit; jedoch wollte er auch gern seinem Ehrgeiz den Tribut eines sicheren Beifalls verschaffen, und dieser letzte Impuls trug zuletzt den Sieg über sein Unwohlsein davon. Er spielte mit ungeheuerem Beifall, kehrte in die Couliffe zurück und fiel todt zu Boden.

Ich unterlasse es, die Verwirrung des Publicums und der Schauspieler, welche hierdurch entstand, und besonders die ungeheuere Aufregung, in die ich versetzt ward, zu schildern. Halb wahnsinnig eilte ich nach Hause, warf mich auf mein Bett und erwartete nichts gewisser, als meinem Leidensgefährten nachzufolgen. Meine Frau und mein Arzt wendeten zur Heilung meiner kranken Phantasie die verständigsten Mittel an, und besonders ein wohlmeinender Rath des Letzteren, den er mir in jener Leidenszeit ertheilte, hat mir später die ersprießlichsten Dienste geleistet. „Betrachten Sie," sagte er, „Ihre Krankheit als ein Kind, das mit bloßer Waffe auf sie eindringt. Wenn Sie dabei auf Ihrer Hut sind, so bleibt dieser

Gegner unschädlich, wogegen das Kind Sie auch tödten kann, wenn Sie ihm die Brust darbieten." Diesem Rathe verdanke ich meine jetzige Gesundheit.

Während meiner Genesung in Modena und selbst während meiner hypochondrischen Anfälle in Mailand verlor ich mein Theater nie aus den Augen. Ich kehrte mit einem ziemlichen Vorrath für das Jahr 1754 nach Venedig zurück und ließ die Vorstellungen mit der „Landpartie" eröffnen.

Der Buchhändler Pitteri in Venedig veranstaltete auf seine Rechnung eine neue Ausgabe meiner Werke unter dem Titel: „Neues Theater von Goldoni." Ich lieferte Druckmaterial auf sechs Monate und reiste meinen Schauspielern nach Bologna nach.

Aber da muß ich doch einen Spaß erzählen.

Ich hatte einen kleinen Vorrath von Chocolate, Kaffee und Wachslichtern, also Contrebande, bei mir. Dieß kostete Strafgeld, und die Zollbeamten im Kirchenstaate stehen im Rufe strengster Unbestechlichkeit. Da findet der Visitator, der die Sbirren bei sich hatte, in meinem Koffer ein paar Bände meiner Lustspiele. Er nannte sie seine Lieblingslectüre und gestand, daß er sie oft mit spielen helfe. Ich nannte mich, und der glückliche Zöllner machte mir nun die beßte Hoffnung. Wäre er allein gewesen, so hätte er mich sofort entlassen,

aber die Sporteln der Sbirren kreuzten mein Interesse. Meine Sachen wurden also wieder zusammengepackt und nach dem Zollhause an der Brücke zurückgebracht. Der Visitator suchte selbst den Generalpächter, der eben in Ferrara war, auf, und nach drei Stunden kam er mit dem Befehle zurück, mich nach Erlegung des Zolles meine Reise fortsetzen zu lassen. Mein Beschützer aber schlug nicht nur die zwei Zechinen, sondern auch die Chocolate, welche ich wenigstens mit ihm theilen wollte, aus. Was er aber mit Dank annahm, war das Versprechen eines Exemplars der neuen Ausgabe meiner Werke.

Noch an demselben Abend langte ich in Bologna an.

In dieser Stadt, der Mutter der Wissenschaften, dem italienischen Athen, hatte man sich vor einigen Jahren beklagt, daß meine Reform auf die Unterdrückung der vier Masken der italienischen Komödie hinarbeite. Mehr als alle übrigen Italiener hingen die Bologneser an diesem Lustspielgenre. Es gab sehr gescheite Leute unter ihnen, die dergleichen Skizzen zu ihrem Vergnügen fertigten, und der Bühnendillettantismus stand auf wirklich künstlerischer Höhe in Bologna.

Diese Liebhaber der alten Stegreifkomödie nannten also die neuere, schnell um sich greifende Richtung einen Verfall des italienischen Theaters und der Na-

tionalkomödie. Besonders aber war es die Abschaffung der Masken, was sie gegen mich empörte. Seit zwei Jahrhunderten, sagten sie, haben diese Figuren Italien ergötzt, und es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, uns jetzt eine komische Gattung rauben zu wollen, die wir uns selbst geschaffen, im Gang erhalten und vervollkommt haben!

Die Masken bei den Griechen und Römern waren eine Art Sprachrohr, welches bei dem großen Umfange jener Amphitheater zu Verstärkung der Stimme von den Schauspielern angewendet wurde. Die Leidenschaften und Gefühlsexaltationen waren damals noch nicht wie heutzutage Lebensathem und Seelenerguß der dramatischen Handlung. Jetzt will der Zuschauer einen Blick in das Seelenleben der handelnden Personen thun, er will die verzehrende Flamme nicht allein knistern hören, er will sie auch mit Augen sehen, und die Leidenschaft unter dem gemalten Leder der Maske ist ein Feuer unter der Asche.

Aus diesem Grunde verfolgte ich mit so viel Beharrlichkeit mein Ziel, die Abschaffung der Masken des italienischen Theaters und die Verdrängung der Posse durch das feine Lustspiel.

Aber die Klagen wurden immer lauter und dringender. Ich mußte mich daran gewöhnen, so schwer es mir auch wurde, das Publicum in zwei Parteien geschieden zu sehen, und konnte nur wechselsweise die

eine oder die andere zufrieden stellen. Bald lieferte ich also skizzirte, bald Charakterstücke, verwendete in ersteren die Masken und in letzteren meine ganze schöpferische Kraft für das edle Komische und für jenes pikante Interesse, welches ich die Seele eines guten Lustspiels nennen möchte. Durch Zeit und Geduld gelang es mir endlich, beide Parteien zu vereinigen, und ich erlebte noch die Genugthuung, meinem eingeschlagenen Wege mit voller Berechtigung folgen zu können. Nach Verlauf weniger Jahre war mein Geschmack der in ganz Italien herrschende.

Den Anhängern der alten Komödie verzieh ich die gegen mich erhobenen Beschwerden noch gern, denn ich wußte ja, daß nur ein falscher Kunstenthusiasmus sie zu meinen Gegnern machte Was mich aber weit mehr ärgerte, war der Tadel gewisser Personen aus den höheren Ständen, die es mir nicht verzeihen konnten, daß ich das Cicisbeat lächerlich gemacht und sogar den Adel nicht geschont hatte. Ich dachte auch gar nicht daran, mich deßhalb zu entschuldigen, und noch viel weniger, mich zu bessern. Allein ich läugne auch nicht, daß der Applaus der Bologneser mir nichts weniger als gleichgültig war und daß ich Alles aufzubieten beschloß, um das Mißfallen der Unzufriedenen in Beifall zu verwandeln.

Ich entwarf also den Plan zu einem Lustspiel, dessen stofflicher Gehalt gleichsam aus der Heimath

der Künste, der Wissenschaften und der Literatur herausgewachsen war.

Terenz, der Afrikaner, war der Held des Stückes, und dieses Lustspiel, das eine meiner Lieblingsproductionen geworden ist, belohnte mir die Mühe, welche ich darauf verwendete, in reichem Maße durch den Beifall, welchen es mir in Bologna eintrug.

Ich überspringe jetzt einige meiner Arbeiten und überhaupt den nächsten Zeitraum bis zum März des Jahres 1756. Von Sr. königlichen Hoheit dem Infanten Don Philipp, der neben seinem französischen Theater auch eine italienische komische Oper zu haben wünschte, nach Parma berufen, erfreute ich mich dort einer sehr freundlichen und zuvorkommenden Aufnahme. Mein erster Gang, nachdem ich dem Oberhofmeister des Infanten Herrn du Tillot mich vorgestellt, war natürlich in das Hofschauspiel. Es war dieß das erste Mal, daß ich französische Schauspieler sah, und ihre Leistungen entzückten mich. Ich wurde angenehm von der Ruhe überrascht, welche im Saale herrschte, aber um so größeren Eclat machte auch ein Verstoß, den ich, hingerissen von meinem Kunsteifer, beging. Im Verlauf einer Liebesscene umarmte der erste Liebhaber seine Geliebte, und diese bei einem Zusammensein zwischen Liebenden so natürliche Handlung, welche jedoch den italienischen Schauspielern unbedingt

verboten ist, riß mich zu einem lauten stürmischen „Bravo" hin.

Alle Köpfe wendeten sich jetzt nach der Seite, wo ich stand, und der Infant erkundigte sich, wer seine Stimme auf so unbescheidene Weise in Thätigkeit gesetzt habe. Man nannte ihm meinen Namen, und er verzieh der Ueberraschung eines italienischen Dichters. Diese Unbesonnenheit brachte mich übrigens gleichsam in Umlauf wie eine gangbare Münze. Man umringte und begrüßte mich, und ich machte an diesem einen Abende mehr Bekanntschaften, als ohne diesen dummen Streich vielleicht in vielen Wochen. Nachdem ich einige Zeit in Colorno, wo der Infant seinen Hof hielt, verweilt und mich überaus angenehm unterhalten hatte, zog ich mich nach Parma zurück, um ungestört arbeiten zu können.

Die drei neuen Stücke, zu deren Vollendung ich mich anheischig gemacht hatte, hießen: „die gute Tochter," „der Bürgerball" und „die lächerlichen Reisenden". Diese komischen Opern gefielen, und ich reiste mit dem Titel eines Hofpoeten Sr. königlichen Hoheit und einer Pension vom regierenden Herzog von Parma ab. In Venedig erschien ich als ein vom Tode Auferstandener. Meine Feinde hatten einen Mönch aufzutreiben gewußt, der meiner Beerdigung beigewohnt zu haben versicherte, und als ich jetzt mit dem Diplom und der

Pension in der Tasche wieder auf dem Schauplatz des Lebens erschien, brach ein förmlicher Federkrieg zwischen meinen Freunden und meinen Feinden los. Diese Anfechtungen, obgleich sie mich sehr ermüdeten und theilweis auch quälten, störten mich doch in meinen ferneren Productionen nicht im Mindesten. Ich brachte nächst meinem „Tasso," der sich eines allgemeinen und dauernden Beifalls zu erfreuen hatte, noch sechs bis acht andere Stücke in demselben Jahre auf die Bühne und kann dabei nicht verschweigen, daß meine „Haushälterin" — allerdings ein widriger, gemeiner Stoff — bei der ersten Vorstellung durchfiel und von mir zurückgenommen wurde. Im Carneval von 1757, wo ich die Bekanntschaft der geistvollen Frau von Boccage*), der Pariser Sappho, machte, erhielt ich einen Brief aus Rom. Der Graf *** hatte in dieser Hauptstadt das Theater Tordinona gepachtet, und weil er nun seine Augen auf mich geworfen, so bat er, ich möge selbst hinkommen, neue Stücke für seine Schauspieler liefern und dieselben in Scene setzen.

Ich war noch nie in Rom gewesen, und da die vortheilhaften Bedingungen, welche man mir stellte, mich außerdem lockten, so schlug ich das Anerbieten nicht aus.

Bis dahin hatte ich noch nie ein Stück geschrieben,

---

*) Bekannt durch ihre „Amazonen."

ohne die Schauspieler, welche es aufführen sollten, zu kennen; deßhalb schrieb ich wiederholt nach Rom und bat um Auskunft über die Qualität der dortigen Bühnenkünstler.

Hierauf erwiderte man mir von Seiten des Grafen, daß dieser seine Schauspieler selbst noch nicht kenne, und daß es größtentheils Neapolitaner seien, die erst Ende Novembers nach Rom kommen würden. Zugleich benachrichtigte man mich auch, daß der Graf nicht sofort neue Stücke von mir verlange, daß ich die zuletzt für Venedig geschriebenen mitbringen könne, und daß ungefähr in einem Monate die Eröffnung des Schauspiels stattfinden solle. Dann würde ich ja die Truppe selbst sehen und prüfen können.

Anfang Octobers schiffte ich mich mit meiner Frau, die wirklich meine angenehmste Gesellschaft war, nach Bologna ein. Von dort aus nahmen wir den Weg über Loretto nach Rom.

Man kann etwas Reicheres und Prächtigeres sich nicht denken als den Schatz Unserer Frauen zu Loretto. Dieser prachtvolle Tempel mit seiner wunderthätigen Kapelle ist die Bewunderung aller Reisenden, und auch ich sah und staunte. Da sind unermeßliche und vortrefflich gebaute Weinkeller für die zahllose Schaar von Priestern, Vicaren, Wallfahrern, Büßenden, Dienern und Müßiggängern, die diesem Heiligthum

als materieller Gegensatz das Gleichgewicht halten. Dabei hat die kleine Stadt Loretto ganz das Ansehen eines Jahrmarktes von Rosenkränzen, Amuletten und Heiligenbildern, und jeder Reisende hat eine Art moralischer Verbindlichkeit, einen Einkauf von dieser frommen Waare zu machen. Natürlich zollte auch ich meinen Tribut und konnte mich bei dieser Gelegenheit einiger Fragen über die Einträglichkeit dieses Handels nicht enthalten.

„Ach Herr," antwortete mir der Kaufmann „die Zeiten sind vorüber, wo die heilige Jungfrau uns durch ihren Segen zu einem gewissen Reichthum gelangen ließ. Sie zürnt uns jetzt wegen unserer Sünden, läßt unseren Handel immer mehr herabkommen, und wären die Venetianer nicht, so könnten wir unser bettelarmes Leben nicht einmal davon fristen."

Der fromme Mann machte dann mit meinem Gelde das Zeichen des Kreuzes und schien mit meiner frommen Erbauung sehr zufrieden. Als ich aber dem Abbé Toni von Loretto meinen Einkauf zeigte und die angeblich billigsten Preise nannte, die ich bezahlt hatte, versicherte er mir lachend, daß der schelmische Kaufmann mich für einen Venetianer erkannt und beinahe die Hälfte über den gewöhnlichen Preis habe bezahlen lassen. Ich nahm mir aber nicht die Zeit, dem heiligen Manne zu beweisen, daß er ein Spitzbube sei.

In Rom angelangt, meldete ich dem Grafen *** sofort meine Ankunft. Er schickte den folgenden Morgen seinen Kammerdiener zu mir, lud mich zu Tische und ließ mich in seinem Wagen abholen. Ich fand dort die ganze Truppe beisammen, und nach den ersten Begrüßungen wendete ich mich an den mir zunächst Stehenden mit der Frage um sein Rollenfach.

„Ich spiele den Polichinell," war die Antwort.

Ich glaubte nicht recht gehört zu haben. „Den Polichinell, diesen klassischen Bergamesen mit seinem täppischen Wesen und seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten im neapolitanischen Dialekt?" rief ich erstaunt.

„Ja, mein Herr," entgegnete der Schauspieler, „so gut wie Ihre Harlekine im pergamesischen oder venetianischen Dialekte sprechen. Ohne mich zu rühmen, kann ich Ihnen doch versichern, daß ich seit zehn Jahren Rom in Heiterkeit versetze. Herr Francisco hier spielt die Soubrette und Herr Pedrillo dort die Mütter und geschwätzigen Weiber. So wie Sie uns da sehen, haben wir seit zehn Jahren das Theater Tordinona aufrecht erhalten."

Ich schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und sah den Grafen an, der nicht weniger verlegen schien als ich. „Ich sehe meinen Fehler zu spät ein,"

sagte er leise zu mir, „und wir müssen nur suchen, ihn so viel als möglich wieder auszugleichen.“

Ich theilte jetzt den neapolitanischen und römischen Schauspielern meine Neuerung mit und sagte ihnen, daß ich seit geraumer Zeit in meinen Schauspielen keine Masken mehr auftreten lasse.

„Auch gut,“ erwiderte der berühmte Harlekin; „lassen Sie uns nur sorgen, denn wir haben Verstand und Gedächtniß und sind keine Marionetten. Was haben Sie denn mit?“

Ich zog mein Lustspiel: „die geistreiche Wittwe“ aus der Tasche und erbot mich, es vorzulesen. Das Stück gefiel dem Grafen außerordentlich, und die Schauspieler wagten vielleicht keinen Tadel. Die Rollen wurden vertheilt, und unsere Bühnenkünstler entfernten sich dann. Ich aber verheimlichte dem Grafen, als wir uns zu Tisch setzten, meine Besorgniß nicht, daß meine Berufung nach Rom wol ein Mißgriff sein möchte.

Durch den Cardinal Pedrone, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte, wurde ich bei Sr. Heiligkeit vorgestellt. Dieser Papst, ein geborener Venetianer, war bei seiner Thronbesteigung von mir besungen worden und empfing mich sehr gnädig. Er gewährte mir eine drei Viertelstunden lange Audienz; aber als er nach der Klingel auf seinem Tische griff, merkte ich wohl, daß dieß ein Zeichen zum Aufbruch für mich sei. Ich

wollte mich mit tiefen Verbeugungen und Danksagungen entfernen, als es mir auffiel, daß der heilige Vater mit Füßen und Armen auffallende Bewegungen machte, mich fixirte und hustete. Da kam ich denn endlich aus meiner Gedankenlosigkeit so weit zu mir, daß mein Versehen mir einfiel. Ich warf mich also zu Boden, küßte dem Nachfolger des heiligen Petrus den Fuß, und mit seinen Segnungen überhäuft, verließ ich, über meine Unachtsamkeit sehr verdrießlich, das Cabinet von Clemens XIII.

Ich gab nun auch meine übrigen Empfehlungsbriefe ab, benutzte die offenen Tafeln und Equipagen, die man mir anbot, verkehrte mit Cardinälen, Prinzen, Fürstinnen und auswärtigen Gesandten und studirte mich in die Privilegien der in Rom so vornehmen Kammerdiener ein. Diese Besuche sind insofern ziemlich kostspielig, als die Trinkgelder für die Kammerdiener, die dir auf deinem Zimmer zu deiner Ankunft Glück wünschen, nicht willkürlich bestimmt werden können. Das Geschenk steigt nach dem Range der Herren, es beträgt dreizehn, zwanzig Paoli und für die Dienerschaft des Papstes sogar drei Zechinen. Da gilt kein Handeln.

Ich schweige von den Meisterwerken der Welthauptstadt, die ich nun in Augenschein nahm, und will nur noch mit einigen Worten den Eindruck zu schildern

versuchen, den der erste Besuch der St. Peterskirche auf mich hervorbrachte.

Ich stand damals in meinem zweiundfünfzigsten Jahre, hatte durch unzählige Beschreibungen das Meisterwerk jenes Tempels meiner Phantasie vorgezaubert und glaubte nun, daß wie gewöhnlich die Wirklichkeit hinter der gewaltigen Erwartung zurückbleiben würde. Aber ich erlebte gerade das Gegentheil. Alles, was ich für Uebertreibung gehalten, dehnte sich zu einer ungeheueren Wirklichkeit vor meinen Augen aus und drängte das selbst geschaffene Phantasiebild gänzlich in den Hintergrund. Ich bin kein Kenner der Baukunst, kann also technisch und in geregelten Kunstausdrücken das Entzücken, welches ich empfand, nicht kritisch motiviren; aber ich bin dennoch überzeugt, daß es nur die Wirkung der genau beobachteten Verhältnisse war, was in diesem ungeheueren Raume mir so gewaltig imponirte.

Aber nicht nur Bewunderung, auch Andacht erweckt jenes gewaltige Heiligthum. In den Souterrains des Hauptaltars ruhen die irdischen Ueberreste des heiligen Petrus und des heiligen Paulus, und obgleich die Römer im Allgemeinen nichts weniger als fromm sind, so scheint ihnen doch die Ehrfurchtsbezeigung gegen diese Apostelfürsten gleichsam Bedürfniß zu sein. Mein Wirth z. B. war ein genußsüchtiger Weltmann,

aber um alle Schätze der Welt hätte er an keinem Tage seine Andacht dort versäumen mögen. Oft kam er um Mitternacht erst nach Hause, trat dann die kleine Tagereise von seiner Wohnung nach der Peterskirche an und kehrte darauf glücklich wie ein Gott in sein Schlafzimmer zurück.

Es war überhaupt ein merkwürdiges Exemplar dieser Mann, der viel Sonderbarkeiten, aber ein vortreffliches Herz und eine beispiellose Aufrichtigkeit besaß. Dieser Abbé ***, Correspondent mehrer teutschen Bischöfe bei der päpstlichen Kammer, hatte eine reizende Frau und eine nicht weniger reizende Tochter. Er führte einen guten Tisch, und die Schüsseln, welche, oft von seiner eigenen Hand zubereitet, für mich ganz allein aufgetragen wurden, behagten mir eben so gut, als meine Wohnung, deren vier Flügelfenster die Aussicht auf den Corso gewährten, wo sich im Carneval die ganze Stadt zum Pferderennen und Maskenscherz versammelt. Ich war und blieb aber im Munde des Herrn Abbé der Advocat Goldoni, den er wie ein Schooßkind verhätschelte und der ihm keinen größeren Kummer machen konnte, als wenn er einen Mittag oder Abend außer seinem Hause zubrachte. In solch einer Anwandlung von Verdruß warf er eines Tages ein mit ungewöhnlicher Sorgfalt von ihm selbst zubereitetes Gericht sammt dem Casserol zum Fenster

hinaus in den Hof, ging zu Bett und antwortete auf keine meiner Fragen, während ihm die Thränen in den Augen standen.

Den Morgen nach diesem stürmischen Abende wohnte ich der Probe meines ersten Stückes bei. Ich sah, die Rollen waren gut memorirt, und diese Aufmerksamkeit weckte meinen Diensteifer und mein Zutrauen. Jetzt fing man an: Donna Placida und Donna Luizia traten auf, welche von zwei jungen Römern, einem Perrückenmacher und einem Tischlergesellen, deren hochtrabende Declamation uud linkisches Wesen mich zur Verzweiflung brachten, dargestellt wurden. Von Lebensfrische und Auffassung der Rollen war keine Spur. Auf eine leicht hingeworfene Bemerkung über die so oft fehlerhafte Declamation antwortete mir der Polichinell als beständiger Wortführer der Truppe: „Jedermann hat seine Art, mein Herr, und diese ist die unsere.“

Ich schwieg jetzt gänzlich resignirt, und meine Bemerkung, daß das Stück etwas zu lang sei, war der einzige Punkt, worin wir übereinstimmten. Ich kürzte es also um ein gutes Dritttheil ab, einzig um mir den Aerger zu ersparen, die ganze Vorstellung mit anhören zu müssen. So verstimmt ich auch von dieser ersten Probe nach Hause kam, so versäumte ich doch bis zur letzten keine einzige.

Den sechsundzwanzigsten December werden in

Rom alle Theater zugleich eröffnet, und meine „geistreiche Wittwe" ging in Tordinona in Scene. Gern wäre ich als Zuschauer weggeblieben, wenn nicht der Graf mir einen Platz in seiner Loge angewiesen hätte.

Als ich eintrat, war schon Alles erleuchtet, und der Vorhang sollte eben aufgezogen werden. Aber im ganzen Theater waren kaum hundert und fünfzig Personen, und ich sah nun, daß meine Eigenliebe sich stark verrechnet hatte, als ich geglaubt, daß die Neugier, einen aus Venedig eigens verschriebenen Dichter kennen zu lernen, gewiß noch ein anderes als das in Tordinona heimische Publicum von Matrosen und Kohlenkrämern anlocken werde. Unsere Schauspieler waren in Rom schon allzu übel berüchtigt.

Der Vorhang ging auf, und man spielte der Proben würdig. Das Publicum wurde unruhig, man verlangte nach dem Polichinell, und das Stück ging von Scene zu Scene schlechter. Es war mir unmöglich, länger zu bleiben, denn fast wäre ich vor Aerger ohnmächtig geworden. Ich entschuldigte mich also bei dem Grafen, machte von dem Anerbieten seines Wagens Gebrauch und fuhr in das Theater Aliberti, in dem ich meine Frau mit der Tochter meines Wirthes wußte. Als ich in die Loge trat, lasen beide Damen, noch ehe ich den Mund öffnete, den Verdruß mir in den Augen. „Trösten Sie sich," sagte Mademoiselle *** lachend,

„es geht hier nicht besser. Die Musik findet nicht den geringsten Anklang, und ich habe auch in der That nicht eine einzige Piece zu hören bekommen, die mir gefallen hätte. Buranello," fügte die reizende Kennerin hinzu, „hat sich einmal schrecklich blamirt."

Das Parterre ist aber auch in Rom wahrhaft furchtbar. Die Abbés geben den Ton an und machen einen Höllenlärm. Von allen Seiten hört man Geschrei und Pfeifen, rohes Gelächter und Schimpfreden. Eben so stürmisch äußern sich aber auch die Beifallsbezeigungen, wenn Jemand das Glück hat, diesen Herren zu gefallen.

Bei den Schauspielern von Tordinona kam ich also mit meinen Neuerungen durchaus nicht durch. Wir ließen sie ihre extemporirten Stücke, aber mit musikalischen Intermezzos fortgeben, und das Theater hob sich. Für meine Niederlage in Tordinona entschädigten mich die Schauspieler vom Theater Capranica, die meine „Pamela" so vortrefflich gaben, daß sie vom 26sten December bis zur Aschermittwoch ununterbrochen dem Publicum vorgeführt wurde. Auf Verlangen jener Schauspieler schrieb ich auch eine Fortsetzung dieses Stücks, „die verheirathete Pamela", welche aber das Loos aller nicht aus innerem Bedürfniß entstandenen Productionen theilte — sie ließ kalt.

Man kann eigentlich sagen, das römische Carneval

dauert nur vier und zwanzig Stunden, aber alle Lust und Ausgelassenheit der ganzen Saison wird auch an diesem Tage und in dieser Nacht erschöpft. Schon während der ganzen acht Tage vor Fastnacht herrschen eine Pracht und ein Luxus auf dem Corso, wovon nur der Augenzeuge sich einen Begriff machen kann. Die vier Wagenreihen mit den dazwischen auf- und abscherzenden Fußgängern, das unabläßig unterhaltene Bombardement von Zuckerwerk, und zwar so, daß es am Abend wie ein Schneefall anzusehen ist, das prachtvolle Pferderennen mit Preisvertheilung vom Palast St. Marco bis zum Stadtthor, mit einem Worte die ganze unbeschreibliche Carnevalslust hätte ich nun ganz bequem mit ansehen können, ohne nur einen Fuß aus dem Zimmer setzen zu brauchen, wenn mein Wirth sich nicht darauf pikirt hätte, mich auf seinem Altan zu sehen. Aber die übrigen Gäste, gegen sechszig, kehrten sich an den ausgehangenen Zettel: „Balcon für Herrn Advocat Goldoni", durchaus nicht, und mein Abbé war in Verzweiflung. Auf Unkosten seiner Frau und Tochter wurde ich aber doch endlich nach seinem Wunsche auf dem Altan placirt.

In der Fastenzeit, wo man allenthalben Musik und Spieltische findet, war damals in Rom ein Gesellschaftsspiel an der Tagesordnung, das man la bête nannte und das eine Artigkeit gegen die Damen zur

Bedingung macht, wie ich sie sonst nirgends vorgefunden habe. Man sucht nämlich das Spiel so zu wenden, daß nie eine Dame labet werden kann.

Den Carnevalsfreuden folgte die Erhebung der heiligen Woche. Ich empfand die ganze Majestät des Papstes, als er die Messe in der Hauptkirche des Vatican abhielt, und die stolze, gewaltige Herrlichkeit des Kirchenfürsten so wie die Ceremonie des Fußwaschens machten einen tiefen Eindruck auf mich. Auch das Miserere am Charfreitage in der St. Peterskirche war für mich ein so neues als erhebendes Schauspiel. Nähert man sich dem Hauptaltar, so erblickt man eine große Anzahl von Musikern in langen Röcken mit kleinen Ueberschlägen. Man hört alle nur denkbare Instrumente, obgleich nicht ein einziges gespielt wird. Mir ist diese Anschwellung und Mannichfaltigkeit der Stimmen in denselben Accorden — wodurch jene Täuschung hervorgebracht wird — etwas Unerklärliches geblieben, denn ich bin kein Musikverständiger.

Den heiligen Abend vor dem St. Petersfeste hatte ich auch noch Gelegenheit, die ungeheuere Kuppel der Kirche erleuchtet zu sehen. Dieser berühmte Kronleuchter, den die Gewalt eines Vulcans in die Luft geschleudert zu haben scheint, strahlt ein wahres Feuermeer von sich. Nicht weniger merkwürdig war mir die Ceremonie mit dem Zelter, der dem heiligen Vater im

Namen des Königs von Neapel durch den Connetable Colonna überreicht wurde. Genug aber endlich von Rom.

Ich reiste ab, als es anfing, eine Einöde zu werden — Ende Juli also — und kehrte über Toscana in meine Vaterstadt zurück. Hier mußte ich nun freilich durch angestrengte Arbeit die römischen Mußestunden nachholen, aber ich that es gern. Meine „Verliebten" in ihrer tollen Leidenschaft waren Copieen eines römischen Paares, dessen Zerwürfnissen und Versöhnungen ich oft beigewohnt hatte, und für Italien enthält das Stück wirklich keine Uebertreibung.

Um diese Zeit erhielt ich durch den französischen Gesandten in Venedig einen sehr angenehmen Brief, und zwar von Herrn Zanuzzi, dem ersten Liebhaber am italienischen Theater von Paris. Dieser durch seine Rechtschaffenheit wie durch sein Talent ausgezeichnete Mann hatte das Manuscript von „Harlekins verlorenem und wiedergefundenem Kinde" mit nach Frankreich genommen und das Stück dort auf die Bühne gebracht. Es hatte in Paris so sehr gefallen, daß dadurch der Wunsch, mich zu besitzen, rege geworden war, und ich erhielt nun einen Antrag auf ein zweijähriges Engagement dahin. Der Herzog von Aumont wollte mich, falls man Schwierigkeiten machen sollte, förmlich von der Republik erbitten.

Ich hatte schon längst Paris zu sehen gewünscht und schwankte anfangs, ob ich nicht gleich zusagen

sollte. Aber es gab denn doch mancherlei zu bedenken, da ich eine Pension vom Herzog von Parma bezog und wegen meines Engagements in Venedig die Erlaubniß des Fürsten und die Einwilligung des venetianischen Nobili, als Eigenthümers des Theaters von St. Lucas, bedurfte. Indeß erklärte ich mich doch entschieden für meine Abreise, stellte sie als eine kurze Uebergangsperiode dar, und man hielt wegen meiner Angelegenheit mannichfache Zusammenkünfte, deren Resultat folgendes war.

In einem republikanischen Staate, hieß es, werden alle Gnadenbezeigungen durch Stimmenmehrheit vertheilt. Die Competenten müssen sich also lange vorher, ehe man über sie ballotirt, darum bemühen, und was die Pensionen anlangt, so erhalten, wenn hier eine Concurrenz stattfindet, die nützlichen Künste vor den angenehmen den Vorzug.

Diese Auskunft reichte hin, mir jeden Gedanken an eine Anstellung oder Pension, die ich mir, um mich an Venedig zu fesseln, erbeten hatte, aus dem Kopfe zu bringen.

Nun schrieb ich nach Parma, erhielt die Erlaubniß zur Reise und endlich auch die Einwilligung des Eigenthümers von St. Lucas. Als ich so weit war, gab ich dem französischen Gesandten mein Wort und schrieb an Herrn Zanuzzi nach Paris, mit dem Be=

merken, daß ich meine Abreise von Venedig auf den Monat April des Jahres 1761 festgesetzt habe, um meinen Schauspielern Zeit zu lassen, einen anderen Theaterdichter zu bekommen. Dann verfaßte ich noch einige neue Stücke, zum Theil aus der Gegenwart gegriffen, und reiste um die bestimmte Zeit mit meiner Frau und meinen Neffen von Venedig ab.

In Bologna erkrankte ich, genas aber bald wieder und setzte dann meine Reise fort. Sie war äußerst angenehm, und alle alten Freunde kamen mir mit Herzlichkeit entgegen. Auch der Abbé Frugonis in Parma, dieser neue Petrarca, der seine Laura in Venedig besang, kam ganz entzückt, daß ich Venedig verlassen wollte, auf mich zu und versöhnte sich vor Freude darüber mit mir.

Ich machte einen kleinen Umweg, um der Prinzessin Henriette von Modena, die jetzt zwischen Parma und Piacenza auf ihrem Lustschlosse residirte, mein Theater zu überreichen. Hier verlebten wir drei köstliche Tage und reisten endlich nur ab, weil meine Frau, bevor sie Italien verließ, ihre Verwandten in Genua wiederzusehen wünschte. Auch hier viel Freude, Vergnügungen, Thränen und Herzeleid bei'm Abschied, wie dieß ganz in der Ordnung war.

Ein Orkan trieb uns aus der Rhede, und wir geriethen in nicht geringe Lebensgefahr, wobei ich aber

doch nicht umhin konnte, über einen sehr komischen Auftritt mit einem von Todesfurcht befallenen Mönche gewaltig zu lachen. Nach mancherlei Hindernissen und Unannehmlichkeiten gelangten wir nach Nizza, wo die Wege in unserem schlechten Fahrzeuge nicht zu passiren waren. Ich stieg aus und suchte ein besseres Fortkommen.

Dritte Abtheilung.

Von Goldoni's Ankunft in Frankreich bis zum Schluß.

Kaum hatte ich den Fuß auf französischen Boden gesetzt, als ich einen recht angenehmen Beweis von der rücksichtsvollen Artigkeit, die jener Nation eigen ist, erhielt. Ich, der ich so oft über die Indiscretion und Langsamkeit italienischer Zollbeamten zu klagen gehabt hatte, wußte es nun um so mehr zu schätzen, daß meine Koffer in zwei Minuten visitirt und dabei nicht im Mindesten in Unordnung gebracht wurden. Als ich an der Grenzfestung von Antibes dem Commandanten meinen Paß zeigen wollte, dispensirte er mich mit ablehnender Artigkeit davon. Sie werden, sagte er, mit so viel Ungeduld in Paris erwartet, daß ich es mir nicht verzeihen könnte, Sie unnöthig aufgehalten zu haben.

In Vidauban, wo wir das erste französische Nachtquartier hielten, vermißten wir auf unserem Abendtisch die gewohnte Suppe. Mein Neffe, dem dieß so unangenehm war wie meiner Frau, erklärte dem Wirthe, daß Sou-

per von Suppe herkomme und folglich das erste Erforderniß eines Abendessens sei, aber der Mann schien das nicht begreifen zu wollen oder nicht begreifen zu können. Die Alten, fügte ich nun auch meinerseits hinzu, hielten nur eine Mahlzeit, die aber des Abends eingenommen und mit einer Suppe eingeleitet wurde. Daher nannten die Franzosen ihre Abendmahlzeit Souper und blieben auch dann noch bei dieser Benennung, als Genußsucht und Wohlleben die Mahlzeiten gehäuft und die Suppe dem Mittagstisch überwiesen hatten. Aber diese etymologische Auseinandersetzung brachte uns doch keine Suppe auf den Tisch. Der Wirth zuckte die Achseln und verbeugte sich tief, aber es blieb bei unserem Souper ohne Suppe.

Am folgenden Morgen reisten wir nach Marseille ab, wo wir sechs Tage rasteten; dann ging es über Aix und Avignon, dessen alten päpstlichen Palast wir in Augenschein nahmen, nach Lyon. Hier fand ich einen Brief von Zanuzzi vor, welcher heftige und zwar wohlverdiente Vorwürfe wegen der Verzögerung meiner Reise enthielt. Ich gab dem Briefsteller vollkommen Recht, tadelte mich selbst und konnte doch nicht umhin, mich für zehn Tage im königlichen Park in Lyon einzumiethen. Was gab es da Alles zu sehen, wie viel Fabriken, die ja ganz Europa mit ihren Stoffen versorgen, zu bewundern, wie viel Diners und Soupers

einzunehmen. Ich habe nun einmal den Fehler, daß ich gegen den angenehmen Reiz einer Zerstreuung oder eines freundschaftlichen Entgegenkommens mich nicht abstumpfen, daß ich die Blumen nicht ungepflückt lassen kann, welche an meinem Lebenswege aufsprossen. In Lyon hörte ich auch, daß in Paris die komische Oper und das italienische Lustspiel während meiner Reise vereinigt worden seien, und so sah ich denn voraus, daß die italienischen Schauspieler wenigstens für den Augenblick mich nicht allzu dringend brauchen würden. Mein Gehalt fing aber erst bei meiner Ankunft in Paris an. Freilich hatte ich von obiger Neuigkeit in Lyon nicht genug erfahren, um die Unannehmlichkeiten, welche daraus für mich erwachsen mußten, ahnen zu können, und es schien mir diese Zugesellung des neuen zu dem alten Genre nur die Gelegenheit zu einem willkommenen Wetteifer für meine Landsleute zu bieten.

In Villejuif erwartete uns Zanuzzi mit Frau Savi, der ersten Schauspielerin des italienischen Lustspiels, und meine Ankunft wurde noch an demselben Abend durch ein heiteres Souper, zu welchem ein Theil der italienischen Schauspieler geladen war, gefeiert.

Am folgenden Morgen erwachte ich mit dem glücklichen Bewußtsein, mich in Paris zu befinden und zunächst eine Reihe von Sehenswürdigkeiten und interes-

santen Besuchen vor mir zu haben. Ich sprach mit meinem Wirthe, verwarf seinen Rath, mich eines Wagens zu bedienen, um Alles genauer sehen und verweilen zu können, und fühlte vor Ungeduld wirklich Flügel an den Schultern.

Nun durchstrichen wir die prächtigen Boulevards, das Palais Royal und die Tuilerieen. Ich ward nicht müde, die Alleen, Terrassen und Boskets dieses großartigen, in seiner Art einzigen Gartens zu durchlaufen, und fühlte vor Vergnügen keine Müdigkeit. Auf dem Wege von den Tuilerieen über den Pont Royal nach dem Hotel d'Aumont wurde ich von dem Getöse, dem Menschengewühl und Wagengerassel ganz betäubt und zerfloß fast bei der unmäßigen Hitze vor Schweiß, ohne mehr darauf zu achten als auf meine Erschöpfung.

Vom Entzücken über alle diese Herrlichkeiten noch ganz betäubt, machte ich dann dem Herzoge von Aumont meine Aufwartung, einem freundlichen Herrn, der mich sehr wohlwollend aufnahm und mir auch in der Folgezeit viel Huld bewiesen hat. Dann fuhren wir zu Fräulein Camille Veronese, der Soubrette des italienischen Lustspiels, wo ich zu Tisch geladen war. Diese liebenswürdige Künstlerin war der Stolz und das Vergnügen von ganz Paris, im gesellschaftlichen Umgange sowohl als auf der Bühne. Zur Theaterstunde ging die Gesellschaft auseinander, und ich begab

mich natürlich nach dem Theater der Italiener in der Straße Mauconseil, im ehemaligen Hotel de Bourgogne, wo einst Molière mit den ersten Strahlen seines Geistes und seiner Kunst das Pariser Publicum entzückt hatte Es war heute der Tag für die komische Oper, und man gab „den in sein Modell verliebten Maler" und den Sancho Pansa.

Es war dieß in meinem Leben zum ersten Male, daß ich jene sonderbare Mischung von Prosa und kleinen Arien hörte. Es schien mir damals, daß, wenn das musikalische Drama schon an und für sich ein sehr unvollkommenes Werk ist, diese Neuerung noch etwas viel Unnatürlicheres daraus mache. Später jedoch zeigte sich mir die Sache in einem anderen Lichte. Mit dem italienischen, vorzüglich aber mit dem französischen Recitativ konnte ich mich aber nicht einverstanden erklären, und da man nun einmal in der komischen Oper von allen Regeln der Wahrscheinlichkeit absehen muß, so scheint es mir doch besser, einen gut gesprochenen Dialog zu hören, als die Eintönigkeit eines langweiligen Recitativs aushalten zu müssen.

Die Schauspieler dieses Theaters waren sehr gut. Das Spiel der Madame la Ruette war so vortrefflich als ihre Stimme schön. Clerval zeichnete sich im Komischen so sehr als in Gefühlspartieen aus, und sein Ruf stieg fast mit jedem Jahre. Herr la Ruette hatte

in Carricaturrollen eine ungemeine Stärke, so hinderlich ihm auch sein Organ war, und die Damen Berard und Desglands glänzten besonders in Duennen-Rollen. Ich bedauerte es ungemein, daß diese vortrefflichen Talente nicht in das Bereich meiner Thätigkeit fielen.

Um besser im Stande zu sein, meine italienischen Schauspieler kennen zu lernen, miethete ich eine Wohnung nahe beim Theater. Hier hatte ich die rühmlichst bekannte Madame Riccoboni, die nach ihrer Entfernung vom Theater als Romanschriftstellerin glänzte, zur Nachbarin. Meine Frau und ich, wir haben oft in ihren Romanen die große Wahrheit der Leidenschaften neben einer ungewöhnlich schönen Auswahl von Bilrden und großer Reinheit des Styls bewundert. Ihre Schilderung meiner italienischen Schauspieler bestätigte sich in der Folge auf ein Haar.

Carl Bertinazzi, Carlin genannt, war ein in seinem bürgerlichen Leben wie auf der Bühne gleich geschätzter Mann. Sein Fach war der Harlekin, und er mußte unserem vortrefflichen Sacchi an die Seite gesetzt werden. Alles war Anmuth und edle Grazie an ihm und sein Talent überhaupt ein außerordentliches. Mit vollem Rechte war er der Liebling des Publicums, und er durfte sich Reden gegen dasselbe erlauben, die kein Anderer hätte wagen können. Es war äußerst interessant,

eine jener lakonischen Unterhaltungen zwischen ihm und den Zuschauern mit anzuhören.

Zu ihm paßte Fräulein Camille wie die Blüthe an den Stengel. Nie ist mir eine Schauspielerin vorgekommen, welche so durch und durch innerstes Gefühl war und auf der Bühne wie in ihrem Zimmer so ganz dieselbe reizende Lebendigkeit entwickelte.

Collalto, der Pantalon, war ebenfalls einer der beßten Schauspieler Italiens. Bei ihm sprach sogar die Maske, obgleich seine Mimik einen wundervollen Reichthum bot. Er war voll Erfindung und darstellender Künstler mit Leib und Seele.

Ciavarelli spielte unter dem Namen Scapin den bergamesischen Diener Brighella als vortrefflicher Pantomimiker, sowie Rubini den Doctor des italienischen Lustspiels.

Diese fünf Personen, welche den Charakter der italienischen Comödie in Paris ausmachten, mußte ich wenigstens nennen und übergehe nun die Liebhaber und Liebhaberinnen.

Ich sah jetzt freilich die wahre Lage der Dinge. An den Operntagen war das Haus eben so gedrängt voll, als es leer war, wenn man italienische Lustspiele gab. Aber die extemporirten Stücke waren ja der einzige gangbare Artikel auf dem Repertoir, und ich hoffte Alles von dem Erwachen eines besseren Geschmacks.

Der Hof ging nach Fontainebleau, ich und die Schauspieler folgten. „Harlekins verlorenes und wiedergefundenes Kind,“ das in Paris so ausnehmend gefallen, wurde hier durch die Ungeschicklichkeit der Schauspieler verdorben und vom Hofe verworfen. Diesen Umstand machte ich mir zu Nutzen, um meine Schauspieler von der Nothwendigkeit, skizzirte Stücke mit dialogisirten zu vertauschen, zu überzeugen.

Bei meiner Rückkehr nach Paris ging ich mit Ernst an die Arbeit. Ich bezog eine Wohnung im Palais-royal und genoß von meinem Cabinette aus einen reizenden Blick in den Garten. Unter meinen Fenstern versammelten sich die Frühstücksgesellschaften des Kaffeehauses von Foi, wo man Studien aus allen Ständen machen konnte. Ich hatte vor mir den berühmten Krakauer Kastanienbaum, um den die hitzigsten Politiker sich versammelten, einander ihre Neuigkeiten zutrugen, Laufgräben, Lager und militairische Stellungen in den Sand zeichneten und die Karte von Europa umarbeiteten. So hatte ich denn Zerstreuung ohne Ermüdung.

Es handelte sich nun zunächst um ein glänzendes Debut für mich, und ich mußte es einen großen Sieg meiner gerechten Sache über den Lieblingsschlendrian der Schauspieler nennen, daß man sich endlich in meinen Wunsch fügte und mit einem dialogisirten

Stücke den Anfang zu machen beschloß. Damit war ich nun zwar zufrieden, aber ich sah auch voraus, daß die Schauspieler, welche sich des Memorirens ganz und gar entwöhnt hatten, ohne absichtlich bösen Willen mir einen schlimmen Streich spielen konnten. Deßhalb sah ich mich also genöthigt, bei der Wahl meines Sujets eine gewisse Mittelmäßigkeit innezuhalten und mich an keine Arbeit zu wagen, die eine große Genauigkeit der Ausführung erforderte. Später, so schmeichelte ich mir, würde meine Reform denselben Sieg davon tragen, wie in Italien.

Mein neues dreiactiges Lustspiel hieß „die väterliche Liebe oder die dankbare Dienerin." Sein Inhalt ist folgender.

Pantalon hat zwei Töchter, die er zärtlich liebt und denen er eine sehr sorgfältige Erziehung gegeben hat. Clarisse hat in den schönen Wissenschaften große Fortschritte gemacht, und Angelica ist Musikvirtuosin. Der Vater hat sich für seine Kinder erschöpft, und der Tod seines Bruders, der ihm die Mittel verschaffte, seine Familie anständig zu erhalten, setzt ihn außer Stand, dieß ferner thun zu können. Da tritt nun Camille, das ehemalige Kammermädchen der beiden jungen Damen, vermittelnd ein. Sie befindet sich in Wohlstand und leistet ihrer früheren Herrschaft so wesentliche Dienste, daß Aller Glück dadurch befördert wird.

Das Stück erlebte aber nur vier Vorstellungen, und

hätte ich mich nicht geschämt, meinen Contract zu brechen, so würde ich Paris auf der Stelle verlassen haben. Meine Landsleute bestanden jetzt auf skizzirten Stücken, Hof und Publicum theilten diesen Geschmack, und so rief ich denn mit verbissener Wuth mir zu: Frisch ans Werk, es gilt, Possen zu machen, um in Paris bleiben zu können.

Ich brachte also in den nächstfolgenden zwei Jahren vier und zwanzig solcher Stücke zu Stande, deren Titel und Erfolg im Theateralmanach verzeichnet ist. Acht davon erhielten sich auf der Bühne, hatten mir jedoch mehr Mühe verursacht, als wenn ich sie vollständig niedergeschrieben hätte. Ich konnte auf keine andere Weise als durch künstlich vorbereitete Situationen und wohl berechnete komische Momente, die gegen die Willkür der Schauspieler gesichert werden mußten, die Gunst des Publicums mir erwerben. Es gelang mir das auch mehr, als ich geglaubt hätte, aber der Erfolg dieser mit Unlust unternommenen Arbeiten war mir auch so gleichgültig, daß ich nur selten einer Aufführung beiwohnte. Desto häufiger besuchte ich aber das französische Theater, wo man mir freien Zutritt gestattete, und ich fand dort nicht allein Vergnügen, sondern auch Belehrung.

Dieses Nationaltheater war von der tragischen wie von der komischen Muse gleich sehr begünstigt, und der

Enthusiasmus, womit die Pariser ihrer früheren Bühnennotabilitäten gedachten, hatte für mich etwas Erhebendes. Aber man hatte Unrecht, es als eine ausgemachte Sache zu betrachten und zu beklagen, daß die Natur die Form, woraus sie jene großen Künstler geschaffen, zerbrochen habe. Die Natur bringt Form, Modell und Abguß in einem Athem hervor und erneuert sie nach Belieben. Ließen sich denn auch zwei vollkommenere, durch und durch befähigtere Schauspielerinnen, als Mademoiselle Dumesnil und Mademoiselle Clairon es waren, nur denken? — Die Eine hatte die Kunst der Declamation zur höchsten Blüthe der Vollkommenheit entfaltet, während die Andere die Natur und die Wahrheit in ihren innersten Geheimnissen belauscht zu haben schien. Dazu kamen im Lustspiele das edle, feine Spiel der Madame Préville und die hinreißende Naivetät der Mademoiselle d'Oligny, die übrigens hinsichtlich ihrer Sparsamkeit allen Schauspielerinnen als Vorbild anzuempfehlen war.

Welch ein außerordentlicher Mann war ferner Lekain, der, von der Natur so überaus stiefmütterlich ausgestattet, Alles über sein Genie vergessen machte. Damals spielte Molè die Liebhaber, und was mich betrifft, so habe ich — die Schatten seiner Vorfahren in allen Ehren gehalten — keinen Begriff, wie es in diesem Fache eine strahlendere Erscheinung geben

könne, als unser Molé eine war. Edel in der Leidenschaft, unwiderstehlich in lebhaften und höchst originell in überladenen Rollen, war er in seinem Talent wirklich proteïsch, überraschend wahr und bezaubernd.

Herrn Préville ließ man eigentlich noch mehr Gerechtigkeit widerfahren, denn ich hörte in Betreff seiner Vergleichungen nie anstellen, wie bei Molé und Anderen. Er ist aber auch wirklich ein gänzlich aus sich selbst herausgewachsener Künstler, frei von aller Nachahmung und, wie ich glaube, selbst unnachahmlich. Unser Jahrhundert hat fast zu gleicher Zeit drei Bühnenkünstler ersten Ranges dem kunstsinnigen Europa geschenkt, Garrick in England, Préville in Frankreich und Sacchi in Italien *).

Ich war schon geraume Zeit in Paris, ohne die Oper besucht zu haben, denn ich bekam Ohrenreißen genug von den vielen Arien, die ich außerhalb des Theaters hören mußte. Endlich beredete mich aber doch eine der beliebtesten Opernsängerinnen — die sich, nebenbei gesagt, in unseren gelehrten Sonntagsclub, wo die Damen ausgeschlossen waren, hatte aufnehmen lassen — sie in die französische Oper zu begleiten.

*) Es muß Wunder nehmen, daß Goldoni diesem Künstlerkleeblatt nicht unseren Eckhof zugezählt hat, der, im Tragischen wie im Komischen gleich stark, gerade in Goldoni's und Molière's Productionen excellirte. D. Ueb.

Das Orchester fing an, und ich erfreute mich an dem Zusammenspiel und Accompagnement der Instrumente und der ganzen Durchführung der Ouverture, die mich gleichwohl kalt ließ. Sie sollte von Rameau sein, aber ich will darauf schwören, daß dem nicht so war. Mein Platz auf dem Amphitheater war vortrefflich, und doch verstand ich, als die Handlung anfing, kein Wort. Geduld, sagte ich zu mir selbst, die Arien werden Dich entschädigen. Da traten die Tänzer auf, und ich äußerte mich sehr verwundert gegen meinen Nachbar, daß in dem ganzen Acte bisher keine einzige Arie vorgekommen war.

„Wenigstens sechs,“ war die Antwort, und der Mann lachte auf meine Unkosten.

Unmöglich! entgegnete ich ganz verblüfft, — ich bin doch nicht taub. Die Instrumente haben immer den Gesang bald stärker, bald schwächer begleitet, aber ich habe das für Recitativ gehalten.

„Ach, da ist ja unser Vestris,“ sagte mein Nachbar, mich anstoßend, „die Krone aller Tänzer in ganz Europa.“

Wirklich sah ich in einem ländlichen Tanze diesen Schäfer vom Arno den Sieg über die Schäfer der Seine davon tragen. Zwei Minuten später sangen drei Personen auf einmal ein sogenanntes Trio, das ich vielleicht gleichfalls mit einem Recitativ verwechselte.

So endete der erste Act. Die Zwischenacte der französischen Oper werden mit nichts gefüllt und sind deßhalb kurz. Im zweiten aber dieselbe Musik, dieselbe Langeweile. Ich verzichtete nun ganz auf das Drama und das Accompagnement und wendete meine ganze Aufmerksamkeit der Prüfung des Beiwerks zu. Da fand ich denn auch überraschend viel zu bewundern. Die erstaunliche Vollkommenheit der Tänzer und Tänzerinnen und überhaupt des ganzen Ballet-Arrangements überraschte mich, und in der Musik der Chöre fand ich Psalmen von Corelli, Biffi und Clari wieder. Dann die Pracht der Decorationen, der vortrefflich in einander greifende Mechanismus, die reiche Garderobe und die zahlreich gefüllte Bühne — dieß Alles bestach das Auge und wirkte mächtig auf die Sinne. Als das Stück zu Ende war, sang eine der Damen, welche in der Oper selbst nicht aufgetreten war, eine Art Chacone, die von den Chören und Tänzern begleitet wurde. Dieses unerwartete Vergnügen hätte eine sehr angenehme Rückwirkung auf das Ganze üben können, wenn dieser Gesang nicht mehr eine Hymne als eine Arie gewesen.

Als der Vorhang gefallen war und alle meine Bekannten mich um mein Urtheil über die Oper befragten, fuhr mir mit Blitzesschnelle die Antwort über die Lippen: ein Paradies für die Augen, eine Hölle

für die Ohren. Diese beleidigenden, unüberlegten Worte erregten Gelächter bei den Einen und Zähneknirschen bei den Anderen. Aber zwei Personen aus der königlichen Kapelle fanden sie sehr treffend. Der Componist, der nicht weit von mir stand, konnte diese Unbesonnenheit gehört haben, und so ärgerte ich mich unbeschreiblich über mich selbst. Nun er ruhe in Frieden, der gute Mann!

Einige Tage darauf sah ich „Castor und Pollux.“ Dieses vortrefflich geschriebene und mit ausgezeichneten Decorationen versehene Drama söhnte mich gewissermaßen mit der französischen Oper wieder aus. Meine Muthmaßung, daß jene mir so mißfällige Musik nicht von Rameau gewesen, ward mir jetzt vollends zur Gewißheit.

Die zwei Jahre meines Contractes näherten sich ihrem Ende, und meine Abreise schien mir so gut wie ausgemacht. Der portugiesische Gesandte hatte mir eine kleine Arbeit für seinen Hof aufgetragen, die mit einem Geschenk von tausend Thalern belohnt wurde. In Portugal wäre also wol ein fruchtbares Feld anzubauen gewesen, während auf der anderen Seite der venetianische Gesandte mich durchaus wieder in mein Vaterland zurückbringen wollte. Da kam ein glücklicher Umstand meiner Unentschlossenheit zu Hülfe. Ich lernte Fräulein Sylvestre, die Vorle-

serin der Dauphine, der Mutter Ludwigs XVI., kennen. Diese Dame, der das Italienische sehr geläufig war, die meine Werke oft gelesen hatte und sich sehr wohlwollend gegen mich bewies, interressirte sich auch für meine Zukunft. Sie wußte, wie gern ich in Paris bleiben wollte, und versprach, meine Sache bei Hofe zu führen. Bald darauf ließ sie mich nach Versailles kommen und setzte mich von der eingeleiteten Katastrophe in Kenntniß.

Die Frau Dauphine kannte mich, sie hatte meine Stücke in Dresden spielen sehen und hörte sie gern vorlesen. Die Töchter Ludwigs XV., Mesdames de France, hatten viel Neigung für die italienische Literatur, und die Frau Dauphine benutzte diesen glücklichen Umstand, mich zur Herzogin von Narbonne zu schicken. Diese Dame war von ihr ersucht worden, Madame Adelaide, die damals Dame d'atour und später Ehrendame war, mich vorzustellen. Ich wurde sogleich bei Mesdames de France angestellt, nahm Abschied von der italienischen Komödie, die wol im Herzen froh war, mich los zu werden, und empfing die Glückwünsche Aller, die sich für mich interessirten. Ein Gehalt war mir nicht ausgesetzt worden, aber ich vertraute der Großmuth meiner fürstlichen Schülerinnen.

Ich kam also an den Hof, aber ohne ein Hofmann zu werden, und meine Ungeschicklichkeit ist wol

allein schuld daran, daß ich keine bessere Carrière gemacht habe. Madame Adelaide bediente sich zuerst meines Unterrichts im Italienischen, und da ich noch keine Wohnung in Versailles hatte, so schickte sie mir, so oft sie meiner bedurfte, eine Postchaise. Nun pflegte ich unterwegs zu lesen, und einst, als ich mich in Rousseau's „Brief vom Berge" förmlich versenkt hatte, fiel mir das Buch aus den Händen, und ich verlor den Gebrauch meiner Augen.

Kaum hatte ich noch einen schwachen Schimmer vom Tageslicht, und es bedurfte aller mir zu Gebote stehenden Geistesgegenwart, die Treppe hinan zu Madame Adelaide zu tappen. Ich wußte, daß das Tabouret jedesmal an seiner gewöhnlichen Stelle stand, setzte mich also und wollte, ohne meinen Zustand zu verrathen, den Unterricht beginnen. Als ich aber das Buch in die Hand nahm und nichts als einen weißgrauen Streifen Papier sah, konnte ich meine Bestürzung nicht länger verbergen und mußte mein Unglück gestehen.

Ich kann nicht beschreiben, mit welcher Güte die edle Fürstin jetzt Alles anwenden ließ, um meinem Uebel abzuhelfen, und wirklich bemerkte ich auch nach wiederholten Augenbädern in dem verdunkelten Zimmer eine schwache Rückkehr meines Augenlichtes. Die Prinzessin entließ mich und schickte mir ihren Arzt.

Nach einigen Tagen war die Sehkraft meines rechten Auges völlig wieder zurückgekehrt, aber das linke erblindete für immer.

Diese Einäugigkeit hatte nur noch gefehlt, um mich noch etwas unerträglicher in Gesellschaft zu machen, als ich es ohnehin, vermöge meiner vielfachen Sonderbarkeiten, schon bin. Mir ist im Sommer die Kühle, im Winter die Hitze unerträglich; ich kann ohne Ofenschirm nicht leben, und in der größten Hitze bekomme ich von einem geöffneten Fenster den Schnupfen.

Nach Verlauf meines ersten Diensthalbjahres erhielt ich eine Wohnung im Schlosse von Versailles. Ich bezog das Zimmer des Accoucheurs der Frau Dauphine, die bei dem leidenden Gesundheitszustand des Dauphins für den Augenblick darüber disponiren konnte.

Im Mai 1765 folgte ich den Prinzessinnen nach Marly, und ich fand nun, daß unmöglich scheinende Dinge — nämlich den Park von Versailles und die Tuilerieen verdunkelt zu sehen — doch möglich waren. Einst wohnte ich auf den für die Zuschauer bestimmten Schranken des Speisesaales der Mittagstafel des Hofes bei, ward aber zu meiner großen Ueberraschung bemerkt und heruntergeholt. Die Königin und die Prinzessinnen saßen an ihren Spieltischen, und an der Tafel des Königs war das Lansquenet im besten

Gange. Die Bank ging Reihe um. Ich setzte sechs Louisd'or und gewann. Als die königliche Familie sich entfernt hatte, blieb der Hof noch beisammen und spielte, was und so lange man wollte. Eine Dame stand einen Tag und zwei Nächte nicht von demselben Tische auf und genoß in dieser Zeit nichts als Chocolate und Bisquit.

Mit der französischen Sprache wollte es bei mir lange nicht recht fort, und es kam einmal vor, daß ich, ohne gegessen zu haben, bis vier Uhr in dem Zimmer der Prinzessin Adelaide wartete, weil ich, als sie an mir vorüber ging, das flüchtig hingeworfene „à tantôt" mit tantosto verdolmetschte. Erst durch die eleganten Uebersetzungen der Prinzessin kam der Geist der französischen Sprache über mich.

Als der Hof nach Versailles zurückgekehrt war, überreichte ich der Frau Dauphine eine italienische Cantate, die ich geschrieben und von einem Landsmann in Musik hatte setzen lassen. Sie wurde eines Abends, als der Dauphin sich ein wenig besser befand, in den Gemächern der Dauphine aufgeführt, und weil ich dazu eingeladen war, so begab ich mich gegen zehn Uhr an die Thür des Cabinets der Nobelgarde. Der Schweizer läßt mich eintreten, und ich finde den Dauphin und die Dauphine noch beim Souper. Während ich mich auf einen Platz begebe, wo ich die Herrschaften

speisen sehen kann, kommt eine diensthabende Dame auf mich zu und fragt, ob ich den Zutritt für den Abend hätte.

Ich kenne, antwortete ich, den Unterschied zwischen dem Zutritt am Abend und dem am Tage nicht. Die Prinzessin hat mir befohlen, nach dem Souper ihr aufzuwarten, und ich fürchte nur, daß ich einen Verstoß gegen die Etikette begangen, indem ich zu früh gekommen.

„Für Sie, mein Herr, giebt es keine Etikette," versetzte die Dame; „Sie können bleiben."

Ich blieb also. Als der Prinz und die Prinzessin sich in den Musiksalon begeben hatten, ließ man mich rufen, und meine Cantate wurde aufgeführt. Die Frau Dauphine spielte Clavier, die Prinzessin begleitete sie mit der Violine, und Fräulein Hardy sang. Musik und Text gefielen, und als die Cantate zu Ende war und ich mich entfernen wollte, erlaubte mir der Dauphin, noch zu bleiben. Er selbst sang auch, aber was? — eine melancholische Arie aus dem Oratorium: „der Pilger am Grabe".

Dieser Prinz zeigte eine wahre Heldenstärke darin, seinen leidenden Zustand zu verbergen und seine Umgebung über sein herannahendes Ende zu täuschen. Bei dem Sommeraufenthalte in Compiegne — den man so wie die Herbstreisen nach Fontainebleau die großen

Reisen nannte, weil nämlich alle Departements, Kanzleien, Minister, Kronbeamten und Gesandte den König begleiten mußten — und bei den großen Revueen hatte sich der Dauphin als Dragoneroberst über seine Kräfte angestrengt. Er raffte sich noch gewaltsam auf, um dem Hofe nach Fontainebleau zu folgen, und starb dort mitten unter den Schauspielen und Festlichkeiten, welche man veranstaltete.

Das Erste, was nun geschah, war, daß man mir den Schlüssel zu meinem Zimmer abforderte, da nach dem Tode des Dauphins die Dauphine über kein Zimmer für einen Accoucheur mehr zu disponiren habe. Ich miethete mir also eine Wohnung in der Stadt und sah mit den getrübtesten Blicken in die Zukunft. Die fünfhundert Louisd'or, welche ich ein- für allemal aus dem königlichen Schatze erhalten, gingen zu Ende, und meine Gelder aus Italien kamen immer sehr spät an.

Auch die Frau Dauphine, meine erhabene Beschützerin, starb, und ich schuldete bereits einem Freunde hundert Zechinen, als, nachdem die Trauer vorüber war, die Prinzessinnen mich rufen ließen und mir ein Geschenk von hundert Louisd'or in einer goldenen Dose überreichten. Endlich nach langen Unterhandlungen mit den sich sträubenden Ministern wurde mir von meinen erhabenen Schülerinnen ein Gehalt von vier-

tausend Franks vermittelt. Später sollte ich die Neffen und Nichten der Prinzessinnen im Italienischen unterrichten und mein Gehalt dann erhöht werden. Niemand war glücklicher als ich, welcher Franzose mit Leib und Seele geworden, ich, der keinen anderen Ehrgeiz kannte, als den, in Frankreich leben und sterben zu können *).

So wie aber mein Gehalt festgesetzt war, hörten die Prinzessinnen auf, sich mit dem Italienischen zu beschäftigen. Ich kehrte also nach Paris zurück, nahm dort meinen Wohnsitz und suchte nur noch einigermaßen festen Fuß in Versailles zu behalten, um meine Stelle gesichert zu wissen. Aber nur einer der Prinzen wollte Italienisch lernen, und bei ihm ward ich durch den Abbé de Londonviller verdrängt. Jetzt hatte ich meine Stelle also verloren und mußte auf einen anderen Erwerbszweig denken. Ich versuchte einige Scenen meines Theaters zu übersetzen, aber diese Arbeit ekelte mich an. Auch hatten schon einige Andere das Privilegium, meine Stücke zu übersetzen, erhalten, und so war z. B. der Diener zweier Herren" recht hübsch französirt, wenn man davon absieht, daß der italienische Scherz in französische Witzelei umgewandelt war. Auch von Italien aus verlangte man Lustspiele von mir,

*) Kein großer Beleg für das Nationalgefühl der Italiener.

und ich führte einige schon vorräthige Skizzen aus, die aber zum Theil besser in Paris als in Venedig gefielen.

Durch die huldvolle Vermittelung der Prinzessin Adelaide ward mein Neffe sehr vortheilhaft placirt, was mich wirklich überaus glücklich machte. Bald darauf erhielt ich auch einen Ruf nach London für die komische Oper; aber ich zog es vor, für dieselbe von Paris aus zu arbeiten. Am beßten gefiel meine „Victorine", die Piccino componirt hatte. Seltsam ist es aber, daß, obgleich ich für Italien, Portugal, Teutschland und England komische Opern geschrieben hatte, ich keine für Paris fertigen konnte. Die komische Oper hat hier nicht den mindesten entschieden ausgeprägten Charakter, und das Publicum hat in diesem Genre kein gediegenes Urtheil. Ich stellte mich dadurch vielleicht in Schatten, abgesehen noch davon, daß das italienische Theater jährlich zwei Pensionen, eine für den beliebtesten Dichter, die andere für den beliebtesten Componisten, zahlt.

Zur Vermählungsfeier des später so unglücklichen Königs mit Marie Antoinette wurde auch das neue Hoftheater eröffnet. Von den alle Gebilde meiner Phantasie verdunkelnden Festen jener Tage schweige ich gänzlich, weil ich zu diesem Zweck ein eigenes Buch füllen und doch nicht erschöpfend sein könnte.

Dieses neue Theater jedoch ist ein prächtiges Denk-

mal der Baukunst, das indeß mehr imponirende Größe als Bequemlichkeit für die Zuschauer darbietet. In seiner strahlendsten Herrlichkeit erscheint es bei den Gala- oder Maskenbällen, wenn es, Bühne und Zuschauerraum in Eins verwandelt und mit denselben Decorationen geschmückt, als ein von Säulen, Spiegeln und Vergolgen überreich verzierter Feensaal die geladenen Gäste aufnimmt.

Die junge Dauphine hatte meine Beglückwünschungsverse gnädig aufgenommen und mich wissen lassen, ich sei ihr nicht unbekannt. Vielleicht war es diese Huld und die allgemeine Freude, was mich damals zu dem Wagniß ermuthigte, ein Lustspiel in französischer Sprache zu schreiben. Und so ward denn mein „wohlthätiger Murrkopf" den vierten November 1771 zum ersten Male in Paris und den Tag darauf in Fontainebleau gegeben.

Das Stück gefiel am Hofe wie in der Stadt. Vom Könige erhielt ich dafür ein Geschenk von 150 Louisd'or, auf dem Theater rentirte es mir vortrefflich, und auch mit meinem Buchhändler hatte ich alle Ursache zufrieden zu sein. Préville machte aus der Titelrolle eine meisterhafte Individualität, und Molé bewirkte, trotzdem daß er die unbedeutende Rolle des Dalencour nur aus Gefälligkeit übernommen, daß ich über meine eigene Schöpfung erstaunte.

Mein „wohlthätiger Murrkopf" war dem Erfolge nach als die Krone meiner Arbeiten zu betrachten, denn dieses Stück wurde das bekannteste und besiegelte meinen Ruf. Bei der ersten Vorstellung war ich, wie früher auch in Italien, hinter dem Vorhange, der die Coulissen schließt, und meine Bewegungen, mein Auf- und Abgehen, mein Herzklopfen spielten das Stück hinter der Scene mit. Als es zu Ende war, hörte ich Händeklatschen und Ausrufungen im Publicum. Herr Dauberval, mit dem ich noch an demselben Abend nach Fontainebleau fahren sollte, kam auf mich zu, und ich war der Meinung, er wolle mich an den Wagen führen. „Nein," sagte er, „aber Sie müssen sich dem Publicum zeigen, das Sie zu sehen verlangt."

Als ich mich dieser Schaustellung ganz entschieden widersetzte, kamen Le Kain und Brizard auf mich zu, nahmen mich ohne Umstände unter die Arme und schleppten mich auf die Bühne, wo ich denn außerordentlich hölzern dagestanden haben mag. In Italien ist diese tyrannische Galanterie des Publicums nicht Sitte, und ich habe niemals begreifen können, wie Jemand hintreten und stillschweigend zu dem Publicum sagen kann: „Da bin ich, wenn ihr mich beklatschen wollt."

Sobald ich nur fortkommen konnte, eilte ich, Alles über den Haufen rennend, durch das Ankleidezimmer

die Treppe hinunter in den Wagen, wo meine Frau und mein Neffe mich schon erwarteten. Sie vergossen Freudenthränen über den unerwarteten Erfolg meines Stückes und lachten wieder in der nächsten Secunde wie toll über die Figur, welche ich auf dem Theater gespielt hatte. Halb schlafend, halb wachend kamen wir in Fontainebleau an, wo ich folgenden Tages abermals hinter dem Vorhange den Beifall erntete, den „der wohlthätige Murrkopf" bei Hofe erhielt. Zwar war ein wirklicher Applaus in Gegenwart des Königs nicht erlaubt, aber man hatte sich auf andere Beifalls-bezeigungen eingeübt. Den folgenden Tag wurde ich durch den Marschall von Duras der königlichen Familie vorgestellt, die mir Beweise ihrer gewohnten Huld gab.

Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich bei der zweiten Aufführung in Paris einige unzweideutige Aeußerungen des Mißfallens im Parterre bemerkte.

„Wie können Sie über diese Cabale sich beunruhigen?" — sagte Herr Feuilli zu mir, als er meine Bestürzung bemerkte, — „das geht vorüber."

Aber ich habe von einer solchen Cabale ja in der ersten Vorstellung nichts bemerkt?

„Sehr natürlich; denn damals spottete man nur über den Ausländer, der ein französisches Stück auf die Bühne zu bringen wagte."

Er hatte Recht. Die Aufnahme des Stückes wurde bis zur zwölften Vorstellung eine immer günstigere, und wir nahmen es dann nur aus jener Bühnen-Oekonomie zurück, die mit guter Kost sparsam umgeht.

Es war um diese Zeit, als Rousseau von Genf nach Paris zurückkehrte. Alle Welt wollte ihn sehen, und doch war er für Niemand sichtbar. Ich kannte ihn nur seinem Rufe nach, brannte aber auf eine Unterredung mit ihm und wollte gern mein Stück einem Manne vorlegen, welcher mit der französischen Sprache und Literatur so vertraut war. Gerade zu ihm zu gehen, konnte ich aber nicht wagen. Ich schrieb ihm also und bat ihn, mir die Freude seiner Bekanntschaft zu gönnen. Darauf erhielt ich die Antwort, daß er nie ausgehe, sich aber freuen würde, wenn ich mir die Mühe nehmen wolle, der angegebenen Adresse zu folgen, und die vier Treppen seiner Wohnung nicht zu scheue.

Schon am folgenden Tage war ich bei ihm, und ich kann es mir nicht versagen, meine Unterredung mit diesem außerordentlichen Manne — obgleich von meinem Stücke dabei nur im Vorbeigehen die Rede war — hier mitzutheilen.

Auf mein Klopfen öffnete mir eine Frau, die weder jung, noch hübsch oder einnehmend war. Ich fragte, ob Herr Rousseau zu Haus sei, und bekam zur Ant-

wort: „Ja und Nein". Ich, der ich die Person für eine Haushälterin hielt, nannte meinen Namen, worauf sie mir erwiderte, daß ihr Mann mich erwarte und ich eintreten könne.

Da fand ich denn den Verfasser des „Emil" mit Notenschreiben beschäftigt, und obgleich ich schon davon gehört hatte, so schauderte ich doch innerlich. Er empfing mich offen und freundschaftlich, stand auf und sagte, mir sein Heft zeigend: „Da sehen Sie, ob Sie schon in Ihrem Leben besser geschriebene Noten gefunden haben; ich wollte wetten, daß kein Heft schöner und richtiger aus der Presse kommt, als ich es liefere. Aber jetzt kommen Sie, wir wollen uns wärmen."

Wir hatten aber nur einen Schritt bis zum Kamin, wo das Feuer ausgegangen war. Der Dichter forderte ein Scheit, und Madame Rousseau brachte es selbst. Ich bot der Dame meinen Stuhl an, der aber mit dem Bemerken abgelehnt wurde, daß dieselbe häusliche Geschäfte habe.

Mir blutete das Herz. Einen Mann, wie Rousseau, als Notenschreiber und seine Frau als Magd zu finden, das zerriß mir die Seele. Rousseau schien zu bemerken, was in mir vorging. Er fragte mich unbefangen nach der Ursache, und ich gestand ihm die Wahrheit.

„Aber wie können Sie mich beklagen, weil ich

mich mit Abschreiben beschäftige?" sagte er. — „Halten Sie es denn für klüger, Bücher für Leute, die nicht lesen können, und für böswillige Journalisten zu schreiben? Da irren Sie sehr. Ich liebe die Musik leidenschaftlich, schreibe vortreffliche Compositionen ab und vergnüge mich dabei, als ob ich sie hörte. Reden wir aber jetzt von Ihnen, mein Herr. Sie wollen hier in Paris für die italienischen Schauspieler arbeiten, aber diese Leute wollen von Ihren Stücken nichts wissen. Sie sollten in Ihr Vaterland zurückkehren, wo man Sie liebt und zurückwünscht."

Ich erzählte ihm nun, daß ich ein französisches Stück geschrieben habe, und er konnte vor Erstaunen nicht zu sich selbst kommen, als er hörte, daß es auf dem französischen Theater bereits angenommen sei.

„Aber man wird es nicht spielen," — sagte er dann — „und es wäre auch um so schlimmer für Sie, wenn dieß geschähe."

Aber Sie kennen ja das Stück gar nicht, wendete ich ein.

„Nein, aber ich kenne den Unterschied, welcher zwischen dem Geschmacke der Italiener und der Franzosen stattfindet, und ich weiß, daß man in Ihren Jahren nicht erst anfangen darf, in einer fremden Sprache zu schreiben." Ich machte noch einige Einwendungen und führte ihn, ohne daß er meine Absicht ahnte, zu dem Wunsche, das

Manuscript zu lesen. Es befand sich jetzt noch beim Abschreiber; aber ich versprach, sobald es wieder in meinen Händen sein würde, es ihm vorzulesen. Man wird sehen, warum ich später nicht Wort hielt.

Vor drei Jahren erschien ein Buch unter dem Titel: „Bekenntnisse J. J. Rousseau's, eines Genfer Bürgers". Das sind Anekdoten aus seinem Leben und von ihm selbst geschrieben. Er schont sich durchaus nicht in diesem Werke und erzählt sogar eine Menge sonderbarer Dinge von sich selbst, die ihm wohl schaden könnten, wenn sein berühmter Name nicht jede Kritik zu Boden schlüge.

Dennoch kenne ich eine Anekdote, welche in den letzten Jahren seines Lebens spielt, die sich aber nicht in seinen Bekenntnissen findet. Der Verfasser hat sie vielleicht vergessen, vielleicht hat er auch nicht Zeit gehabt, sie den übrigen noch anzureihen, da das Buch erst nach seinem Tode erschienen ist. Diese Anekdote bezieht sich nun zwar nicht unmittelbar auf mich, aber ich erwähne sie doch, weil sie die Veranlassung war, daß ich Rousseau meinen „wohlthätigen Murrkopf" nicht mittheilte.

Dieser fremde Gelehrte hatte viele Freunde und Bewunderer in Paris, unter anderen auch einen gewissen Herrn N. N.*), der zu beiden gehörte. Er liebte,

---

*) Wahrscheinlich Diderot, einer der Sonntagsclubisten.

schätzte und beklagte ihn zu gleicher Zeit; denn er konnte seine traurige Lage so gut als seine Talente beurtheilen.

Dieser Herr bot Rousseau eine sehr nette und bequeme Wohnung in der Nähe der Tuilerieen an, und um das Zartgefühl seines Freundes nicht zu verletzen, offerirte er sie ihm um denselben Miethpreis, welchen er in seinem Hotel garni zahlte. Aber der Genfer Gelehrte merkte die Absicht des großmüthigen Mannes, schlug das Anerbieten trotzig ab und erklärte, er wolle sich nicht hintergehen lassen. Herr N. N., ein Philosoph und Weltmann zugleich, gab der Sache eine scherzhafte Wendung und blieb sein Freund nach wie vor.

Nun hatte er von Jean Jaques Bekenntnissen sprechen gehört; er wünschte sie kennen zu lernen, und da er in seinem Portefeuille „Sittengemälde des Jahrhunderts in dem Geschmack Theophast's und Labruyère's" hatte, so schlug er seinem Freunde vor, einander gegenseitig ihre Arbeiten vorzulesen. Das nahm Rousseau an, aber nur unter der Bedingung, daß Herr N. N. ein frugales Abendessen bei ihm einnehmen wolle. Alle Gegenvorstellungen, daß dieß bei ihm weit bequemer geschehen könne, fruchteten nichts. Rousseau blieb auf seinem Kopfe. „Höchstens", gab er endlich nach, „will ich es mir gefallen lassen, daß

Sie eine Flasche Wein mitbringen; denn in meinem Hause bekomme ich nur schlechten."

Der nachgiebige Franzose fügt sich in die stolze Laune seines Freundes; aber unglückseligerweise will er es immer wieder zu gut machen, indem er einen Korb mit sechs Flaschen Malaga und sechs Flaschen anderen vortrefflichen Weins schickt, was zur Folge hat, daß er den Genfer in der übelsten Laune findet. Auf sein Befragen erhält er folgende Antwort: „Ich habe eine Flasche aus dem Korbe genommen und denke, dieß wird zu unserem kleinen Abendessen genug sein. Die anderen schicken Sie aber nur gleich wieder fort, oder Sie können wo anders essen."

Der Diener, der den Korb gebracht hatte, war noch da, und dem Gaste blieb nichts übrig, als sich zu fügen. Rousseau fing nun zuerst zu lesen an; aber man war nicht weit gekommen, als Madame Rousseau den Tisch, an welchem die Vorlesung stattfand, decken wollte, und ehe man sich einrichten konnte, ohne Tisch zu lesen, ward das allerdings sehr bescheidene Abendessen, ein Huhn und ein Salat, aufgetragen.

Nach Tische las Herr N. N. Das erste Capitel gefällt dem gelehrten Sonderling ungemein; aber beim zweiten steht er auf und läuft mit allen Zeichen des Zornes im Zimmer auf und ab. Der bestürzte Vorleser fragt nach der Ursache dieses Unmuthes und

erhält zur Antwort, daß es Unrecht sei, zu ehrlichen Leuten zu kommen, um sie zu beschimpfen.

„Was in aller Welt meinen Sie damit?“ — fragte Jener.

„Daß Sie es mit keinem Dummkopfe zu thun haben,“ entgegnet der Philosoph. „Sie haben da mein Portrait mit sehr überladenem Colorit und satirischen Zügen entworfen. Das ist abscheulich und Ihrer unwürdig.“

„Sachte, mein Freund; ich liebe und schätze Sie und brauche Ihnen das nicht erst zu versichern. In dieser Figur aber habe ich einen harten, zänkischen, gallsüchtigen Mann schildern wollen, wie die Originale sich zu Dutzenden in der Gesellschaft finden.“

„O ja, ich weiß recht gut, daß ich in dem Hirn der Dummköpfe als ein solcher Kauz herumspuke, und ich verachte das. Aber desto schmerzhafter ist es mir, daß ein Mann wie Sie, ein Freund, sei es nun ein wahrer oder falscher, zu mir kommen, um sich über mich lustig zu machen.“

Aber Herr N. N. mochte sagen, was er wollte, Rousseau ließ sich von seiner Idee nicht abbringen. Er hatte sich die Sache einmal so in den Kopf gesetzt, entzweite sich ernstlich mit seinem Freunde, und es gab dann von beiden Seiten sehr beißende Briefe.

Ich stand nun mit jenem französischen Gelehrten

in Verbindung, war häufig mit ihm in Gesellschaft, und als er uns die Veranlassung seiner Entzweiung mit Rousseau erzählte, da überlegte ich mir, daß der Dichter sich selbst für einen Murrkopf erklärt hatte und wohl auf die Idee kommen könnte, daß ich sein Portrait auf das Theater bringen wolle. Ich hütete mich also, seiner üblen Laune mich auszusetzen, und sah ihn seitdem nicht wieder.

Im Mai des Jahres 1771 feierte man in Versailles die Vermählung des Grafen von Provence, (Monsieur), eines Enkels Ludwig's XV. und Bruders des Dauphins, mit Marie Louise von Savoyen (Madame), der ältesten Tochter des Königs von Sardinien. Dieses Ereigniß erregte in der ganzen Nation eine ungemeine Freude, und das hohe Paar war so geliebt als einander würdig. Die Pracht der Vermählungsfeierlichkeiten gab denen des vorigen Jahres nichts nach, und der Park von Versailles schien bei Gelegenheit dieser Feste nur noch schöner. Sein Umfang ist aber auch unermeßlich, und seine Anlagen sind äußerst mannichfaltig. Allenthalben sieht man eine wahre Verschwendung von köstlichem Marmor, Originalstatuen neuerer berühmter Künstler und Copieen der schönsten Antiken. Man weiß nicht, soll man zuerst die regelmäßig verzierten Alleen, welche anmuthig ländliche Verstecke verbergen, oder die prächtigen Bassins und Springbrunnen von

ungeheuerer Höhe in Mitte reizender Blumenbosquets bewundern. Ein Meisterstück der Gartenkunst ist die Orangerie, deren Größe und Menge wirklich bewundernswürdig ist, wenn man die Beschaffenheit des Klimas, das der Orangerie hier so ungünstig ist, berücksichtigt. Dennoch sind es die Bosquets, welche die Hauptschönheit dieses Gartens ausmachen, und ein unbeschreiblicher Zauber athmet in ihren Schatten. Diese Arten von Sälen und Cabineten sind aber nicht für Jedermann geöffnet; man betritt sie nur im Gefolge des Hofes, bei feierlichen Gelegenheiten und während der Anwesenheit fremder Herrschaften. Uebrigens sind sie verschlossen, und nur Wenige haben den Schlüssel dazu; aber ich war einer von jenen Glücklichen, die sie nicht allein selbst, sondern auch mit ihren Freunden genießen konnten.

Es sind ihrer zwölf, und ihre Namen sind: der Ballsaal, der Kronleuchter, die Colonade, die Kuppel, Enceladus, der Obelisk, der Stern, das Wassertheater, die Bäder des Apollo, die drei Fontainen, der Triumphbogen und das Labyrinth. Dieses letztere ließ man zu Anfang der jetzigen Regierung eingehen und legte an dessen Stelle einen englischen Garten an.

In diesen Bosquets findet man wahre Meisterwerke der Bildhauerkunst und Architektur. In den Bädern des Apollo hat besonders eine Gruppe von

sieben Figuren aus weißem Marmor wegen ihrer Größe und Vollendung eine besondere Berühmtheit erlangt, und in der Colonade ist ein zirkelförmiges Peristyl, das aus zwei und dreißig Säulen von auserlesenem Marmor besteht, Gegenstand allgemeiner Bewunderung.

Diese Bosquets waren also zur Vermählungsfeier geöffnet. In dem Ballsaal, der Colonade und dem Kastaniensaal tanzte man, die übrigen waren den Vergnügungen des Publicums überwiesen, und zu diesem Zweck hatte man die kleinen Schauspiele aus Paris kommen lassen. Ich hatte diese kleinen Schauspiele schon bei meiner Ankunft in Paris vorgefunden und darf ihrer hier nicht unerwähnt lassen.

Nicolet's Saal nahm damals auf Messen und im Boulevard du Temple den ersten Rang ein, und diese privilegirte Seiltänzergesellschaft führte, wenn ihre Künste vorüber waren, noch kleine dialogisirte Stücke auf. Da las ich denn eines Tages bei meinem gewöhnlichen Spaziergange auf den Boulevards, jenem prächtigen Durcheinander von Schaustellungen und Vergnügungen aller Art, die Ankündigung des dritten Stückes: „Coriolan", ein Trauerspiel in einem Acte. Diese Ankündigung kam mir so spaßhaft vor, daß ich, um ja noch einen Platz zu bekommen, auf der Stelle in den Saal ging und auf der Galerie Platz nahm. Aber ich war ziemlch der erste Zuschauer, und

kaum hatte ich mich auf meinen Platz niedergelassen, so kam ein wohlgewachsener, aber schlecht gekleideter junger Mann auf mich zu. Ich hielt ihn für einen Zuschauer und rückte zu. Aber der Mann gab sich mir als Nicolet selbst zu erkennen und bat mich ganz naiv, daß ich die Güte haben möchte, ihm meinen Degen zu leihen, da er selbst keinen habe und doch den Coriolan spielen müsse.

Da ich ihn jedoch gar nicht kannte, so zögerte ich Anfangs, seiner Bitte zu willfahren. Ich that einige Fragen, die ihn hätten verwirren müssen, wenn er nicht der Unternehmer der Truppe gewesen wäre, und händigte ihm dann meinen Degen ein. Als ich nun den Angstschweiß, den die Künste der Seiltänzer mir auspreßten, überstanden und die ersten beiden dialogisirten Stücke glücklich verschlafen hatte, erwachte ich, als Coriolan an die Reihe kam, eben wieder. Ich sah geschmacklos gekleidete Schauspieler und hörte schlecht vorgetragene Verse; aber es entging mir doch nicht, daß der Verfasser seinen Gegenstand sehr geschickt behandelt und ein mehr als mittelmäßiges Stück daraus gemacht hatte. In der Geschichte des Coriolan ist eigentlich nur eine einzige interessante Situation, die nämlich, wo Volumnia und Vetturia den römischen Feldherrn durch ihre Thränen entwaffnen. Wir haben sieben bis acht fünfactige Trauerspiele, die diesen Stoff be=

handeln, aber de Laharpe ist der einzige, der nicht an diesem gewaltigen Gegenstande gescheitert ist. Aufrichtig gestanden, muß ich jedoch dem Verfasser des einactigen Coriolan noch den Vorzug vor allen übrigen zugestehen, denn er allein hat seinen Stoff durch das Zusammendrängen zu bewältigen gewußt und es glücklich vermieden, langweilig zu werden.

Ueber die Diction will ich nichts sagen, denn ich habe mehr errathen müssen, als verstanden. Nicolet's Truppe war diesen Vorstellungen nicht gewachsen und das Ensemble überhaupt äußerst mangelhaft. Jetzt ist das anders. Die kleinen Schauspiele sind der Mittelpunkt eines großen Wetteifers geworden, und der Director ist genöthigt, sich mit guten Schauspielern zu versehen. Das „Ambigu comique" war das erste Theater, welches mit Nicolet auf dem Boulevard wetteiferte. Es fing mit Marionetten, sogenannten hölzernen Comödianten, an und führte mit einem ziemlich gut besetzten Orchester bekannte Arien aus. Diese Neuerung fand großen Beifall und Zulauf, aber sie konnte sich für die Dauer nicht halten, und der Director vertauschte die Marionetten bald mit kleinen lebendigen Schauspielern, die in Spiel und Tanz recht gut eingeübt waren. Es fanden sich Dichter, die passende Stücke für dieses Kindertheater schrieben, und das Ambigu comique wurde bald Modetheater. Nach einigen Jahren trugen

aber die „Varietés amusantes“ auf dem Boulevard St. Martin über alle übrigen den Sieg davon. Dieses Theater wurde später in das Palais royal versetzt und hat sich bis heute in seinem früheren Range behauptet, obgleich der Saal der kleinen Schauspieler, welcher sich auch daselbst befindet, nicht weniger besucht ist. Diese Kinder begleiten mit ihren Geberden die männlichen und weiblichen Stimmen hinter den Coulissen so überaus geschickt, daß Anfangs sogar gewettet worden ist, daß die Kinder wirklich die Sänger seien.

Diese letzten beiden Schauspiele genießen das Vorrecht, daß sie nicht gezwungen werden können, die Messen der Stadt zu besuchen.

Torre, ein italienischer Feuerwerker, war der Erste, der auf den Boulevards ein Vauxhall errichtete; aber es bestand nicht lange. In der Nähe der elysäischen Felder, die an schönen Tagen Paris gänzlich entvölkert zu haben scheinen, hat sich ein unermeßliches Gebäude, das Colliseum, erhoben, dessen Unternehmer sich damit zu Grunde gerichtet haben. Es scheint mir das auch eben keine kluge Speculation, daß man den Eingang zu einer verschlossenen, engen und unangenehmen Promenade sich bezahlen läßt, während es so viel öffentliche, weitläufige und geräumige Spaziergänge ringsumher giebt. Außer dem Garten von Luxemburg,

dem Sammelplatz der Geistlichen, Philosophen und anständiger Familien, sind das Arsenal, der Garten am Hotel Soubise, besonders aber der botanische Garten und das königliche Cabinet als Orte zu betrachten, wo die Pariser Welt, nicht nur um sich zu belustigen, sondern auch zu ihrer Belehrung zusammenströmt. Die Behauptung aber, daß der, welcher in Paris angenehm leben wolle, einen großen Aufwand zu machen genöthigt sei, ist grundfalsch; denn nirgend kann man mit weniger Geld eines mehr paradiesischen Aufenthalts sich erfreuen als hier.

Seit mein „wohlthätiger Murrkopf" einen so guten Erfolg gehabt, hatte ich nichts Neues wieder angefangen. Oft sagte ich im Scherz, ich wolle nun auf meinen Lorbeeren ausruhen; aber im Grunde war es nur die Besorgniß, zum zweiten Male nicht so glücklich zu sein wie das erste Mal, was mich abhielt, den Bitten meiner Freunde und meinen eigenen Wünschen nachzugeben. Endlich jedoch konnte ich der Versuchung nicht länger widerstehen, und entwarf den Plan zu dem „prächtigen Geizigen". Es ist dieser Charakter auch so gänzlich aus dem Leben gegriffen, daß die große Menge von Originalen, welche ich dazu verwenden konnte, mich eigentlich in Verlegenheit setzte. Ich wählte meine Hauptfigur aus jener Classe von Emporkömmlingen, die so häufig Stoff zu dergleichen Copieen geben, und

that dieß hauptsächlich, um die vornehme Welt nicht vor den Kopf zu stoßen.

Die erste Person, welche mein Stück zu hören bekam, war Préville, dem ich die Rolle des Marquis bestimmt hatte. Sein Urtheil über den Charakter dieser Rolle sowohl, als über das ganze Stück, war günstig, und als ich mir erlaubte, ihn auf die Schwierigkeiten seiner Rolle aufmerksam zu machen, sagte er mit verständigem Lächeln: „ich kenne diese Art Naturen schon.“ Nach dieser Ermuthigung von Seiten eines so achtenswerthen Künstlers wagte ich es, mein Stück in der Versammlung der Comédie française vorzulesen. Es erhielt Stimmen für und gegen sich und ward unter der Bedingung, daß es noch einer Feile unterworfen werde, angenommen. Einer solchen Art von Aufnahme war ich nicht gewohnt; aber ich that mein Möglichstes, meinen eigensinnigen Stolz niederzukämpfen, und nahm mir vor, an die Arbeit der Verbesserung und Vervollkommnung zu gehen.

Mein Lustspiel war eines der ersten, das auf dem Repertoir des Hoftheaters erscheinen sollte; aber Préville ward gleich nach seiner Ankunft in Fontainebleau krank und mußte vier Wochen lang das Bett hüten. So wie es sich mit ihm besserte, nahm er seine Rolle wieder vor, und am Tage vor der Abreise des Königs sollte „der prächtige Geizige“ gegeben werden.

Das war aber ein unglücklicher Tag. Alle Minister, Collegien und das ganze diplomatische Corps waren schon fort, die Schauspieler äußerst ermüdet und zum Studiren nicht im Mindesten aufgelegt. Ich sah die kritische Lage meines Stückes und bat dringend, die Vorstellung aufzuschieben; allein man sagte mir, es ließe sich dieß nicht mehr ändern, und man habe keinen Ersatz auf dem Repertoir. So begab ich mich denn ahnungsvoll in diese Vorstellung, und von meinem Platze hinter dem Vorhange aus übersah ich die kleine Zuschauerzahl, die weder eine gute, noch eine schlechte Aufnahme des Stückes prophezeihen ließ. Es ward auch ohne das mindeste Zeichen von Beifall oder Tadel zu Ende gespielt; Jedermann ging dann nach Hause, um einzupacken, und es war, als ob gar nichts geschehen sei.

Auch ich that dasselbe und hatte auf der Rückreise Zeit, über diesen zweifelhaften Erfolg mit mir zu Rathe zu gehen. Nicht nur der ungünstige Augenblick, sondern auch die fehlerhafte Rollenauffassung einiger Schauspieler schien mir die Schuld davon zu tragen. Gleich nach meiner Ankunft in Paris nahm ich das Stück zurück, zum großen Verdruß meiner Freunde, die es gern auf dem dortigen Theater gesehen hätten.

Ich übergehe nun die Feierlichkeiten bei der Vermählung des Grafen Artois mit der Prinzessin von Savoyen und die ungemein vielen Freundlichkeiten,

welche mir der neue venetianische Gesandte in Paris erwies, sowie eine genauere Erwähnung des günstigen Erfolgs, welchen sämmtliche Ausgaben meiner Lustspiele in Paris hatten. Die italienische Literatur ist überhaupt dort sehr beliebt, und ein gewisser Floncel besaß allein eine italienische Bibliothek von 16,000 Bänden. Nach dem Tode Ludwig's XV. wurde die Vermählung von Madame Clotilde, der Schwester des Königs, mit dem Prinzen von Piemont, vermuthlichem Erben der Krone Sardinien, eingeleitet; aber erst ein halbes Jahr vor der Vermählung erhielt ich den Befehl, sie in der italienischen Sprache zu unterrichten.

Im August des Jahres 1775 wurde die Vermählung in Versailles durch Procuration vollzogen, und mein Unglück wollte, daß ich unter den wenigen Personen war, deren Dienstleistungen man zu belohnen vergessen hatte. Ich schwieg geduldig; aber andere Personen, die sich für mich interessirten, thaten Schritte deßhalb. Nun hatte man aber am Hofe geglaubt, daß meine Pension von dreitausend sechshundert Francs mich zum Dienste für die ganze königliche Familie verpflichte, während sie doch nur eine Belohnung für den Unterricht war, welchen ich früher den Prinzessinnen im Italienischen ertheilt hatte. Diejenigen, welche die Ausgaben der Erbprinzessin von Piemont zu besorgen gehabt hatten, waren auch vollkommen der Meinung, daß ich

Anspruch auf ein Honorar habe. Allein die Angelegenheiten, welche die Prinzessin betrafen, waren beendigt, und so blieb mir denn nichts übrig, als zu warten.

Ich sollte auch im Dienste von Madame Elisabeth, einer zweiten Schwester des Königs, verwendet werden und konnte also vielleicht bei dieser Gelegenheit meine Forderung anbringen.

Diese junge, lebhafte und liebenswürdige Prinzessin war in dem Alter, wo man sich lieber vergnügen als lernen will. Ich hatte dem Unterrichte, welchen man ihr im Lateinischen gab, beigewohnt und sah nun, daß ich ihre Neigung zum Lernen eben so wenig als früher bei der Prinzessin von Piemont durch Decliniren und Conjugiren abstumpfen dürfe. Das Studium der Sprachen sollte ihr nichts als ein angenehmer Zeitvertreib sein, und dieß wurde die Grundlage meiner Methode. Wir lasen meine Comödien mit Vertheilung der Rollen, übersetzten sie und gingen von der Prosa zu Versen über. Ich freute mich, daß Metastasio meine hohe Schülerin einige Zeit zu fesseln schien, und meine Pflicht wurde mir von Tage zu Tage lieber.

Das herannahende Alter machte sich jedoch plötzlich bei mir fühlbar; ich konnte die Luft von Versailles des beständigen Zuges wegen nicht mehr vertragen. Meine Nervenleiden, Herzklopfen und Hypochondrie, kehrten zurück; ich fühlte, ich dürfe Paris

nicht mehr verlassen, wenn ich gesund bleiben wolle.

Nun konnte aber mein Neffe, obgleich er im Kriegsdepartement angestellt war, mich doch, wie früher bei Mesdames, so auch jetzt bei Madame Elisabeth vertreten. Ich überreichte also dem Könige eine Bittschrift, die von den Prinzessinnen unterstützt wurde. Auch die Königin hatte die Gnade, sich für mich zu verwenden, und so erhielt ich denn außer einem Geschenk von 6000 Francs noch einen jährlichen Gehalt von 1200 Francs, der nach meinem Tode auf meinen Neffen übergehen soll. Meine Freunde fanden diese Gunst des Königs sehr mäßig; aber ich meinerseits fragte mich oft, wodurch ich sie verdient habe.

Gegen das Ende des Jahres 1778 kehrte Voltaire in sein Vaterland zurück und ward mit lautem Jubel empfangen. Alle Welt wollte ihn sehen und sprechen, und ich schätzte mich überglücklich, daß ich zu der Zahl derer gehörte, denen es gelang, diesen Wunsch zu befriedigen. Voltaire war der Mann des Jahrhunderts, und unter seiner Gönnerschaft gelangte ich zu einem gewissen Ruf in Frankreich. Dieser berühmte Mann gehört zu sehr der ganzen Welt an, als daß eine Lobrede auf ihn von mir nicht etwas Lächerliches haben sollte. Dieses glänzende Universalgenie war nur einige Monate lang der Stolz von Paris; aber

der Strudel, in den jenes wildbewegte Treiben ihn riß, zerschnitt den Faden seines Lebens nur zu bald, während er in Ferney vielleicht noch eines langen Lebens sich erfreut haben würde.

Im Jahre 1780 war die komische Oper, welche man früher in das italienische Lustspiel aufgenommen hatte, nun so gänzlich die Beherrscherin des letzteren geworden, daß die italienischen Schauspieler nur Dienstags und Freitags, also die sogenannten schlechten Tage, spielen durften. Ließ man sie an den guten Tagen einmal auftreten, so geschah es nur, um als Lückenbüßer die Leere zwischen zwei Stücken, welche das Publicum interessirten, auszufüllen. Endlich verabschiedete man die italienische Truppe gänzlich und behielt nur Herrn Carlin, den Harlekin, der in Florian's Stücken unentbehrlich war, für die französische Bühne.

Die italienische Truppe der komischen Oper that sich alsdann zusammen und bat mich um neue Stücke, die sie bezahlte, aber nicht spielte. Sie suchte, so gut es gehen wollte, mit dem französischen Theater zu wetteifern, hatte aber nur wenig Glück, da sie ihre Trägheit nicht aufgeben wollte.

Der Opernsaal, der 1763 in Asche verwandelt worden und darauf wieder neu erstanden war, hatte 1789 dasselbe Schicksal. In drei Viertelstunden stand der ganze

Saal in Flammen, und ein glühender Feuerregen schoß auf das Dach der königlichen Bibliothek herab. In dem neuen Saale fand die Oper kein so bequemes Unterkommen als in dem früheren. Der Saal in den Tuilerieen wurde von dem französischen Theater nicht leer, und die Sänger sahen sich genöthigt, bis zum Bau des neuen Hauses auf dem kleinen Théâtre des menus Plaisirs des Königs zu spielen.

Dieses neue Gebäude sollte, nächst dem Vergnügen des Publicums, auch noch den Zweck haben, eine Zierde der Stadt zu sein. Die Königin sah ihrer Entbindung entgegen, und da bei den bevorstehenden Feierlichkeiten die Oper nicht unbeschäftigt bleiben durfte, so baute man in sechs und sechszig Tagen auf den Boulevards einen bequemen und geräumigen Saal, der noch steht und noch lange stehen wird. Dieses Interimsgebäude mußte als ein wahres Wunder der schnellen Baukunst gelten und wurde bei der Geburt des Dauphins eröffnet. Der Eintritt in die Oper ward dem Volke freigegeben, und ein ungeheuerer Jubel herrschte allenthalben.

Meine Nichte, welche ich in Venedig in einem Kloster zurückgelassen hatte, schien zum heiligen Jungfrauenstand keine große Lust zu haben; ich war auch keineswegs böse darüber; denn ich besaß nichts als substituirte Güter, die ich ihr wol als Heirathsgut verschreiben wollte, die aber für das Kloster, welches

baares Geld verlangt, nicht zu brauchen sind. Ich gab sie also in eine anständige Familie in Pension, wo sie nach dem baldigen Tode seiner Frau die Gattin des Herrn vom Hause wurde. Mein Neffe und ich, wir traten ihr alle unsere Güter in Italien ab, und ich bedauerte nichts, als zu alt und zu kränklich zu sein, um noch eine Reise von hundert und fünfzig Meilen unternehmen zu können. Es ist um mein Herzklopfen eine eigene Sache. Ich leide mehrmals im Jahre daran, und es kehrt sich weder an die Tages-, noch an die Jahreszeit. So oft es mich überfallen will, fühle ich einen Aufruhr in den Eingeweiden, der Puls fliegt und geht wie ein lautes Hammerwerk, alle Muskeln sind convulsivisch erregt, und die Herzensbeklemmung ist wahrhaft peinlich. Sobald ich aber eine Art Schlag im Kopfe fühle, geht der Pnls sofort wieder in seinen natürlichen Zustand über.

Noch in demselben Jahre, also 1781, wurde die erste Axt an die Bäume der großen Allee im Palais royal gelegt, und diese Umgestaltung der Pariser Lieblingspromenade brachte die ganze Stadt in Aufruhr. Die Besitzer der umliegenden Häuser fingen Processe gegen den Fiscus an, daß man ihnen die Aussicht verbauen wolle, und jeder fallende Baum war ein Dolchstich in das Herz der Pariser. Auch der berühmte Krakauer Baum, der Sammelplatz der Po-

litiker, mußte fallen, und um seine Zweige und Blätter riß man sich wie um Reliquien. Das schöne Geschlecht weinte sich die Augen roth, und die Männer schworen dem Zerstörer ewige Rache aber dieser Stürme ungeachtet erstieg der Garten des Palais royal doch phönixartig aus seiner Asche. Der Umfang des Gartens hat verloren, heißt es nun, und es fehlt an freier Luft. Diesen Leidtragenden muß man allerdings rathen, in den elysäischen Feldern die freie Luft, welche ihnen lieber als Gesellschaft ist, aufzusuchen. Ich meines Theils finde nichts reizender als diese bedeckten Gänge, welche so gut gegen die Sonne als gegen den Regen schützen, und ich schwelge förmlich in diesem Quodlibet von Kaufhallen, wo Stoffe, Juwelen, Putz und Gegenstände der entgegengesetztesten Art aufgehäuft sind. Zwischen den Kaffees, Bädern, Restaurationen und Gesellschaftsalons vom größten bis zum kleinsten Zuschnitt wechseln die Schauspiele, Gemäldeausstellungen, Bibliotheken, Concerte und Jongleurs mit ihren geistigen und sinnlichen Genüssen ab, und für mich wenigstens haben die politischen und gesellschaftlichen Discussionen, welche hier gepflogen werden und wobei freilich die Polizei und das Einschreiten der Schweizer manchmal nothwendig wird, etwas unbeschreiblich Anziehendes. Ich kann unseren Hypochondristen unmöglich Recht geben, wenn sie das Palais royal unanständig nennen.

Ich habe oft gefunden, daß in den Tuilerieen auch die anständigsten Frauen auffallender verfolgt werden als im Palais royal, wo das große Menschengewühl das Verfolgen einer einzelnen fast unmöglich macht.

In diesem Jahre ging auch eine wesentliche Veränderung mit dem französischen Theater insofern vor, als das Parterre Plätze zum Sitzen erhielt, was freilich auch eine Preiserhöhung auf das Doppelte zur Folge hatte. Diese Einrichtung war in dem neuerbauten Theater in der Vorstadt St. Germain, welches man nun bezog, getroffen worden; aber die Cabale spielt seitdem eine größere Rolle durch Austheilung der vertheuerten Freibillets, und das Parterre hat aufgehört, ein unparteiischer Schiedsrichter zu sein.

Zum Schluß dieser Memoiren kann ich mich nicht enthalten, noch einige Worte über die periodischen Blätter von Paris einfließen zu lassen.

Auch der leselustigste Mensch, und wenn er beim Aufstehen „guten Morgen, Feierabend!" sagen könnte, wäre nicht im Stande, sie alle auch nur flüchtig zu lesen. Folgende sind die beliebtesten und gekanntesten. Die Gazette de France, welche zweimal wöchentlich erscheint, ist eigentlich ein Hofblatt. Der Courier de l'Europe, eine aus dem Englischen übersetzte politische Zeitung, die nicht Partei nimmt, sondern die Richtungen der Royalisten wie der Opposition gleicherweise

verfolgt. Die holländischen, teutschen und italienischen Zeitungen bevölkern mit ihren Enten hauptsächlich den Mercure de France, den früheren Mercure galant. Er erscheint alle Sonnabende, wird von einer Gesellschaft Gelehrter redigirt und bringt Artikel über Literatur, Kunst, Wissenschaften, Theater und Politik. Auch Räthsel und Logogryphen finden sich darin, was besonders unter der Damenwelt dem Blatte ein großes Publicum verschafft.

Die Année Literaire ist eine Monatsschrift, welche unter Freron's Redaction, hauptsächlich wegen ihrer Angriffe gegen den Philosophen von Ferney, berühmt war. Voltaire hatte die Schwachheit, sich darüber zu ärgern und in den giftigsten Sarcasmen zu antworten, wodurch das Publicum außerordentlich belustigt wurde. Der ruhig kalte Freron blieb aber fast immer Sieger, und Voltaire nannte ihn seinen gefährlichsten Feind. Das Journal des Savans entspricht seinem Titel so genau, als die Gazette des Tribunaux und das Journal de l'Agriculture. Am verbreitetsten ist aber unstreitig die Bibliothek der Romane, welche ebenfalls als periodisches Blatt erscheint und den Vorzug hat, nach hundert Jahren immer noch neu zu sein. Das Journal de Paris ist ein täglich erscheinendes Local- und vaterländisches Blatt, und dieses, so wie das Journal de

France, beschäftigen sich angelegentlich mit Theaterkritik.

Mein allerletztes Wort soll aber dem gewidmet sein, was gleichsam die zweite Natur und eigentliche Lebensader der Franzosen ist, — der Mode.

Zu Anfang jeder Jahreszeit sieht man in der Kaufmannstraße in Venedig eine angekleidete Figur, welche man die französische Puppe nennt. Nach diesem Modell kleidet sich dann das ganze schöne Geschlecht, und Alles, auch das Widersinnigste, gilt für schön, wenn es nur ein Fetzen von dieser Puppe ist. Die Venetianerinnen sind aber nicht weniger modesüchtig als die Französinnen, und oft wenn Frankreich nicht genug neue Putzerfindungen liefert, kommen die Modehändlerinnen von Venedig mit ihrer Phantasie zu Hilfe, kleiden die Puppe nach ihrer Erfindung und geben das für Pariser Mode aus. So war denn auch einmal ein Kleidungsstück, Mariage genannt, als neueste Pariser Mode von der Puppe auf die venetianische Damenwelt übergegangen, und da ich diesen Ausputz von zweifarbigen Bändern, woraus die Mariage bestand, in meinem Lustspiel: „Die Sucht, auf dem Lande zu leben,“ angebracht hatte, so erkundigte ich mich bei meiner Ankunft in Frankreich, ob jene Mode noch existire. Da erfuhr ich denn freilich, daß es nie eine so abgeschmackte Mode gegeben habe, und daß man sich außeror=

sentlich lustig über mich mache. Ebenso ging es mir auch mit den Polonaisen, welche bei meiner Abreise von Italien eben als neueste französische Mode aufkamen. Zwölf Jahre später erschien aber diese Tracht als eine reizende, allgemein bewunderte Pariser Neuigkeit.

Die Mode steht überhaupt jetzt in Frankreich im Zenith ihrer absoluten Herrschaft. Man trägt in einem Athem Polonaisen, Leviten, Ueberwürfe, englische Roben, Hüte von zahllosen Formen, Chemisetten, Pierrots, türkische Roben, Hauben, deren Manichfaltigkeit wirklich an das Unglaubliche grenzt, und Kopfputze! — Kopfputze!

Aber da bin ich ja bei meinem Steckenpferde. Diese zerzausten Haare und geschmacklosen Toupés, die bis auf die Augenbrauen hereinfallen, geben auch dem schönsten Gesicht etwas Unvortheilhaftes, und ich kann überhaupt nicht begreifen, wie der Kopfputz jemals hat Sache der Mode werden können. Jede Dame müßte doch nach dem Schnitt ihres Gesichts und dem Rathe ihres Spiegels diesen wichtigsten Theil des weiblichen Anzuges ordnen und die Hand ihres Friseurs leiten. Ich hoffe aber, daß, noch ehe diese Memoiren die Presse verlassen haben, die Locken und Hüte an Größe sich verringert und die Bein=

kleider der Männer an Umfang gewonnen haben werden.

Ich stehe jetzt in meinem achtzigsten Jahre, und mit diesem Zeitpunct sollen meine Memoiren, an denen ich drei Jahre geschrieben, sich schließen. Die Anzahl der Subscribenten, welche sich für diese drei Bände unterzeichnet, übersteigt meine kühnsten Erwartungen, und mein Portrait ist meisterhaft getroffen. Vielleicht ist es mir auch noch vergönnt, das Buch gelesen und, wenn nicht gelobt, doch wenigstens nicht bespöttelt und verachtet zu sehen. Ohne daß man mich der Eigenliebe anklagen darf, wird man es mir doch gewiß verzeihen, wenn ich den Wunsch ausspreche, daß, während ich offenherzig alles Gute und Schlimme, wie es die Wahrheit verlangte, von mir erzählt habe, die Wagschale in dem Urtheile des Lesers auf die Seite des Guten sich neigen zu sehen.

Aller Fleiß, den ich auf meine Bühnenarbeiten verwendet habe, hat eigentlich nur darin bestanden, daß ich mich bemühte, die Natur nicht zu verderben. Ihr habe ich mehr als dem Studium zu verdanken. Eine Kritik meiner Stücke würde die Vervollkommnung des Schauspiels zum Ziele haben; aber eine Kritik meiner Memoiren wäre zwecklos, da sie der Literatur keinen Vortheil bringen könnte. Sollte aber dennoch ein Schriftsteller, in der Absicht, mich zu ärgern, sich

mit diesem Buche beschäftigen, so thut es mir leid, ihm dieses unschuldige Vergnügen verderben zu müssen. Nicht nur bin ich sehr friedlicher und kaltblütiger Natur, sondern ich habe in meinem jetzigen Alter auch das Gelübde gethan, nichts weiter als unterhaltende Schriften zu lesen.

Goldoni hat einhundert neun und neunzig Stücke geschrieben. Er starb am achten Januar 1793.

Garrick's Memoiren.

Erstes Capitel.

Garrick's Geburt. — Seine frühzeitige Neigung zum Theater. — Seine Rückkehr nach England. — Er associirt sich mit seinem Bruder, einem Weinhändler. — Er entschließt sich, Schauspieler zu werden.

Es ist oft die Frage entstanden, ob denn die Schauspielkunst wirklich einen Rang unter den freien Künsten behaupten dürfe.

Es hätte aber, um dieß zu beweisen, Lessing's gelehrter Abhandlung nicht bedurft; denn da die Nachahmung der Natur die vorzüglichste Aufgabe aller schönen Künste ist, so wäre es doch sonderbar, wenn man gerade derjenigen Kunst, welche sie am meisten nachzuahmen strebt, diese Bezeichnung streitig machen wollte. Was ist denn eigentlich ein Schauspieler? Ein Mensch, der sich auf dem Theater von einer Leidenschaft beseelt zeigt, die ihm doch fremd ist, der die Wahrheit schildert, ohne sie zu empfinden, der oft von etwas überzeugt, was er selbst nicht glaubt, der in einer seiner Rolle ganz entgegengesetzten Stimmung doch nichts desto weniger die Person ist, welche er darstellt,

der mit einem Worte den Charakter in jedem Augenblicke wechseln und jeden neuen mit dem Reiz einer künstlichen Wahrheit überkleiden muß. Mir scheint es, daß diese Kunst ohne Zweifel eine der schwersten ist, und daß, wer sie übt wie Lekain, Préville, Garrick und Andere, unstreitig zu dem Range unserer ersten Künstler erhoben zu werden und in der Erinnerung der Nachwelt fortzuleben verdient.

David Garrick wurde den 20sten Februar 1716 in Heresford geboren oder getauft, darüber sind die Nachrichten nicht gleichlautend. Er war der Enkel eines französischen Protestanten, der nach Widerrufung des Edictes von Nantes in England eine Zuflucht gesucht und gefunden hatte. Sein Vater diente als Capitain in der Armee und hielt sich größtentheils in Lichfield auf, wo eine umherziehende Truppe von Zeit zu Zeit ihre Künste producirte. Dieser Umstand weckte in dem Knaben David, der überhaupt den Kinderspielen äußerst abhold war, eine sehr frühzeitige Begeisterung für die Schauspielkunst. Er forderte einige seiner jungen Freunde auf, ein Lustspiel mit ihm einzustudiren, und warf sich zum Director auf. „Der Werbeofficier" war sein Lieblingsstück und wurde auch als erstes Debut von ihm gewählt. Nach einer gehörigen Anzahl von Proben, wozu er seine Freunde genöthigt hatte, erfolgte die Vorstellung vor einer sehr gewählten Ge=

sellschaft. Der damals elfjährige David Garrick hatte die Rolle des Sergeanten Kite übernommen und spielte sie zum allgemeinen Erstaunen vortrefflich. Man hätte schon damals prophezeihen können, daß er einst der Roscius des englischen Theaters werden würde.

Nach einem kurzen Aufenthalte bei seinem Onkel in Lissabon setzte er seine classischen Studien fort, ohne ihnen jedoch den mindesten Geschmack abgewinnen zu können. Auch die Philosophie und Mathematik sprachen ihn nicht sonderlich an, und nach dem Tode seiner Aeltern, der frühzeitig erfolgte, associirte er sich mit seinem Bruder, der eine Weinhandlung in London hatte. Dieß geschah 1738, und Garrick war also nun im Stande, Mitglied mehrer Schauspielerclubs zu werden. Jetzt war er in seinem Element und erlaubte sich sogar eine zwar sehr scharfe, aber eben so durchdachte Kritik mündlich und schriftlich. Um sich dieselbe jedoch ganz deutlich zu machen, stieg er dann gewöhnlich auf einen Tisch, ahmte das Spiel der Getadelten nach und ließ in diesen Uebungen die Knospe des Talentes, welches sich später so prächtig entfaltete, ahnen. Als er aber in der Rolle des „Bayes" so überaus glücklich debutirte, hielt ihn nichts mehr vom Theater zurück, und der Schauspielerstand wurde von nun an das Ziel seines Ehrzeizes.

Der Zustand des Theaters war um jene Zeit nicht eben glänzend. Macklin hatte als Shylock einen ungewöhnlichen Erfolg; Quin wurde einstimmig als ein vortrefflicher Schauspieler anerkannt; man ließ Mistriß Pritchard und Mistriß Woffington im höheren Lustspiel volle Gerechtigkeit widerfahren, und Mistriß Clive, die sich ausschließlich dem heiteren Fache zugewendet hatte, verdiente in der That den Ehrentitel: komische Muse. Dennoch aber lag die Schauspielkunst damals noch in der Wiege. Es gab keine natürliche theatralische Declamation; die Leidenschaften wurden durch Geheul ausgedrückt; ein weinerlicher Ton galt für den Accent des Schmerzes, eine schleppende Stimme als Ausdruck der Liebe, und nur durch mörderliches Geschrei glaubte man den Zuschauer zum Leben bringen zu können. Andererseits war das Lustspiel zur trivialen Possenreißerei herabgesunken. Garrick sah, daß die Natur gänzlich von der Bühne verbannt war, und er faßte den Entschluß, sie dahin dadurch zurückzuführen, daß er die Farben der Wahrheit studirte.

Zu Anfang des Jahres 1740 löste sich Garrick's Verhältniß zu seinem Bruder. Er verbrachte die Zeit bis zu Ende desselben Jahres mit Vorbereitung zur Ausführung seines großen Planes, indem er die vorzüglichsten Rollen Shakespeare'scher Stücke und die besten dramatischen Dichter überhaupt studirte. Dabei

verbarg er sich die Schwierigkeiten, auf welche er als Gründer einer neuen Schule stoßen mußte, keineswegs. War er doch überzeugt, daß man sein Vorhaben als eine Neuerung betrachten und wahrscheinlich belächeln werde. Seiner eigenen Befähigung mißtrauend, stand er beinahe schon auf dem Puncte, sein Unternehmen vor der Hand wenigstens aufzugeben; aber der innere Trieb war zu mächtig, er konnte nicht widerstehen. Sein Genie riß ihn fast wider Willen auf dem angebahnten Wege fort, ohne ihm Zeit zu lassen, die vor ihm liegende Strecke zu ermessen.

Zweites Capitel.

Garrick's Debut in Ipswich. — Sein Erfolg. — Er kehrt nach London zurück und wird von den Directoren der beiden großen Theater zurückgewiesen. — Er tritt auf dem Goodmansfield-Theater auf, und ganz London drängt sich, ihn zu sehen. — Er geht nach Irland und erwirbt sich in Dublin neue Lorbeeren.

Giffard, der Director des Theaters von Goodmansfields, eines Theaters zweiten Ranges, war Garrick's Freund. Mit ihm berieth er sich über sein Vorhaben, und Giffard war der Meinung, Garrick solle zuerst auf einem Theater in der Provinz auftreten. Die Freunde reisten also zusammen nach Ipswich, wo im Sommer 1741 eine regelmäßige Schauspielergesellschaft sich befand. Das Mißtrauen, welches Garrick zu sich selbst hatte, war so groß, daß er aus Furcht, Fiasco zu machen, unter dem Namen Lydell und, um

seine Züge zu verbergen, in der Partie des Negers Aboan in dem Trauerspiel „Oronoko" auftrat. Obgleich nun Garrick beim Heraustreten aus der Couliſſe wie eine sprachlose Bildsäule dastand und dann wieder in den beiden ersten Acten seine Stimme dergestalt erschöpft hatte, daß man ihn kaum noch verstehen konnte, so lief, als der Genuß einer Orange das Metall seiner Stimme wieder zurückgeführt hatte, dieses Debut doch so glücklich ab, daß er wenig Tage nach diesem Ueberschreiten des Rubicon die Verkleidung abwarf und als Chamont in Otway's „Waise" unter seinem eigenen Namen auftrat. Die Aufnahme, welche ihm zu Theil wurde, ermuthigte den jungen Debütanten nun auch zu einer Prüfung seiner Kräfte im Lustspiel. Nächst dem Capitain Brayes im „Werbe-officier" und Sir Harry Wildair führte er seinem Publicum auch einen wirklich durchdachten Harlequin in seiner muthwilligen Geschäftigkeit vor, und ein ungetheilter Beifall lohnte dem Künstler. Alles, was in der Umgegend von Ipswich auf Bildung und Geschmack Anspruch machte, strömte nach dem Theater jener Stadt, um Garrick zu bewundern, und Ipswich erinnerte sich noch lange daran, daß es die erste Stadt gewesen, welche dem an Englands Kunsthimmel aufgehenden Gestirn ihre Bewunderung gezollt hatte.

Dieser Erfolg in Ipswich hatte denn auch das

Selbstvertrauen unseres Garrick wieder geweckt. Er beschloß, die zweiten Partieen aufzugeben und einen entscheidenden Schlag für seine Stellung als Schauspieler ersten Ranges zu wagen. Die Rolle, welche er zu diesem Zwecke wählte, war Richard III. Die Größe eines solchen Wagnisses steigerte sich aber noch durch den Umstand, daß der alte Cibber, der dieses Stück erst vor Kurzem mit so außerordentlich viel Scharfsinn aus Shakespeare selbst ergänzt und umgearbeitet, in dieser Rolle den Glanzpunct seines Künstlerlebens gefeiert hatte. Er hatte vor Kurzem die Bühne verlassen, und nach ihm wollte kein Richard III. dem Londoner Publicum mehr gnügen. Erst in der neuesten Zeit war ein gewisser Geschmack für Shakespeare wieder erwacht, und besonders der Frauenwelt gebührte das Verdienst, dieses Erwachen beschleunigt zu haben. Der Shakespeare-Club bestand ausschließlich aus Damen, und es ward jede Woche ein Stück des großen Dichters für die Bühne bestellt.

Als nun Garrick den 19. October 1741 auf der Bühne in Goodmansfield als Richard III. auftrat, geschah dieß in einem ziemlich leeren Hause vor einem von Neugier oder Spottlust herbeigeführten Publicum. Der Künstler verschmähte alle Nachahmung Cibber's, der, obschon ein guter Schauspieler, doch keineswegs befähigt war, den gewaltigen Genius, der dieses

Trauerspiel beherrscht, in der vollen Gluth der Wahrheit empfinden zu lassen. Garrick aber, der mit vollem Recht von sich sagen konnte: „Ich bin mein eigenes Geschöpf", — Garrick war auf der Bühne stets nur die Person, welche der Dichter geschaffen. Mit aller Kraft der Phantasie, wie sie nur in der höchsten Ueberfülle denkbar ist, identificirte er sich mit seiner Rolle, und die Leidenschaften, welche er schildern sollte, verkündeten sich in seinen Zügen, noch ehe er ein Wort sprach. Die Beweglichkeit dieser Mimik, sein kräftiges, natürliches Spiel setzte anfangs die Kunstrichter in nicht geringe Verlegenheit. Man war so sehr an jenes mechanische Heben und Senken der Stimme gewöhnt, womit man einzig auf den Applaus spielte, daß diese einfache Naturwahrheit gewissermaßen verblüffte. Bald jedoch ging das Publicum vom Erstaunen zur Bewunderung über, und ein stürmischer Beifall ermuthigte den jungen Debutanten. Von außerordentlicher Wirkung auf die Zuschauer war der Moment, wo Richard im Ausbruch der höchsten Wuth mit schrecklicher Stimme in die Worte ausbricht:

„Mir kalte Freunde: was thun die im Norden,
„Da sie ihr Fürst zum Dienst im Westen braucht?"

Dann nächst den Ausbrüchen der Wuth in den letzten Scenen schien endlich noch der Monolog in der Zeltscene vollends in die innersten Tiefen der Seele hineinzugreifen. Man glaubte, Allem, was er beschrieb, beizuwohnen, man hörte die Trommel beider Armeen, sah die Reiterei auf einander lossprengen, und als er sich aus seinem Traume aufreißt, machte er die Zuhörer vor Entsetzen zittern. Mit ergreifender Stimme rief er:

„Ein andres Pferd!"

Darauf machte er eine Pause und fügte ächzend hinzu:

„Verbindet meine Wunden."

Dann, auf seine Kniee fallend, rief er im Tone des gewaltigsten Pathos:

„Erbarmen, Jesus!"

Es war dieß die treueste Nachahmung der Natur, und Hogarth hat Garrick in dieser Scene verewigt. Das Bild ist vortrefflich, es ist sowohl durch die Aehnlichkeit, als durch den Ausdruck der Züge eine sehr werthvolle Gabe für die Nachwelt.

Garrick's Ruf verbreitete sich nun in der ganzen Hauptstadt. Alles strömte nach Goodmansfield, um den jungen Schauspieler zu bewundern, der sein Probestück als Meister abgelegt, und der Zudrang der Wagen war so groß, daß sie den ganzen Platz vom Theater bis nach Temple-Bar — also ungefähr zwei

Meilen — ausfüllten. Auch Pope, vom Lord Orrery dazu veranlaßt, kam aus seiner Einsiedelei von Twickenham hervor, um das neue Gestirn zu bewundern. Er war dergestalt überrascht von Garrick's Spiel, daß er ganz laut in die Worte ausbrach: „Ich fürchte für diesen jungen Mann, er wird verdorben werden, da er keinen Nebenbuhler haben kann."

Drurylane und Coventgarden blieben leer, und die Schauspieler wurden bald seine ärgsten Gegner. Quin, der bisher für den ersten tragischen Helden gegolten hatte, war außer sich, als er von Garrick's Erfolg im Goodmansfield-Theater hörte. „Garrick," sagte er, „ist eine neue Secte, die, wie Whitfield*), einige Zeit ihre Anhänger haben und dann um so andächtiger in den Schooß der wahren Kirche zurückkehren wird." Darauf antwortete Garrick mit ein paar geistvollen Versen, die mit den Worten anfingen:

„Papst Quin, der Eiferer, verdammt,
Nur seiner Kirche hold,
All' And're insgesammt" u. s. w.

Wie selbstquälerisch gewissenhaft Garrick verfuhr, wenn es galt, Studien im ernsten Buche der Natur zu machen, beweist folgende, von ihm selbst verbürgte

---

*) Ein berühmter Methodistenprediger und Stifter einer neuen Secte.

Thatsache. Er kannte einen achtbaren Mann, welcher in Lemanstreet wohnte. Dieser Freund hatte nur eine einzige Tochter von ungefähr zwei Jahren. Eines Tags, als er in seinem Speisesaale am Fenster stand und das Kind zwischen seinen Armen tanzen ließ, hatte er das Unglück, es fallen zu lassen. Das kleine Mädchen stürzte in den mit Steinplatten belegten Hof, und der Vater stieß natürlich ein herzzerreißendes Geschrei der Verzweiflung aus. Die Nachbarn eilten herbei, hoben das Kind auf und legten es zerschmettert in die Arme des unglücklichen Vaters. Dieser verlor von diesem Augenblicke an den Verstand und kam nie wieder zur Besinnung. Da er vermögend war, so ließ man ihn mit zwei zuverlässigen Männern in seiner Wohnung, und ein erfahrener Arzt überwachte ihn. Garrick besuchte seinen armen Freund oft, dessen hauptsächliche Beschäftigung jetzt darin bestand, unaufhörlich an das Fenster zu treten, scheinbar mit seinem Kinde zu spielen, dann es fallen zu lassen und nnn das ganze Haus mit seinem Jammergeschrei zu erfüllen. Darauf setzte er sich mit trauriger Miene, die Augen auf irgend einen Gegenstand gerichtet, bei Seite, und der Blick, mit dem er um sich schaute, flehte mit herzzerreißendem Ausdruck um Mitleid. Garrick, der so oft Zeuge dieses fürchterlichen Schauspiels war, übertrug die Geistesverwirrung seines Freundes auf den Wahnsinn

des Königs Lear, den er, wie bekannt, mit erschreckender Naturwahrheit reproducirte.

Es ist kaum glaublich und doch Thatsache, daß Garrick oft, nachdem er als Lear das Publicum erschüttert, in einem heiteren Nachspiele als lügnerischer Diener oder durch die lustigen Streiche des Schulknaben die noch thränenfeuchten Augen mit Lachen trocknete.

Der Tabakshändlerlehrling „Abel Drugger", den er einfach komisch, ohne Grimasse und ohne Uebertreibung gab, war eine seiner Hauptrollen im Lustspiel. „Das weiß der Henker, wie er es macht" — hatte Hogarth eines Abends gesagt, als er sich nur mit Mühe überzeugt, daß „Abel Drugger" von heute der „Lear" von gestern sei — „wenn er auch im Schmuze steckt bis über die Ohren, oder die Arme bis an die Ellenbogen im Blute herumwühlen, er scheint doch immer in seinem Elemente."

„Meine neue Lehre ist keine Ketzerei, sondern eine Reform," hatte Garrick auf Quin's beißenden Ausfall geantwortet, und damit war auch wirklich Alles gesagt, was seinen selbstsüchtigen Gegnern opponirt werden konnte. Die beiden Musen, welche das Theater beherrschen, huldigten jetzt einem neuen Herrn, einer neuen Kunst.

Es war auch nun zum zweiten Male, daß Garrick sich als Theaterdichter versuchte*), und außer dem „lügnerischen Diener" gab er in demselben Jahre noch ein kleines Lustspiel „Lethe" oder „Aesop bei den Schatten". Er spielte drei verschiedene Rollen in diesem Stücke.

Die sieben Monate bis zum Schluß des Goodmansfielder Theaters (im Mai 1742) waren eine ununterbrochene Reihe der glänzendsten Erfolge gewesen. Sein Ruf beschränkte sich nicht auf die Hauptstadt allein, er verbreitete sich über ganz England und drang selbst nach Irland. Die Theaterdirectoren von Dublin luden ihn für die Sommermonate mit so ehrenvollen Anerbietungen zu sich ein, daß er die Aufforderung annahm und Anfang Juni mit Mistreß Woffington, einer durch ihre Talente wie durch ihre Schönheit berühmten Schauspielerin, dahin abreiste. Mistreß Woffington war eine Frau von seltener Geistesüberlegenheit, und wenn man die Augen über die einzige schwache Seite, die sie hatte, schließen wollte, so konnte man füglich behaupten, sie sei vollkommen. Ihre Unterhaltung war stets elegant und anziehend, oft belehrend. Sie hatte viel Geist, aber sie mißbrauchte dessen Thätigkeit nie zu Ausbrüchen jenes sprudelnden Witzes, der, oft

*) Von seinen siebenundzwanzig Lustspielen haben sich nur einige bis heute auf dem Repertoir erhalten.

am unrechten Orte angebracht, allenthalben nur in verletzenden Plänkeleien sich gefällt. Nie hörte man ein schärferes und stets motivirtes Urtheil in so fein gezogenen Grenzen des Anstandes und der Vernunft sich bewegen als im Munde dieser jungen Schauspielerin. Die Rolle Sir Harry Wildair's setzte ihrem Rufe als darstellende Künstlerin die Krone auf. Sie spielte sie so unvergleichlich, daß sämmtliche Schauspieler und selbst Garrick zu ihrem Gunsten auf dieselbe verzichteten. So war es denn auch eines Abends, als sie, nach Beendigung dieser Rolle von einem wahren Beifallssturm überschüttet, in das Foyer trat, wo der sarkastische Quin mit seinem viel gekannten und viel gefürchteten Lächeln sie empfing.

„Ich habe den Harry nun so oft gespielt," rief sie lachend, „daß mich die halbe Stadt für einen Mann halten wird."

„Nun darüber können Sie sich beruhigen," antwortete Quin trocken, „die andere Hälfte weiß ja das Gegentheil."

Mit dieser vollendeten Schauspielerin reiste also Garrick nach Dublin. Sie spielten dort zusammen in mehren Lustspielen und hatten beide einen gleichen Erfolg. Man betrachtete Garrick als ein Phänomen im Trauerspiel; man sah mit wahrer Pietät seine wunderbar reichen Mittel in Richard III. und König

Lear sich entfalten, und wenn man ihn dann zu der Rolle des Abel Drugger herabsteigen sah, so war man überzeugt, daß die Natur ein Wunder gethan und zwei Künstlernaturen in einem Menschen geschaffen haben müsse; denn etwas Treffenderes und Lebenswahreres als diesen Abel Drugger konnte es ja auch wieder nicht geben.

Drittes Capitel.

Garrick's Auftreten im Drurylane. — Er kritisirt die berühmtesten Schauspieler, indem er ihre Fehler nachahmt.

Fleetwood, der Director des Drurylane-Theaters, — ein Mann von übler Lebensart und dergestalt verschuldet, daß einst seine Gläubiger das Theatermobiliar sammt Garderobenstücken gerichtlich mit Beschlag belegten — Fleetwood beeilte sich, Garrick in sein Interesse zu ziehen, ehe Goodmansfield ihm wieder ein leeres Haus machte. Der Contract wurde geschlossen, und Garrick erhielt die bis dahin noch unerhörte Gage von fünfhundert Pfund Sterling, die sogar im Laufe des Winters bis auf sechshundert stieg.

Es ist schon gesagt worden, daß Garrick's Talent sich nicht allein auf das Trauerspiel beschränkte. Seine Befähigung für das komische Fach steigerte sich vielmehr.

Der Herzog von Buckingham hatte in einem seiner Stücke, „die Probe" betitelt, die Waffe des

Spottes gegen jene lächerlich schwülstigen und aller Natur entkleideten Dichter gerichtet, die, wie er in seinem Prologe sich ausdrückte, über alle Regeln erhaben, der Kunst und der Natur zum Trotz die Feder handhabten.

Buckingham zielte auch mit diesem Vorwurf nicht in's Blaue. Der verderbte Geschmack jener Zeit hatte die dramatischen Dichter gänzlich von der Natur abirren lassen, und die beßten Schauspieler hatten sie auf diesem Irrwege begleitet. Sie nahmen für Kunst, was nichts als eine schwülstige Declamation, ein unschönes Geheul, mit einem Worte nichts als ein widernatürlicher Abweg war.

In der Rolle des „Bayes" brachte Garrick auf die frischeste, naturtreueste Weise den von Unbedeutenheit und Eigenliebe aufgeblasenen Gecken zur Anschauung, einen Ignoranten, der überzeugt ist, daß das ganze Geheimniß der dramatischen Poesie in pomphaften Versen und ehrgeizigen Tiraden besteht. Und da er die Schauspieler seiner Zeit so entsetzlich über die Aufgabe, welche ihnen oblag, sich täuschen sah, faßte er den Entschluß, ihre Irrthümer in das grellste Licht zu setzen. In den Proben geschah es oft, daß Garrick seine Mitspieler unterbrach, um sie über die Richtigkeit und Naturwahrheit ihres Vortrags zu belehren. Besonders aber geschah es in der Aufführung

jenes ebenerwähnten Stückes, daß er den Schauspielern einen Unterricht ertheilte, der, obgleich klar und scharf hervortretend, doch nicht eben gut aufgenommen wurde. Auf einige der berühmtesten Bühnennotabilitäten hatte er ein besonders scharfes Auge und ahmte mit einer wirklich erschreckenden Wahrheit ihr Mienenspiel, ihre Gesten, selbst den Ton der Stimme jedes Einzelnen nach. Mit Delane, der damals den ersten Rang behauptete, machte er den Anfang. Es war dieß ein großer wohlgestalteter Mann mit starker und sonorer Stimme, der aber nichts als ein gewöhnlicher Declamator war. Da erschien denn Garrick im Hintergrunde des Theaters, den linken Arm quer über die Brust gelegt, den rechten Ellenbogen auf den Arm gestützt und den Zeigefinger an die Nase gehalten. So trat er mit majestätischem Schritt in den Vordergrund, und den Kopf schüttelnd trug er mit nachgemachtem Accent einige Verse vor:

„So, wenn der Sturm von Weitem grollt und droht,
„Tobt hin der Eber und die wilde Jagd u. s. w."

Dann war Hale, einer der Schauspieler von Coventgarden. Sein Wuchs war vortheilhaft; sein Organ hatte Weichheit und Biegsamkeit. Er galt dafür, daß er im Zarten und Pathetischen nicht seines Gleichen habe, und folglich hatte man ihm das Fach der Liebhaber zugewiesen. Auch an ihm erprobte Garrick in seiner Rolle als Bayes seine strenge, aber nicht

böswillige Kritik. Er wählte einige für seinen Zweck passende Verse, und Hale's Manier auffassend, sprach er mit weicher, klagender und ausdrucksloser Stimme die bezüglichen Verse:

„Ach in welches Joch bin ich geschlagen,
„Und wie trübe fließt mein Leben hin u. s. w."

Ryan war einer der Veteranen des Theaters, er hatte die Rolle des Procius in Addisson's „Cato" gespielt. Seine Articulation war gepreßt, was von einer Verwundung herrühren sollte, die er in Folge eines Schlages, nach Einigen von einem Straßenräuber, nach Anderen bei einem Wirthshausgezänk, davongetragen. Man konnte ihm nicht vorwerfen, daß er fühllos für das war, was er sprach; aber ein schleppender Accent und selbst eine Art Gekrächz machten seinen Vortrag mangelhaft. Ungeachtet dieses Fehlers galt er doch, wie gesagt, für einen Schauspieler ersten Ranges. Garrick schonte ihn aber nicht mehr als die Uebrigen und ahmte ihn zum Erstaunen nach, indem er mit zitternder abgebrochener Stimme die betreffenden Verse sprach:

„Nein fürchte nichts, ich wache über Dir,
„Und ich beschütze Deiner Liebe Glück u. s. w."

Auf diese Weise kritisirte er also die Modethorheiten und leitete den öffentlichen Geschmack zu seinen eigenen richtigen Begriffen über die dramatische Declamation,

die nichts Anderes als eine Nachahmung der Natur sein darf. Cooke erzählt bei dieser Gelegenheit, daß Garrick, als er seine Carricaturen in der Partie des Bayes vorführen wollte, Giffard vorher um die Erlaubniß gebeten habe, mit ihm selbst anfangen zu dürfen, damit Niemand sich zu beklagen habe. Giffard willigte ein, wurde aber so zornig, als er die Fehler seines Spieles von Garrick hervorgehoben sah, daß er ihm eine Ausforderung schickte. Sie wurde angenommen und Garrick am rechten Arme verwundet. Als er nach vierzehn Tagen als Bayes in „der Probe" wieder auftrat, ließ er die Nachahmung von Giffard's Spiel weg. Thatsache ist es aber, daß er sich nie in Betreff Quin's einen Tadel erlaubte. Ihn betrachtete er als einen vortrefflichen Schauspieler in den ihm zusagenden Rollen, wohin namentlich die des Fallstaff gehörte.

Einige Zeit darauf kündigte man von Neuem, wie dieß immer lange voraus geschah, Garrick in der Rolle des „Bayes" an. Man wußte, daß eine heftige Partei gegen ihn sich rüstete, aber er hatte auch einen eifrigen Freund und wahren Beschützer an Mr. Wyndham von Norfolk, der ein unterrichteter Mann war und eine vortreffliche Erziehung genossen hatte. Dieser Gentleman, ein eifriger Liebhaber der Gymnastik, die damals sehr gepflegt wurde, wählte sich

dreißig kräftige Athleten aus, die in allen Arten der Fechtkunst geübt waren, und bat Fleetwood, sie in den Saal einzulassen, ehe die Thüren für das Publicum geöffnet würden. Der Director willigte ein, und die dreißig Boxer nahmen ihren Platz mitten im Parterre. In dem Augenblicke, wo der Vorhang aufgehen sollte, stand einer von ihnen auf und sprach mit lauter Stimme: „Meine Herren, es geht das Gerücht, daß sich hier verschiedene Personen befinden, die in der Absicht gekommen sind, das Stück nicht hören zu wollen. Da ich aber gekommen bin, um es zu hören, und dafür bezahlt habe, so bitte ich diejenigen, welche sich vorgenommen haben, die Vorstellung zu unterbrechen, daß sie sich zurückziehen möchten."

Dieser kurzen Anrede folgte ein stürmischer Auftritt; aber die Boxer verstanden es so vortrefflich, ihre Schläge an den rechten Mann zu bringen, und fielen so entschieden auf Macklin's Partei, von dem die Kabale ausgegangen war, daß die Sache in wenigen Augenblicken abgethan und kein Ruhestörer mehr im Parterre war. Die Ordnung kehrte bald wieder zurück, Garrick erschien auf der Bühne, grüßte das Publicum ehrfurchtsvoll und spielte seine Rolle ohne Unterbrechung bis zu Ende.

Viertes Capitel.

Garrick und Macklin. — Garrick im Macbeth. — Vertheidigung dieser Tragödie. — Garrick und Quin. — Garrick's Lustspiel: „das heirathsmäßige Mädchen."

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, der im letzten Capitel etwas oberflächlich und einseitig beleuchteten Schilderhebung jener Partei, die für Macklin und wider Garrick stimmte, einige Aufmerksamkeit zu schenken. Nach Davies Biographie des britischen Bühnenheroen lautet der Bericht über den Tumult jenes Theaterabends und dessen Veranlassung noch ein wenig anders und besonders ausführlicher. Die Schauspieler von Drurylane hatten bei dem Herzoge von Grafton, der damals Lordkämmerer war, eine Beschwerdeschrift gegen Fleetwood, ihren Director, nicht nur der geringen Gage, sondern auch anderer Tyranneien wegen eingereicht. Sie ward aber von Sr. Herrlichkeit nichts weniger als gnädig aufgenommen, und Garrick's Gehalt von fünfhundert Pfund erregte sogar den Unwillen des hochadeligen Herrn im höchsten Grade. „Ein Offizier bei der Flotte erhält ja kaum die Hälfte," schrie er kirschroth vor Zorn, „und dafür muß er sein Leben für König und Vaterland wagen."

Diese kunstsinnige Bemerkung machte den Schauspielern böses Spiel, und Fleetwood rieb sich vergnügt die Hände. Sie erhielten kein neues Privilegium und mußten, da Fleetwood schon eine neue Truppe zusam-

mengebracht hatte, sich überglücklich schätzen, zum Theil für die frühere Gage, größtentheils aber nur für die Hälfte bei ihrem tyrannischen Chef wieder eintreten zu können.

Nun traf aber Fleetwood's Verdacht, die Schauspieler aufgewiegelt zu haben, seinen ehemaligen Freund und Günstling Macklin. Ihn verbannte er unwiderruflich von der Drurylanebühne, und Macklin erinnerte nun seinerseits Garrick an ihr gegenseitiges Uebereinkommen. Diese contractlich festgestellten Vergleichsbedingungen erstreckten sich aber dahin, daß „keiner „der Unterzeichneten mit ihrem verlassenen Oberhaupte, „ohne Einschluß der übrigen, sich auf neue Beding„ungen einlassen dürfe."

Garrick erkannte auch Macklin's Ansprüche vollkommen an, und nachdem er vergebens alle seine Ueberredung aufgeboten, um Fleetwood zu einer Aussöhnung mit Macklin zu bewegen, bot er dem erbitterten Collegen eine Theilung seines eigenen Gehaltes an. Aber nicht nur dieses Anerbieten, sondern auch ein neues Engagement an Coventgarden von wöchentlich drei Pfund schlug er aus und bestand darauf, daß Garrick sein Wort vollständig lösen müsse. Diese Art Gerechtwerdung, wodurch zugleich acht bis zehn seiner Cameraden ihr dürftiges Unterkommen verlieren mußten, verweigerte aber Garrick, und nach einem heftigen Federkriege zwi-

schen den Parteien beider Gegner, erfolgte die Anzeige von Garrick's Auftreten als Bayes.

Aber das Publicum wollte nicht Garrick, es wollte Fleetwood seinen Unwillen zu erkennen geben und die Zurücksetzung eines Künstlers, der sein Liebling gewesen und es zum Theil noch war, rächen. Dr. Barrowby hatte Macklin's und Guthrie Fleetwood's Sache geführt, so lange man noch mit Feder und Tinte auf dem Kampfplatz erschien. „Nun kam aber der Abend, wo Garrick als Bayes auftreten sollte," erzählt Davies weiter, „und Fleetwood, der mehr auf einen knochigen Arm als auf die Vertheidigung auch der geschicktesten Feder vertraute, brachte seine guten Freunde, die Klopffechter, mit Stöcken und Knitteln bewaffnet, in dem Parterre und auf der Galerie unter. Sie hatten die gemessensten Befehle von ihrem Anführer erhalten, den Eifer von Macklin's Freunden durch die kräftigsten Widerlegungen, welche sie in der Hand hätten, niederzuschlagen. Als der Vorhang aufging, glich das Schauspielhaus mehr einem Klopffechterplatze als einem königlichen Theater, und ein wahrer Sturm von durcheinander schreienden Stimmen tobte im Parterre, auf der Galerie und in den Logen. Sowie Garrick die Bühne betrat, verbeugte er sich mehrmals tief und warb mit den ehrerbietigsten Geberden um die Erlaubniß, gehört zu werden. Aber er ward mit lautem Zischen und dem

wiederholten Zuruf: „Fort! fort!" empfangen, und es flogen Bankbeine auf die Bühne, um das Verweilen daselbst lebensgefährlich zu machen. Die streitenden Parteien erhitzten sich nicht weniger als das gemeine Volk bei den Wahlen, und während des ganzen Abends hörte man nichts als Zischen, Schreien, Miauen. Alle Versuche von Seiten Garrick's, die Ruhe wiederherzustellen, wurden mit Verachtung verworfen.

Dieses theatralische Ungewitter dauerte zwei Abende fort. Fleetwood's Hartnäckigkeit behielt aber doch endlich die Oberhand, und vielleicht war es auch der allgemeine Wunsch, Garrick wieder spielen zu sehen, was dem Unfug ein Ende und den Eifer der Macklin'schen Partei erkalten machte. Garrick's Eigenthümlichkeit, sich oft zu Eingehung von Verpflichtungen hinreißen zu lassen, welche er später nicht immer halten konnte oder durfte, hatte ihm dießmal einen sehr verdrießlichen Streich gespielt.

Nach Darlegung dieser von dem französischen Text so abweichenden Lesart kehren wir wieder zu diesem zurück.

Garrick wollte seine Stirn mit einem Zweige von dem ewig grünenden Lorbeer des unsterblichen Shakespeare krönen, und „Macbeth" war nun das nächste Ziel seines Künstlerehrgeizes.

Das Trauerspiel Macbeth wird allgemein als eine

regellose Arbeit betrachtet, und dennoch muß man es als eines der beßten Stücken Shakespeare's anerkennen. Die Einheit der Zeit und des Ortes ausgenommen, sind alle Regeln des Drama darin hinlänglich beachtet. Die Handlung besteht aus einer Reihe von Ereignissen, die dergestalt unter einander verknüpft sind, daß sie nur ein Ziel, das Verbrechen Macbeth's, zu haben scheinen. In dem ganzen Stücke sind die Zwischenfälle nothwendig bedingt und führen, obgleich sie den Gang der Handlung aufzuhalten scheinen, die Entwickelung der Katastrophe herbei. Das Auftreten der Hexen im Macbeth ist allerdings eine Zwischenhandlung, welche Corneille, Racine und Voltaire als unter der Würde des Trauerspiels verworfen haben würden, aber bei Shakespeare's Genius erscheint sie nur als eine Ueberfülle dichterischer Kraft. Diese Hexen bringen einen so gewaltigen Eindruck hervor, daß man von Anfang bis zu Ende sie für übernatürliche Wesen hält. Der Dichter, wenn er seinen Stoff einem früheren Jahrhunderte entlehnt, muß den Sitten, Meinungen und Vorurtheilen jener Zeit sich anbequemen. Dieß hat denn auch unser großer Dichter gethan und ist hierin nur der Färbung des Zeitgeistes treu geblieben, weil er ja die Handlung in eine Periode der Unwissenheit und Barbarei verlegt. Ein treues Gemälde des Denkweise, die bis zu Shakespeare's Jahrhundert sich fortgespon-

nen, hat er uns in jener Dichtung vor Augen geführt, und man kann seinen Hexen nicht eigentlich vorwerfen, daß es in phantastischer Willkür geschaffene Luftgestalten seien, denn sie lebten wirklich in und mit ihrem Zeitalter. Kein französischer Dichter würde die Bewältigung eines solchen Phänomens gewagt haben, und es mußte diese Kühnheit dem größten Genie, das jemals gelebt, vorbehalten bleiben*). Noch einmal muß ich es sagen: man glaubt in diesen Hexen übernatürliche Wesen zu erblicken, Wesen, denen das Buch der Menschenschicksale erschlossen ist. Die erste Prophezeihung, welche sie gegen Macbeth aussprechen, geht in Erfüllung, und dieser Funke entzündet die Flamme des Ehrgeizes in ihm, obgleich er bei dem Gedanken, ein Mörder zu werden, schaudert. Er ist ehrgeizig, aber entschlossen. Man findet in einem seiner Monologe eine Wahrheit der Moral, die Juvenal mit seiner bekannten Kraft ausgesprochen hat:

Scelus intra se tacitum qui cogitat ullum,
Facti crimen habet.

Der Geist, der schwankt und überlegt, macht sich stufenweise mit dem Grauen des Verbrechens vertraut

---

*) Also Corneille's Genius ist nicht groß genug gewesen, um drei Hexen zu Stande zu bringen! Der englische Kritiker giebt sich eine furchtbare Blöße durch diese lächerliche Behauptung.
Der französische Herausgeber.

und endigt damit, es ohne Schrecken in das Auge zu fassen.

Diese Wahrheit hat Shakespeare seinem Macbeth als Grundidee gegeben und dieselbe im Verlaufe des Stückes dramatisch entwickelt. Man kann aber wohl sagen, daß Garrick, sein würdiger Dolmetscher, in Lösung dieser Aufgabe es seinem Meister gleich gethan hat. Jedes Gefühl, jede Leidenschaft, die er ausdrücken sollte, sah man in seiner Seele entstehen und in seinen Zügen sich abspiegeln. Jenes fürchterliche Schwanken im Monologe, die Ueberredung seiner ehrgeizigen Frau und alle die Einwirkungen, welche der innere gegen das Verbrechen sich sträubende Mensch von ihr empfängt, standen lebendig vor den Augen des Zuschauers.

Shakespeare's Macbeth enthält die größte Lehre der Moral, die jemals auf dem Theater verlebendigt worden. Die Macht des Gewissens entfaltet sich darin so furchtbar überraschend und wahr, man erkennt so klar den Fatalismus, welcher einen maßlosen Ehrgeiz verfolgt, daß das geheimnißvoll Uebernatürliche gleichsam in Fleisch und Bein vor uns tritt. Das griechische, römische und französische Theater hat kein Stück, welches dem Macbeth zu vergleichen wäre. Garrick aber, um uns Cibber's eigener Worte zu bedienen, übertraf sich selbst darin, und zwar ganz in dem groß=

artigen Maßstabe, wie er in allen seinen übrigen Rollen seine Vorgänger übertroffen hatte.

Fleetwood war endlich seiner beständigen Kriegführung mit den Schauspielern, vielleicht auch seiner Schulden müde und verkaufte, um einen Theil seiner Gläubiger befriedigen zu können, die drei bis vier Jahre seines noch rückständigen Privilegiums für dreitausend zweihundert Pfund. Zwei Banquiers waren die Käufer, und Garrick trat jetzt von Drurylane zurück. Er entschloß sich zu Gastrollen und schrieb deßhalb an den Director der Dubliner Bühne. Dieß war damals Sheridan, Swift's Freund, der früher an Drurylane einige Male gespielt hatte und mit Garrick entzweit war. Nichtsdestoweniger nahm Sheridan, obgleich er der Liebling des irländischen Publicums war, Garrick's Anerbieten mit der Bemerkung an, daß er nichts von seiner Freundschaft, Alles aber von der Achtung erwarten dürfe, welche er ihm als Künstler eingeflößt habe. Sie wollten die Einnahme nach Abzug der Kosten theilen, und dergleichen mehr.

Bei Garrick's Ankunft in Dublin theilten Beide die vorzüglichsten Rollen mit einander und spielten abwechselnd Hamlet, Richard III., Othello, Jago u. s. w. Im Jahre 1746 verließ Garrick, an Ruhm und zeitlichem Gewinn überaus bereichert, das von seinem Spiel begeisterte Irland.

Bei Garrick's Rückkehr nach London regten sich

die Theaterkräfte mehr, als es je der Fall gewesen. John Rich, der jetzige Eigenthümer von Coventgarden, hatte unter dem Namen der Pantomime eine bisher noch nirgend gekannte Branche der Schauspielkunst in's Leben gerufen. Die Pantomime, eine in Ernst und Scherz gleichmäßig getheilte Handlung, durch Costüm, Decoration und Ballet so drastisch als möglich auf die Sinne wirkend, führte den Zuschauer meistens in Ovid's Verwandlungen oder in irgend eine andere Welt der Fabelhelden ein. In den Zwischenacten dieser Pantomime im ernsteren Stil regte sich die komische Muse. Harlekin's und Columbinens Liebesverhältniß und eine durch Harlekin's Zauberstab hervorgerufene Feenwelt, mit anderen Worten also die auf Puppentheatern heute noch gebräuchlichen Metamorphosen ergötzten das Publicum funfzehn bis zwanzig Jahre lang ohne alle Ermüdung. Es kam vor, daß man vierzig bis funfzig Abende nach einander vor einem gedrängt vollen Hause dergleichen Pantomimen vorführte, und es war nicht zu verwundern, daß Rich auf diese einträgliche Erfindung nicht wenig stolz war.

Lacy, Rich's Nebenbuhler, der Fleetwood's Privilegium an sich gekauft hatte, war ein Mann von viel natürlichem Verstand, Geschmack und Unternehmungslust, was schon sein Entwurf zu der Rotunde von Ranelagh bewiesen hatte; aber er war ohne Erziehung

und brachte mehr guten Willen als Kenntnisse für sein Fach mit. Er zog die berühmtesten Schauspieler und Schauspielerinnen jener Zeit, wie Barry aus Irland, Mistriß Woffington und andere, an sich und erschien nun dem Coventgardener Unternehmer als ein so gefährlicher Nebenbuhler, daß dieser Alles daran setzte, um Garrick, Quin, Mistriß Cibber, Mistriß Pritchard und einige Andere für sich zu gewinnen. Garrick und Quin einigten sich über ihr Rollenfach und zwar in dem Sinne, wie früher Garrick mit Sheridan. Aber Quin gewahrte bald, daß Garrick ihm ein Nebenbuhler geworden war, den er nicht mehr zu besiegen hoffen konnte. Er spielte seinen Richard III. vor ziemlich leerem Hause, während es bei Garrick's Vorstellung die Schaulustigen nicht aufnehmen konnte. Man hatte oft gewünscht, die beiden Künstler in gleich starken Rollen zugleich auf der Bühne erscheinen zu sehen, und Beide genügten auch endlich diesem Wunsche des Publicums. „Die schöne Bußfertige" bot eine passende Gelegenheit dazu, und als im zweiten Act Horazio und Lothario zusammen auf der Bühne erschienen, brach ein wahrer Tumult des Beifalls hervor. Quin wechselte die Farbe, auch Garrick konnte seine Verlegenheit nicht verbergen, und Beide gestanden später selbst, daß sie nie weniger Selbstbeherrschung über sich gehabt als an jenem Abende. Das Stück

wurde oft wiederholt, und die Befangenheit beider Künstler schwand allmälig. Aber Garrick trug doch auch den Sieg über Quin in „der schönen Bußfertigen“ sowohl, als in „Johanne Shore“ als Lord Hastings, neben Quin als Gloster, davon. Dagegen war Quin's Fallstaff Garrick's Hotspur gar sehr überlegen.

Die gute Aufnahme, welche Garrick's „lügnerischer Diener“ und „Lethe“ gefunden, veranlaßte ihn zu einem dritten Dichterversuch: „Das heirathsmäßige Mädchen.“ Dieses Stück hatte ungeheueren Erfolg und dürfte wol auch heut zu Tage noch mehr Aufmerksamkeit verdienen, als ihm von Seiten derer zugestanden wird, welche sich mit dem Vergnügen des Publicums beschäftigen. Auch die strengste Kritik wird zugestehen müssen, daß die Fabel gut ersonnen, die Zwischenfälle vortrefflich an einander gereiht und einer aus dem anderen entspringend dargestellt sind. Es ist viel Ueberraschendes, aber durchaus keine Unwahrscheinlichkeit in dem Stücke, und der damalige Zeitgeist spiegelt sich vortrefflich darin ab. Die Kaffeehäuser waren zu jener Zeit der Tummelplatz einer Menge junger Offiziere, die mit hochmüthig kecker Miene, den Hut auf dem Kopfe und die Waffe an der Seite, auf sehr unangenehme Weise die Herren spielten, Händel suchten und einen schreienden Contrast zu jenen süßlichen

Stutzern bildeten, die in unmännlicher Ziererei bei jeder schicklichen Gelegenheit eine Zartheit an den Tag zu legen suchten, deren die schmachtendste Dame kaum fähig sein würde. Diese zwiefache Modegattung lächerlich zu machen, war der Zweck des Stückes, und so waren also der Capitain Flash und Fribble nicht vom Dichter erfundene Figuren, sondern gänzlich aus dem socialen Leben jener Zeitepoche gegriffen. Den Fribble spielte Garrick selbst.

Das Stück gefiel sehr. Quin, der Anfangs eine Rolle darin übernommen, gab sie bald mit der lakonischen Bemerkung zurück, er möge durch seine Mitwirkung keinem Possenspiele den Schwanz halten.

„Das will ich ihm auch nicht zumuthen", sagte Garrick, „und er soll einen ganzen Monat Zeit haben, sich zu erholen."

Er brachte nun lauter Stücke auf das Repertoir, in denen Quin nicht beschäftigt war und von denen man wußte, daß sie das Publicum nicht herbeiziehen würden. Als Nachspiel gab man dann fünf Wochen nach einander „das heirathsmäßige Mädchen," und Quin hatte so den Verdruß, alle Abende hören zu müssen, daß im Theater kein Apfel zur Erde könne.

Der ungeheuere Zudrang, dessen sich jetzt das Coventgarden-Theater erfreute, brachte Drurylane

immer mehr in Verfall. Lacy erkannte zu seinem größten Kummer, daß Garrick ein Magnet sei, welcher ohne Beihülfe anderer Bühnennotabilitäten volle Häuser machte. Er trug ihm also das halbe Recht des Privilegiums an Drurylane an, und Garrick ward um die mäßige Summe von achttausend Pfund Mitinhaber des Drurylane-Theaters.

Rich dagegen, der, während Garrick noch im Coventgarden-Theater spielte, vor Aerger mit geballten Fäusten hinter dem Vorhange stand und das volle Haus, das seine Casse füllte, mit Verwünschungen empfing, Rich verstand seinen Vortheil so wenig, daß er Garrick fast mit Vergnügen ziehen ließ. Er hoffte nun wieder seine Pantomime in ihre alten Rechte einsetzen und seine Schauspieler demüthigen zu können.

Fünftes Capitel.

Garrick's Verheirathung. — Zara, Uebersetzung von Voltaire's Zaire. — Virginia. — Wie dieses Stück von Garrick dargestellt wurde. — Wirkung eines einzigen von ihm ausgesprochenen Wortes.

Im Juli 1749 verheirathete sich Garrick mit der schönen Violette, einer geborenen Wienerin, die sich einen fremden Namen gegeben hatte und als Tänzerin eine der graziösesten und elegantesten Bühnenerscheinungen war. Es ist außer allem Zweifel, daß vor dieser Verheirathung Garrick auf dem Punkte gewesen wär, sich

mit Mistriß Woffington zu vermählen, und man weiß, daß er oft versucht hatte, den Trauring ihr an den Finger zu stecken. Aber Mademoiselle Violette war ein Schützling von Lord und Lady Burlington, und man glaubt allgemein, daß sie ihm sechstausend Pfund Sterling als Heirathsgut zugebracht hat. Garrick aber, der nichts so sehr fürchtete als die Lächerlichkeit und in seiner Verheirathung etwas der Art zu finden schien, suchte solchen Angriffen dadurch zu begegnen, daß er selbst die Satire herausforderte. Er ließ nämlich von einem seiner Freunde, Edward More, auf seine Verheirathung ein neckisches Gedicht machen, worin er von einigen indiscreten Damen an den Pranger gestellt wurde.

Man gab „viel Lärm um Nichts" abwechselnd mit „Othello", und Garrick's Heirath verschaffte diesem Stücke neuen Zudrang. Die kleinen Scribenten, Recensenten und Dichterlinge spitzten ihre Federn und überstürzten Garrick mit einem wahren Hagel von Epigrammen, Satiren und abgeschmackten Scherzen. Die Rolle des Benedict, welche Garrick spielte, bot eine große Auswahl von Stellen dar, die sich auf seine persönliche Lage bezogen. Es mag nur eine hier folgen: „Da hat sich denn also Benedict verheirathet. — Es kann wol geschehen, daß mich einige Pfeile des Spottes treffen werden, einige verwitterte Ueberbleibsel

eines erschlafften Geistes, weil ich so lange über die Ehe gespottet. Dürfen aber schlechte Witze, boshafte Sticheleien und Papierstreifchen einen Mann abhalten, das zu thun, was er für gut findet? Nein, die Welt muß durchaus bevölkert werden."

Bei dieser und mancher anderen Tirade lachten die Zuschauer aus vollem Halse, überschütteten den Künstler mit Beifall, und er trug über alle boshaften Pasquille des Tages den vollständigsten Sieg davon.

Im November 1753 brachte Garrick Aaron Hill's Uebersetzung von Voltaire's „Zaïre" auf die Bühne. Er übernahm darin die Rolle des Lusignan, jenes ehrwürdigen Greises, dessen Aufgabe der höchste Pathos ist. Das Stück, welches im Englischen „Zara" hieß, wurde von einem neuen Trauerspiel „Virginia" verdrängt, einem Stoff aus dem dritten Buche des Livius. Die griechischen und römischen Autoren hätten gewiß nichts Schöneres liefern können; aber um es mit der erhabenen Weihe, welche es erforderte, zu behandeln, hätte es eines Shakespeare, Otway oder Rowe bedurft. Es soll diese Bemerkung keine ungünstige Beurtheilung des Stückes sein, denn es ist regelmäßig aufgebaut, und die Ereignisse stehen als nothwendig einander bedingend dem Zuschauer vor Augen. Nur bringt es keine von jenen Situationen zur Anschauung, welche den Geist ergrei-

fen und das Herz bewegen. Crisp, der Verfasser der „Virginia", war auf jeden Fall ein Verwandter oder Schützling des Lord Coventry; die Lady, seine Gemahlin, welche die Schönheit des Tages war, ließ eines Morgens ihren Wagen an Garrick's Thüre halten und ihm sagen, daß sie ihn zu sprechen wünsche. Er kam herab und trat an den Wagen. „Hören Sie, liebster Garrick," sagte sie, „da ist ein Stück, von dem die beßten Köpfe mir versichern, daß es Ihnen sowohl als dem Dichter Ehre machen werde."

Mehr brauchte sie nicht zu sagen. Ihre Augen, die nach dem Ausdruck des Doctor Young verkündeten, aus welchem Stoffe die Sonne geschaffen sei, hatten die Macht, zu überzeugen und selbst zu befehlen. Garrick gehorchte ihr, als wäre sie die zehnte Muse, und setzte das Trauerspiel augenblicklich in Scene. Er bewies in der Rolle des Virginius, so gut wie Mossop als Appius und Mistriß Cibber als Virginia, daß sie das Lob wohl verdienten, welches der Dichter ihnen in seiner Vorrede ertheilt. Was aber fast unglaublich und doch wahr, ist der Umstand, daß das Glück, welches jenes Stück machte, einzig in der Art und Weise begründet war, wie Garrick ein einziges Wort aussprach. Claudius, das Werkzeug, dessen sich der Decemvir zu Ausübung seiner Ungerechtigkeiten bedient, fordert Virginien als

seine in seinem Hause geborene Sclavin und bringt seine Sache vor Appius. Während dieser Scene steht Garrick als Virginius, die Arme über die Brust gekreuzt, unbeweglich und stumm wie eine Bildsäule auf der anderen Seite des Theaters. Man sagt ihm endlich, daß der Tyrann ihn hören wolle. Da bleibt er noch einige Augenblicke in derselben Stellung, während in seinen Zügen alle die Leidenschaften aufblitzen, welche in diesem Momente seine Seele zerreißen. Dann hebt er den Kopf und wendet ihn langsam bis an die Linie, wo seine Blicke Appius treffen. Noch schweigt er einen Augenblick, und den unwürdigen Römer mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Stolz und Erbitterung messend, ruft er mit einer Stimme, die, fast erstickt, ein übervolles und von Jammer gebrochenes Herz verkündet: „Verräther!"

Das ganze Publicum war von diesem einen Worte wie elektrisirt, und ein so rauschender Beifall, daß er dem Ausbruche des Donners glich, gab Zeugniß von der allgemeinen Begeisterung. Plinius der Aeltere, indem er von gewissen Mineralien spricht, sagt, daß die Natur nirgend größer sei als in kleinen Dingen. Diese Bemerkung ist auf einen Schauspieler wie Garrick sehr anwendbar, und man kann wirklich von ihm sagen: Rerum natura nusquam magis quam in minimis tota est.

Sechstes Capitel.

Garrick läßt Noverre mit einem Balletcorps nach England kommen. — Das Volk erklärt sich gegen die Fremden. — Tumult im Theater. — Alles wird darin zerstört. — Anekdote von Georg II. — Der Lehrling. — Anekdote über dieses Lustspiel.

Drurylane hatte durch Garrick einen ungeheueren Erfolg, aber das Publicum wollte auch unaufhörlich Garrick und immer wieder Garrick sehen, und das Haus war wie verödet, wenn er nicht spielte. Er selbst aber fürchtete endlich doch sich zu erschöpfen und ließ Ende September 1755 den berühmten Noverre, dessen Ballet die Bewunderung aller Höfe des Continents war, nach London kommen. Dieser brachte die beßten europäischen Tänzer jener Zeit, etwa hundert an der Zahl, mit sich. Dann gab er den Decorationsmalern und Costumiers die nöthigen Befehle, und das berühmte Ballet, „das chinesische Fest" genannt, wurde einstudirt. Da aber erklärten alle Scribler, unreifen Kritiker und — mit einem Worte — die ganze Kaste der unzufriedenen Schriftsteller dem Director den Krieg und füllten die Tagesblätter mit Epigrammen und Schmähartikeln gegen dieses Unternehmen, das, sagten sie, keinen anderen Zweck habe, als auf der englischen Bühne eine französische Bande zu unterhalten. Die unteren Classen nahmen Theil an dem Streite, und die Unzufriedenheit griff um sich, wie eine sich über ganz London und Westminster verbreitende Feuersbrunst.

Garrick war außer sich, aber er verzweifelte nicht, den Sturm, welcher ihm als Schauspieldirector drohte, beschwören zu können. Der König, Georg II., hatte ihn noch nie spielen sehen. Er ließ also durch den Herzog von Grafton, welcher damals Lord-Kammerherr war, Se. Majestät um die Gnade bitten, am Tage der Eröffnung des Parliaments das Theater mit seiner Gegenwart zu beehren. Diese Gunst ward ihm gewährt und „Richard III." auf Befehl angezeigt. Garrick hoffte, daß dieses geschickte Manöver, sein Spiel als Richard III. und die Gegenwart des Monarchen „dem chinesischen Feste" eine günstige Aufnahme sichern würden. Er sah sich jedoch in dieser Berechnung gänzlich getäuscht, und als nach Beendigung des Trauerspiels die Tänzer auf der Bühne erschienen, bot der Zuschauersaal nur noch einen Schauplatz des Tumultes und der Verwirrung. Der König schien überrascht; aber da er hörte, wie diesem Lärm keine andere Ursache als der Haß des Volkes gegen die Franzosen zu Grunde lag, so fing er an zu lachen und verließ endlich das Theater. Als er fort war, wurde der Tumult immer toller, und nach einer mit dem furchtbarsten Lärm und Geschrei ausgefüllten Stunde mußte man auf das Ballet für diesen Abend verzichten.

Dem guten Könige war aber in Sachen des Geschmackes und Kunstsinnes kein großes Urtheil

einzuräumen, und es giebt manche artige Anekdote, die für diese Behauptung Zeugniß ablegen könnte.

Fitz Herbert, der Vater des Lord Saint-Helene, vielleicht der geistreichste, lebenslustigste und im geselligen Verkehr feinste Mann seiner Zeit, trat, als Richard zu Ende gespielt war, in das Foyer. Er hatte der Vorstellung in der Loge des Königs beigewohnt, eine Auszeichnung, welche ihm vermöge seiner Stellung am Hofe gebührte. Garrick, der vor Verlangen brannte, das Urtheil des Monarchen über sein Spiel zu vernehmen, beeilte sich, diese Frage an den Lord zu richten.

„Ich kann Ihnen darüber keine Auskunft geben," antwortete Fitz Herbert; „aber als da ein gewisser Schauspieler zu Richard kam und sagte: Majestät, der Lord Mayor von London will seine Huldigung darbringen, so wurde die Aufmerksamkeit des Königs allerdings rege, und als er den Bouffon Taswell, der diese Rolle spielte, auftreten sah, rief er lachend: Herzog von Grafton, dieser Lord Mayor gefällt mir."

„Aber," sagte Garrick, „der Lärm der Schlacht, der Schall der Trommeln und Trompeten und das Geschrei der Soldaten haben doch gewiß seinen militärischen Geist angeregt."

„Ich wüßte das nicht zu sagen," erwiderte Fitz Herbert, „aber während der Schlacht von Bosworth-

field, als Richard mit so lautem Geschrei nach einem Pferde verlangte, hörte ich Seine Majestät sagen: Herzog von Grafton, kommt denn der Lord Mayor nicht bald wieder?"

Es war bekannt, daß Georg II. nur darum die Künste nicht beschützte, weil er sie nicht zu würdigen verstand, weil er mit einem Worte ein Kunstkenner war, der Hogarth für seinen prachtvollen Marsch nach Finley eine Guinee bot und während der zwei oder drei Male, wo er jährlich das Theater besuchte, nur in der allerniedrigsten Komik sich gefiel. Garrick's Freunde riethen ihm daher, mit ihnen über die lustige Anekdote zu lachen und an das „chinesische Fest" nicht weiter zu denken. Er wiederholte indeß den Versuch, es zur Aufführung zu bringen, noch drei oder vier Mal, aber vergebens. Die Opposition war allzu beharrlich und verhinderte die Vorstellung ganz entschieden. John Bull ist in seinem Franzosenhaß großartig, und dieser Haß erstreckte sich hier auch auf die fraglichen Schauspieler, obgleich dieß Italiener, Schweizer und Deutsche waren. Beim letzten Versuche wuchs die Demonstration zu einer solchen Höhe an, daß mehre Personen mit gezogenen Degen aus den Logen traten, um dem Director zu Hülfe zu eilen. Dieß brachte aber Parterre und Galerie nur noch mehr gegen die vermeintliche Aristokratie des Publicums auf.

Beide Parteien bedienten sich der Waffen recht ernstlich, und die Damenwelt, welche Anfangs die Opposition der Aufwiegler ermuthigt hatte, brach, als der Streit immer lebensgefährlicher wurde, in ein lautes Hülfgeschrei aus. Die Theaterverzierungen wurden zerstört, die Bänke auseinander gerissen, Wand- und Kronleuchter zertrümmert, die Zwischenwände in den Logen brachen krachend zusammen, und alle Decorationen zu dem „chinesischen Feste" wurden in tausend Stücke zerschlagen. Man berechnete später den Verlust, welchen die Direction bei dieser Gelegenheit erlitten hatte, auf mehr als viertausend Pfund, und die Wuth des Publicums ging sogar soweit, daß man vor Garrick's Haus zog und ohne das Einschreiten der Behörde es zertrümmert haben würde. In der Zwischenzeit, welche zu den nöthigen Herstellungen im Innern des Theaters verwendet werden mußte, benachrichtigte man das Publicum, daß „das chinesische Fest" nie wieder auf der Bühne erscheinen werde. Durch diese Anzeige beruhigte sich die Volkswuth, und als man das Schauspiel wieder eröffnete, gab sich kein Geist der Feindseligkeit mehr kund.

Im Januar des folgenden Jahres gab man „den Lehrling" von Arthur Murphy *). Das Stück gefiel

---

*) Verfasser dieser Memoiren.

sehr und wurde vortrefflich gespielt. Bei dieser Gelegenheit mag eine Anekdote eingeschaltet werden, welche den Lesern vielleicht gefallen wird. Am Tage nach der Aufführung dieses Stückes machte Garrick in Begleitung des berühmten Dr. Munsey dem Dichter, den dieser vorher nie gesehen, einen Besuch. Als sie in der ersten Etage seines Hauses angekommen waren, trat Garrick in den Salon, und sich nach Munsey umdrehend, sah er, daß dieser immer weiter hinanstieg.

„Wo laufen Sie denn hin, Doctor?" rief er ihm zu.

„Nun hinan, um den Dichter zu besuchen."

„Kommen Sie nur wieder herunter, er ist ja hier."

„Was Teufel," sagte der Doctor, indem er eintrat, „ich wäre bis auf den Boden gestiegen. Wer, zum Henker, soll aber auch einen Dichter in der ersten Etage suchen!" Dann setzte er sich und verplauderte eine Stunde recht geistreich; plötzlich aber sprang er auf und machte gegen Garrick die naive Bemerkung: „ich habe jetzt genug und will nun die Riesin in Charing-Croß sehen."

Siebentes Capitel.

Die Waise von China. — Zerwürfniß des Verfassers dieses Trauerspiels mit Garrick. — Vermittelung durch Fox und Whitehead. — Erfolg dieses Stückes. — Sheridan kommt nach Drurylane. — Parodie eines Verses aus Graf Essex durch den Doctor Johnson. — Beispiel von Garrick's Ehrgeiz.

Im Juni 1758 übergab ich, sagt Murphy bei dieser Gelegenheit von sich selbst, meine „Waise von China" Er sendete sie mir indeß mit der Bemerkung zurück, daß sich das Stück für das Theater nicht eigne. Ein junger Dichter kann eine Entscheidung der Art, weil er sie stets als ungerecht betrachtet, nicht so leichten Muthes hinnehmen. Es mag vielleicht sein, daß ich mehr Eigenliebe hatte, als im Grunde erlaubt ist, und wenn ich auf mein Benehmen von damals zurückblicke, so kann ich nicht anders als mich selbst verdammen. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, ich fing, von zwei Freunden, deren tüchtigem Urtheile ich vertrauen konnte, dazu ermuthigt, einen Federkrieg gegen Garrick an. Wußte ich doch zu gut, wie ängstlich der große Mime bei jedem Anlaß sich bewies, wenn es galt, einem Angriff entgegenzutreten, der seinen Ruf gefährden konnte. Dieß war seine schwache Seite, und bei ihr faßte ich ihn. Garrick brachte seine Klage in Holland-House an. Master Fox ließ mich kommen und fragte mich, woher diese Erbitterung gegen den größten Schauspieler des Jahrhunderts wol komme. Ich erklärte mich darüber ziemlich freimüthig,

weil ich wußte, daß dieß das einzige Mittel sei, Gerechtigkeit zu erlangen.

„Aber nach dem „Lehrling" und dem „Tapetenhändler," entgegnete mir Fox, hätte ich selbst nicht geglaubt, daß Ihr Talent in das Tragische sich versteigen würde. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich unbedingt an das Urtheil eines Mannes glaube, der ein so großer Meister in der Kunst ist, welche er ausübt, und fürchte, daß Garrick bei dieser Gelegenheit wol nicht Unrecht haben mag."

Dennoch bat er mich, ihm mein Trauerspiel zu schicken, was ich natürlich nicht unterließ.

Einige Tage darauf benachrichtigte er mich, daß er mein Stück mit Herrn Horace Walpole gelesen habe und daß sie nun Beide der Meinung seien, daß „die Waise von China" mit Unrecht vom Theater zurückgewiesen worden sei. Er fügte hinzu, daß Garrick künftigen Sonntag in Holland-House zu Mittag speisen würde, und lud mich ein, am Montag darauf zu ihm zu kommen. Als ich erschien, war sein erstes Wort: „Haben Sie Nachricht von Garrick?"

Ich verneinte.

„Nun Sie werden bald von ihm hören. Gestern nach dem Essen citirten wir, Walpole und ich, einige Verse, die uns besonders gefallen hatten. Garrick horchte ganz erstaunt und sagte dann: „ich sehe, meine

Herren, daß Sie ein Stück gelesen haben, welches ich auch kenne."

„Ja, liebster Garrick," antwortete ich, „wir haben es gelesen und es ebenso gut, wie gewiß auch Sie, bewundert."

Fox sagte mir damals weiter nichts, aber einen oder zwei Tage später bat mich Garrick schriftlich, ihm meine „Waise" noch einmal anzuvertrauen, indem er fürchte, sie sei früher zu übereilt von ihm geprüft worden. Ich schickte ihm das Manuscript, und er sendete es mir in der folgenden Woche, von einem sehr artigen Briefe begleitet, zurück. Der Brief enthielt einen Widerruf seines ersten Urtheils und das Versprechen, mein Trauerspiel zu Anfang des künftigen Jahres auf die Bühne zu bringen.

So hatte denn „die Waise von China" alle Hindernisse überwunden. Der Director ließ Decorationen und Costüme dazu fertigen, und ich muß gestehen, daß die Ausstattung des Stückes gar viel zu dessen glücklichem Erfolge beigetragen hat. Garrick entfaltete als Mandarin Zamti eine Kraft, wie, mit Ausnahme des Königs Lear, in keiner seiner übrigen Rollen. Er nahm mich, als die Vorstellung zu Ende war, bei Seite und wünschte mir zu der Aufnahme des Stückes, das von den beßten Schauspielern gespielt worden war, aufrichtig Glück.

Am Tage der ersten Vorstellung schrieb mir Mistreß Cibber ein höfliches Billet, worin ihr Bedauern ausgesprochen war, daß sie wegen ihrer anhaltenden Unpäßlichkeit des Vergnügens entbehren müsse, ihren Namen als „Mandane“ auf dem Theaterzettel zu sehen. Sie werde aber, fügte sie hinzu inbrünstig, für den Erfolg des Stückes beten, und ersuchte mich, unmittelbar nach der Vorstellung ihr die Aufnahme, welche es gehabt, mitzutheilen.

„Mistreß Cibber ist Katholikin,“ bemerkte Foote, mit dem ich gerade zusammen war, mit gravitätischer Miene, „und die Katholiken beten am eifrigsten für die Todten.“

Aber Foote war gerade der Erste, der mich nach beendigter Vorstellung mit freudestrahlenden Augen umarmte.

Sheridan, der geraume Zeit Director des Dubliner Theaters gewesen war, begriff, daß es für die Dauer unmöglich sein möchte, gegen Barry und Woodward, die Unternehmer des zweiten Theaters in Crowstreet, sich zu behaupten. Er verließ also Irland und trat im September 1761 in Drurylane ein. Sein Debut als Hamlet und Graf Essex in Dr. Brooke's „Gustav Wasa“ lief glücklich ab. Als Sheridan einst in einer Gesellschaft aus dieser seiner Lieblingsrolle die Strophe:

„Ein Freier nur kann freie Männer leiten!“

declamirte, rief Dr. Johnson lachend: „Das ist eben so logisch als:

„Wer fette Ochsen führt, ist selbst auch fett.“

Noch eine Anekdote, die an dem großen Künstler Garrick auch einmal den schwachen und auf seinen Ruhm mehr eitlen als eifersüchtigen Mann hervortreten läßt, möge dieses Capitel beschließen.

Macgregor war Mitglied eines schottischen Clans, der sich durch Frevel und Gewaltthaten aller Art so berüchtigt gemacht hatte, daß seine Mitglieder mittels Parliamentsbeschlusses genöthigt worden waren, sich andere Namen zu wählen. Ein bekannter Schauspieler dieses Stammes taufte sich Anfangs Malloch, dann Mallet um, und zahlreiche Bühnenarbeiten, Balladen und Biographieen haben diesen Namen einige Geltung verschafft. Nun hatte er auch vom Lord Bolingbroke, seinem Freunde und Gönner, den Auftrag erhalten, gemeinschaftlich mit Glover das Leben des Herzogs von Marlborough zu bearbeiten, und dieser Auftrag ward in mancher Hinsicht als melkende Kuh von Mallet benutzt. Seine Stücke machten kein großes Glück bei'm Publicum, und die Schauspieler von Drurylane wichen seinen Novitäten gern aus. Nun hatte er aber ein neues Trauerspiel, „Elvira,“ vollendet und wollte es gern auf die Bühne bringen. Er geht also zu Garrick, erzählt ihm, wie er Tag und Nacht mit seinem Leben Marlborough's beschäftigt

sei und nun endlich die Hauptmomente fertig habe. „Wissen sie aber wol, mein Theuerster," fuhr er, näher zu dem großen Mimen tretend, fort, „wissen Sie wol, daß es mir endlich gelungen ist, meinem Wunsche zu genügen und auch Sie in die Biographie dieses großen Staatsmannes mit einzuflechten?"

„Ach was Sie sagen," entgegnete der ehrgeizige Künstler, aber sein freudestrahlender Blick bezeugte, daß ihm diese Unwahrscheinlichkeit keine Unmöglichkeit bedünke. „Wie in aller Welt wollen Sie mich mit Churchill, Herzog von Marlborough in Verbindung bringen?" „Das," erwiderte Mallet mit erstaunlicher Würde, „ist meine Sorge, bleibt aber auch vor der Hand mein Geheimniß, und Ihnen muß mein Wort, daß dem so ist, statt weiterer Beweisführung genügen."

So unglaublich es scheint, so anerkannte Thatsache ist es doch, daß der geschmeichelte und dankbare Garrick das Mährchen wirklich für baare Münze nahm und den innerlich jubelnden Mallet nach seiner neuesten Bühnenarbeit fragte. So kam „Elvira," eine Bearbeitung von Lamotte's „Ines de Castro," auf die englische Bühne, und Garrick spielte darin die Rolle des Don Pedro. Das Stück wurde aber — wie es in den Theater-Annalen von damals heißt — nur neunmal gegeben, denn das Parterre wollte von den Anspielungen auf wenig beliebte Standespersonen nichts hören,

und der Kunstgriff, wodurch es auf die Bühne gekommen war, blieb dem Publicum auch nicht unbekannt. Mannichfache Kränkungen, welche für Garrick daraus erwuchsen, machten ihm nicht nur diese „Elvira" verhaßt, sondern „Don Pedro" war auch die letzte neue Rolle, welche er gab.

Achtes Capitel.

Garrick's Reise auf den Continent und Rückkehr nach London im April 1765. — Der kranke Affe, Fabel von Garrick. — Anekdote von seiner Reise. — Der Herzog von Parma. — Mademoiselle Clairon. — Preville. — Das Shakespeare-Jubiläum.

Im Sommer von 1763 beschloß Garrick, eine Reise nach dem Continent zu unternehmen. Die Aerzte hatten ihm diese Veränderung der Luft und die damit verbundene Bewegung ebenso dringend angerathen, als seiner Gattin die Quellen von Barèges. Dieser letzte Grund entschied. Er reiste im September nach Douvres ab und setzte seinen Bruder Georg als Stellvertreter dem Mitdirector Lacy an die Seite.

Man wird nicht erwarten, hier eine Beschreibung von Garrick's Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland zu finden. Weder haben wir das gehörige Material zu einer solchen Arbeit, noch dürften wir uns, selbst wenn wir es hätten, in einer Skizze, die Garrick's Künstlerlaufbahn der Lesewelt vorführen soll,

eine solche Abschweifung erlauben. Nur einige darauf bezügliche Anekdoten mögen hier nachfolgen. Während er in Italien war, bat ihn der Herzog von Parma um einige Proben aus einem englischen Trauerspiel. Garrick unterrichtete ihn nun zunächst über das Sujet zum Macbeth und sprach dann den Monolog jener gewaltigen Scene, wo ein Dolch auf die Phantasie des auf Königsmord sinnenden Helden eine so drastische Wirkung äußert.

Niemand verstand, was er sprach, aber seine Züge drückten alle Leidenschaften aus, welche in der Seele des Schuldigen sich fühlbar machten, und der Ton seiner Stimme erklärte seine Worte vollkommen. Man hörte ihn mit Bewunderung, und der Herzog von Parma, so wie die ganze Gesellschaft erkannten, daß dieses Fragment hinreichend sei, um ihnen eine Idee von dem erhabenen Genius Shakespeare's und von dem Talente eines englischen Schauspielers zu geben.

Garrick erfreute sich in Paris der schmeichelhaftesten Aufnahme. Eines Tages war er in eine größere Gesellschaft geladen, wo Mademoiselle Clairon, erste darstellende Künstlerin am Théâtre français, einige Scenen aus Racine's und Voltaire's Trauerspielen declamirte. Man bat dann Garrick um eine gleiche Gefälligkeit, und nachdem er einige Monologe aus Hamlet und Macbeth gesprochen, erzählte er, wie er

dazu gekommen sei, Lear's Wahnsinn nach der Natur zu spielen. Er ahmte den unglücklichen Vater nach, stützte sich auf die Lehne eines Stuhls und schien in größter Heiterkeit mit seinem Kinde zu spielen. Dann that er, als ob er es fallen ließe, und mit diesem Moment traten das höchste Entsetzen und die ersten Anzeigen der Geistesverwirrung in sein rollendes Auge. Er stieß abgebrochene Worte und ein herzzerreißendes Geschrei hervor, welches alle Zuschauer mit Entsetzen erfüllte. Kein Auge blieb trocken, und Mademoiselle Clairon konnte sich nicht halten, sie sprang auf und flog an Garrick's Hals. Dann wandte sie sich, um Entschuldigung bittend, zu Mistreß Garrick und stimmte von ganzem Herzen ihren Landsleuten bei, die Garrick vielleicht nur aus Artigkeit vor Mademoiselle Clairon den Vorzug gaben, während die Engländer Mademoiselle Clairon über Garrick stellten.

Mademoiselle Clairon war überhaupt Garrick's Ideal als Schauspielerin; er hatte sie 1752 in der ersten Entfaltung ihres Talentes gesehen, und obgleich Mademoiselle Dumesnil damals der Liebling der französischen Bühne war und vom Publicum vergöttert wurde, so prophezeite Garrick dennoch, daß Hippolite Clairon ihre Nebenbuhlerin bald überflügeln werde. Jetzt, wo diese Vorhersagung eingetroffen war, ließ Garrick einen

Kupferstich mit der Ueberschrift: „die erfüllte Prophezeihung" fertigen.

Einst machte Garrick mit Preville einen Ausflug außerhalb der Stadt. Sie waren Beide zu Pferde, und Preville kam auf den Einfall, einen berauschten Reiter darzustellen. Garrick lobte ihn, fügte aber die Bemerkung hinzu, daß seinem Gemälde, um es vollkommen zu machen, noch ein wesentlicher Zug fehle, und zwar die Haltung der Beine. „Warten Sie einmal," sagte er, „ich will Ihnen zeigen, wie so ein englischer Taugenichts, wenn er in einem Wirthshause zu Mittag gegessen und drei bis vier Flaschen Portwein verschlungen, auf dem Pferde sich benimmt. Er reitet an einem schönen Sommerabend nach seinem Landhaus, und nun da sehen Sie —"

In diesem Augenblicke entfalteten sich alle Abstufungen der Trunkenheit in der täuschendsten Mannichfaltigkeit, die nur gedacht werden kann. Wie er seinem Diener zuruft, daß die Sonne und die Felder um ihn herumtanzen, wie er zwecklos Gerte und Sporen handhabt und zwar so, daß sein Pferd sich bäumt und Sprünge macht, wie ihm dann Gerte und Zaum aus den Händen fallen, wie die Beine nicht mehr im Stande sind, sich in den Bügeln zu halten, kurz wie der Reiter die ganze Reitkunst vergessen zu haben scheint, das Alles erreicht den höchsten Gipfel der Naturwahrheit und folglich auch

der Kunst. Endlich stürzt er sinnlos vom Pferde, und Preville stößt unwillkürlich einen Schrei des Entsetzens aus. Er eilt zu ihm, und seine Angst mehrt sich, als sein Freund auf keine seiner Fragen antwortet. Nachdem er seine Stirn von dem sie bedeckenden Staube gereinigt, fragt er mit dem Ausdruck der lebhaftesten Unruhe, ob er verwundet sei. Garrick hat noch immer die Augen geschlossen und lallt, nur ein Augenlid halb öffnend, im Tone eines völlig Berauschten, man möge ihm zu trinken bringen. Preville war ganz starr vor Erstaunen, und als Garrick, nun plötzlich aufspringend, seine gewöhnliche Miene wieder annahm, rief der französische Schauspieler: „Erlauben Sie, mein Freund, daß der Schüler seinen Meister umarmen und ihm für den unschätzbaren Unterricht, den er empfangen, danken darf.“

Erst im April 1765 kehrte Garrick nach London zurück, wo er mit Ungeduld erwartet wurde. Die Journale verkündeten seine bevorstehende Ankunft, und Freude herrschte in der ganzen Stadt. Der Ehrgeiz war Garrick's herrschende Leidenschaft, und obgleich er die Kritik geldhungeriger Scribenten verachtete, so fürchtete er sie doch. Er wußte, wie Doctor Johnson sagt, daß diese Federhelden zwar nicht die Kraft haben, einen Bogen zu spannen, aber er fürchtete nichts destoweniger ihre vergifteten Pfeile. So hatte er denn auch, von

dieser Idee durchdrungen, mitten in den Zerstreuungen des Continents Zeit gefunden, ein Gedicht, „der kranke Affe" betitelt, zu fertigen. In dieser Fabel stellte er sich selbst als Affe vor und ließ die übrigen Thiere nun gegen sich und seine Reiselust wüthen. Er schickte dieses Gedicht sich voraus nach London, damit es vor seiner Ankuuft gedruckt werden und circuliren könne. Durch dieses Manöver hoffte er den Zorn seiner Feinde zu entwaffnen; aber er irrte sich doch insofern, als die Kritik gar keine Kenntniß davon nahm.

Die Liebhaber des Theaters konnten es kaum erwarten, den neuen Roscius wieder auf der Bühne erscheinen zu sehen, aber Garrick bedurfte jetzt der Ruhe und trat während der ganzen Saison nicht ein einziges Mal auf. Endlich im November 1765, wo der König den Befehl gab, die Sitzung des Parliaments durch „Viel Lärm um Nichts" zu eröffnen, ergriff Garrick diese Gelegenheit, sich dem Publicum wieder zu zeigen. Nie vor ihm ist ein Schauspieler bei seinem Wiederauftreten mit so ungeheuerem Jubel begrüßt worden, als damals Garrick. Man hatte so viel Takt, das gebräuchliche Händeklatschen und Pochen mit den Stöcken zu unterlassen, und nur mit jubelnden Hurrahs wurde der Liebling der Bühnenwelt begrüßt. Er hatte einen geistvoll humoristischen Prolog für diesen Abend geschrieben, und es fand derselbe soviel Beifall, daß er

zehn Abende nach einander wiederholt werden mußte. Man machte allgemein die Bemerkung, daß der englische Roscius während seiner Reise nicht nur von seinem natürlichen Feuer und seinem komischen Talent nichts verloren, sondern, was vorher kaum denkbar geschienen, sich noch außerordentlich vervollkommnet hatte. Kenner rühmten besonders an ihm, daß er weniger als früher auf den Applaus, dagegen aber um so naturwarmer spiele.

Im Laufe des nächsten Sommers, wo er jede Woche drei- bis viermal auftrat, beschäftigte sich Garrick mit Ausführung eines Planes, der ihm schon lange am Herzen gelegen hatte. Dieser Plan bestand in einer würdigen Shakespeare-Feier, die zum Jubiläum des großen Dichters in Stratford, als dem Orte seiner Geburt, begangen werden sollte.

Ein wohlhabender Geistlicher hatte vor einigen Jahren Shakespeare's Haus und Garten zu Stratford gekauft, und dieser Mann des Kirchengesetzes versündigte sich dadurch an den Manen des Dichters, daß er den Maulbeerbaum, den dessen eigene Hand gepflanzt hatte, umhauen ließ. Dieser Frevel wurde natürlich bekannt, und der Geistliche konnte sein Leben nur durch Flucht aus der Stadt sicher stellen. Dann gelobte man sich, nicht nur den Verbannten nie wieder zurückkehren zu lassen, sondern auch niemals einen Mann,

der den Namen jenes Frevlers trüge, in den Mauern von Stratford zu dulden. Aus dem gefällten Maulbeerbaum, den ein Tischler an sich gebracht hatte, wurden Schreibzeuge, Dosen, Theebüchsen und andere elegante Geräthe geschnitzt, die der Rath von Stratford ankaufte. Dann ertheilte man Garrick das Bürgerrecht der Stadt, legte das Document darüber in ein aus diesem Baume gefertigtes Kästchen und sandte es ihm mit der Bitte, eine Shakespearestatue fertigen zu lassen.

Dieser Artigkeit von Seiten des Stratforder Rathes gegen den ersten dramatischen Künstler Englands hat die Feier des Jubiläums ihre Entstehung zu danken. Garrick setzte die Arbeiter jener Stadt in Bewegung, und so ward denn im September 1769 ein Amphitheater als Nachahmung dessen von Ranelagh an den Ufern des Avon aufgeführt. Das Rathhaus und das alte Haus, wo Shakespeare geboren war, strahlten in passenden Verzierungen und Transparents, und das Fest, welches drei Tage dauerte, zog eine ungeheuere Menschenmenge herbei. Nach Beendigung des Gottesdienstes, der mit großem Pomp gefeiert wurde, zogen alle Fremde nach Shakespeare's Gruft. Um drei Uhr versammelte man sich zu einem glänzenden Diner im Amphitheater; dann folgte ein Concert, wo man eine Ode von Garrick zum Preise des Dichters sang. Den Beschluß des Festes machte die Einweihung von Shake=

speare's Statue in seiner Vaterstadt. Dann war Ball im Amphitheater. Den folgenden Tag durchzog eine große Procession die Straßen der Stadt, und zwar bestand dieselbe aus allen Hauptpersonen Shakespeare=scher Stücke. Diesen letzten Act des Festes störte jedoch ein heftiger Sturm.

Im October desselben Jahres ward dieses Jubiläum auf dem Drurylane=Theater begangen. Garrick, der dieser Feier einen dramatischen Charakter zu geben wünschte, hatte eine komische Fabel erfunden, mittels welcher die Einwohner von Stratford und die Fremden, welche sich zur Jubelfeier dorthin begeben hatte, eingeführt waren. Da dieses Stück aber nie gedruckt wurde, so läßt sich auch nichts darüber sagen. Nur eine einzige Scene, die vor einem Wirthshause spielt, hat sich davon erhalten. Es hielt eine Postchaise ohne Pferde an der Thür, und die aus dem Theater strömende Menschenmenge hörte eine Stimme in dem Wagen. Moody war es, der die Rolle eines Irländers spielte und sich bitterlich beklagte, daß er in keinem Wirthshause ein Kämmerchen habe bekommen können und also genöthigt sei, im Wagen zu schlafen. Der ganze Dialog war mit einer geistvollen Heiterkeit geschrieben, und das Stück endigte mit jener Procession, die in Stratford nicht hatte ausgeführt werden können. Verschiedene Gruppen von Schauspielern im Charaktercostüm folgten den Fahnen, die eine Scene

aus irgend einem Shakespeare'schen Stücke vorstellten, welche dann in Pantomime von ihnen aufgeführt wurde. Mistriß Abington, als Muse des Schauspiels, erschien auf einem Triumphwagen, und zuletzt sprach Garrick seine Einweihungs-Ode der Shakespeare-Bildsäule. Die reizende Musik des Doctors Arne, die verschwenderische Pracht der Decorationen und das Talent der Schauspieler verschafften diesem Stücke einen so ungeheueren Zudrang, daß es im Laufe des Jahres über hundert Vorstellungen erlebte.

Garrick sollte jedoch den Triumph, diese Festlichkeit veranstaltet zu haben, nicht ganz ungetrübt genießen. Einer seiner vertrautesten Freunde und überdieß ein Mann, der zum Verständniß des von ihm vergötterten Shakespeare unendlich viel beigetragen, sein anerkannt beßter Ausleger, gefiel sich darin, durch geistvoll witzige Spottoden das Shakespearefest lächerlich zu machen. Besonders war es eine Parodie von Dryden's Ode auf den St. Cäcilientag, wodurch er Garrick am schärfsten traf, weil sie eine wirklich geistvolle und wohlgerathene Production war. Garrick rächte sich, indem er in dem Stratforder Amphitheater die fremde Erscheinung eines Lazeroni auftreten ließ, welcher sich abmühte, Shakespeare sammt seinen Dichtungen und der ihm zu Ehren angestellten Festlichkeit lächerlich zu machen.

Der größere Theil der Einwohner von Stratford war dergestalt abergläubisch und ungebildet, daß man die heftigen Regengüsse, welche die Schlußfeier des Jubiläums unterbrochen hatten, als eine Strafe des Himmels, als einen Beweis ansah, daß Gott über die zu Ehren eines Schauspieldichters angestellten Lustbarkeiten zürne. Garrick ward weniger mit Bewunderung als mit Furcht von den Stratfordern betrachtet; man hielt ihn für einen Zauberer und entsetzte sich vor seinem Marschallstabe nicht weniger als vor einem Zauberstabe.

Unter solcher Umgebung war Shakespeare geboren. Hier hatte er seine ersten poetischen Eindrücke empfangen und seine Phantasie mit dem schauerlichen Gemisch des Zauberhaften und Uebernatürlichen genährt.

Neuntes Capitel.

Braganza von Robert Jephson. — Garrick's Rücktritt von der Bühne. — Sein Privatleben. — Seine Beziehungen zu Sheridan. — Sein Tod und Leichenbegängniß.

Lange hatte keine neuere dramatische Arbeit einen so entschiedenen Erfolg gehabt, als das Trauerspiel „Braganza" von Robert Jephson. Dieser Stoff aus der Geschichte der portugiesischen Revolution war wirklich, was jede geschichtliche Arbeit sein sollte, nicht

von romantischen Täuschungen durchwebt, sondern strenge historische Wahrheit. Keine Unwahrscheinlichkeit wirft ein zweifelhaftes Licht auf die Dichtung, deren Stil schwungvoll, aber nicht bombastisch ist. Man hatte mit Sehen nicht genug an diesem Trauerspiel, und Niemand, der auf Bildung Anspruch machen wollte, durfte sagen, er habe Jephson's Braganza nicht gelesen.

In demselben Jahre, also 1775, wurde auch Garrick's „guter Ton" zu King's Benefiz gegeben. Garrick's Bühnenarbeiten haben wir, um die Eintönigkeit zu vermeiden, nicht weiter aufgeführt, und von diesem einactigen Lustspiel ist nur darum hier die Rede, weil es auf dem englischen Theater noch bis heute den ersten Rang behauptet. Das Stück ist eine Satire gegen das Laster der Verschwendung, und die Moral darin ist treffend. Seine Charaktere sind meisterhaft gezeichnet, und da es auch vortrefflich gespielt wurde, so erhielt es einen außerordentlichen Beifall.

Barry und seine Frau waren von Garrick in eine Stellung gebracht worden, wie sie bis dahin noch kein Schauspieler gehabt hatte. Sie hatten einen Gehalt, der Garrick's frühere Einkünfte auf das Doppelte und Dreifache überstieg, und Barry durfte sich alle Rollen, welche er spielen wollte, selbst wählen. Dennoch hatten

sie sich von Rich, dem Director von Coventgarden, dem Drurylane abwendig machen lassen, und ihre Entfernung wurde von Garrick auf das Schmerzlichste beklagt. Er sah sich jetzt genöthigt, um so öfterer selbst zu spielen, und mußte sich seiner erschütterten Gesundheit ungeachtet weit über seine Kräfte anstrengen. Aber schon im Januar des folgenden Jahres deutete Garrick in einem Prolog zu einem kleinen Lustspiel ganz entschieden darauf hin, daß er sich vom Theater zurückziehen werde. Diesen Entschluß führte er auch nach einigen Monaten aus, obgleich er seines schwankenden, unentschlossenen Charakters wegen beim Publicum die Hoffnung erregte, daß er sich noch anders besinnen werde. Seit dreißig Jahren hatte er nun als Director an Drurylane zum Vergnügen des Publicums beigetragen, er war dessen Liebling und Stolz gewesen, und daß ihm der Abschied schwer wurde, war mehr als verzeihlich. Am 10. Juni 1776 endigte er seine dramatische Laufbahn, indem er in vierzehn Tagen bis drei Wochen noch einmal seine schwierigsten Charaktere aus Shakespeare, wie Hamlet, Richard, Lear und Andere, dem Publicum vorführte. Die Partie des Don Felix in „das Wunder, oder ein Weib, das ein Geheimniß bewahren kann,“ war seine letzte Rolle. Der Gedanke der Trennung lag ihm centnerschwer auf dem Herzen, und dennoch hatte er für diesen Abend noch

einen Prolog von seltener Geistesfrische ausgearbeitet. Er sprach ihn und spielte so vortrefflich wie immer, und als das Stück zu Ende war, als er vortrat und aller Schmerz des Scheidens in seinen lebendigen Zügen sich kund gab, da herrschte, ohne Uebertreibung zu sagen, eine Todtenstille im Publicum. Er sprach:

„Meine Damen und Herren! Es ist gebräuchlich, „daß in Lagen, wie meine jetzige, ein förmlicher Ab„schiedsepilog von dem Scheidenden gesprochen wird. „Auch ich hatte die Absicht, etwas der Art auszuar„beiten, aber ich fühlte mich damals ebenso außer „Stand, das Gedachte und Empfundene niederzu„schreiben, als ich jetzt unfähig sein würde, es vor„zutragen."

„Das Geklingel des Reimes und die Sprache der „Täuschung würden schlecht zu den Empfindungen „stimmen, welche mich in diesem Augenblicke beherr„schen, in diesem Augenblicke, der nicht nur feierlich, „sondern auch furchtbar für mich ist. Von Denen soll „ich scheiden, die mir während so vieler Jahre so un„zählige Beweise ihres Wohlwollens gegeben haben, ich „soll mich von dem Orte entfernen, wo sie mir zu Theil „geworden sind, ich soll —"

Hier versagte ihm die Stimme, und ein Thränenstrom verhinderte ihn, weiter zu sprechen. Nach einer

langen Pause endigte er seinen freien Epilog folgendermaßen:

„Wie auch mein künftiges Leben sich gestalten „möge, die Erinnerung an Ihre Güte wird unauslöschlich hier — hier in meinem Herzen eingegraben „bleiben. Ich gestehe meinen Nachfolgern mit Freuden „mehr Talent und Fähigkeit zu, als ich besitze, aber „Niemand, das mag ich kühn behaupten, kann mit aufrichtigerem Eifer und mit mehr Ausdauer nach Ihrem „Wohlwollen ringen, Keiner von einer wärmeren Dankbarkeit durchdrungen sein und den Werth Ihrer Gunst „lebhafter empfinden, als Ihr gehorsamster Diener.“

Bei diesen Worten grüßte er das Publicum ehrfurchtvoll und zog sich mit langsamen Schritten, wie um sein Bedauern auszudrücken, vom Vordergrunde zurück. Dieses Bedauern theilte aber auch das Publicum, und zwar im höchsten Grade. Auf allen Gesichtern stand in leserlicher Schrift ein Kummer geschrieben, als ob man einen theueren Todten zu beweinen habe. Die Thränen flossen überreichlich, und von allen Enden des Saales hörte man mitten durch den donnerndsten Applaus den wehmüthigen Abschiedsruf. Und so war denn das leuchtende Gestirn, welches den Theaterhorizont so lange umstrahlt, jetzt auf immer verschwunden.

Garrick zog sich in sein Landhaus Hampton zurück. Er hatte sein Ziel erreicht und sah sich jetzt am Ende seiner Laufbahn mit Lorbeeren gekrönt. Mit Recht konnte er, auf sein vergangenes Leben zurückblickend, mit Cicero rufen: „Nichts ist angenehmer als die Erinnerung an ein wohlgeführtes Leben."

Diesem Zeugniß seines eigenen Gewissens stimmte noch die Achtung aller rechtlichen und ausgezeichneten Männer des Königreiches bei. Der Adel, die Gelehrten und überhaupt die Männer aller Zweige der Literatur und Wissenschaft suchten ihn auf, und es mag hier eine kleine Anekdote beweisen, welche hohe Achtung Garrick von allen Ständen gezollt wurde. Im Frühling des Jahres 1777 befand er sich auf der Galerie der Kammer der Gemeinen, und zwar an einem Tage, wo Fremde nicht Zutritt hatten. Ein Mitglied bemerkte Garrick und verlangte, daß er sich entfernen solle. Da stand Master Burke auf und fragte, ob es schicklich sei und ob man die Regeln des Anstandes dergestalt verletzen dürfe, daß man einem Manne die Thüre weise, gegen den sie Alle so große Verbindlichkeiten hätten, einem Manne, der als Meister der Beredtsamkeit sie Alle zu Schülern habe, indem sie die Kunst zu sprechen und die Elemente der Rhetorik von ihm gelernt hätten. Er wenigstens müsse bekennen, daß er viel, wenn nicht Alles seinem Unterrichte verdanke, und daß

er sein Leben lang als Garrick's dankbarer Schüler sich bekennen werde. Nach ihm nahmen Fox und Townshend das Wort. Sie sprachen dieselbe Ansicht aus und tadelten in entschiedenen Ausdrücken das Mitglied, welches Garrick's Entfernung verlangt hatte. Diese Stimmung wurde in der ganzen Kammer allgemein, und der allverehrte Künstler blieb.

Garrick machte ein gutes Haus und lebte auf dem luxuriösen Fuße eines Mannes, der an die beßte Gesellschaft gewöhnt ist. Er war aber bescheiden und anspruchlos, keine Spur seines geistigen Uebergewichtes oder eines geldaristokratischen Hochmuthes, wie er ihn wol hätte haben können, zeigte sich in seinem edlen Herzen. Shakespeare und die dramatische Poesie blieben bis an das Ende seiner Tage der Lieblingsstoff seiner Unterhaltung.

Obgleich nun zwar Garrick die Bühne verlassen hatte, so interessirte er sich doch noch fortdauernd für das Gedeihen des Drurylane-Theaters. Auch war er noch mit ansehnlichen Fonds dabei betheiligt, und Sheridan, der neue Besitzer, wußte Garrick's Rath und Erfahrung wohl zu nützen. Besonders durch seine Prologe und Epiloge berühmt, führte er noch manche Bühnennovität auf diese Weise ein, und es mag hier eine Stelle des Prologs zu dem Trauerspiel „Percy" von Miß Hannah More, welche sich auf die bekannte

Mademoiselle d'Eon bezieht, ihrer Eigenthümlichkeit wegen einen Platz finden.

„Frau Natur schuf unser Geschlecht, die Männer „zu beherrschen, und in der Rede voltigiren wir so ge„wandt wie irgend ein Reiter auf hohem Roß. Wir „haben auch gar manche unter uns, die Hosen tragen „und gar würdevoll darin auftreten. Warum aber „auch nicht? — Haben wir nicht vor Kurzem einen „weiblichen Ritter mitten unter den muthigen Kriegern „im Schmuck der Waffen glänzen sehen? Schade, daß „dieß nur ein kurzer Traum war, daß so bald schon „das Schwert sich zum Fächer und der stolze Mann „in ein schlankes Weib sich verwandelte. Die Brüder „jenseit des Rheins rufen die schmucke Amazone zurück, „und dem Rufe folgend eilt sie in ihr Vaterland, um „nun mit der Zunge zu fechten und mit der Feder zu „politisiren, um tanzend und reitend die Geschäfte des „Staates zu leiten und mit den Augen statt mit der „blanken Waffe zu erobern. Wehe dir, o Ungetreuer, „der sein Herz von ihr losreißen wollte, ihre Hand „ist mit dem Dolche bewaffnet, und diese Hand ist ge„übt im blutigen Handwerk."

Im Jahre 1778 vermehrten sich Garrick's Leiden auffallend, und die Krankheitsanfälle kehrten häufiger und schmerzlicher zurück. Aber sein Muth verließ ihn dennoch nicht, er ertrug seine Schmerzen mit der größten

Heiterkeit, während die Krankheit schon die Wurzeln seines Lebens zerstört hatte. Fast bis zum letzten Athemzuge blieb er den Freuden der Geselligkeit hold und ertheilte jungen Dichtern seinen Rath. Noch am 22. December schrieb er an Jesse Foot einen Brief, worin er ihm die Erlaubniß gab, ein Manuscript ihm vorlegen zu dürfen, aber ihn zugleich bat, gegen Niemand davon zusprechen, weil er schon genöthigt gewesen sei, selbst einigen seiner Freunde eine gleiche Bitte abzuschlagen.

Zu Weihnachten war er in die Grafschaft Northampton nach Altrop-Park zum Grafen Spencer eingeladen, und seines Unwohlseins ungeachtet ging er hin. Aber mitten in den Freuden des Festes wurde er von einem heftigen Rückfall seiner gewöhnlichen Schmerzen heimgesucht. Man brachte ihn den 15. Januar 1779 in sein Haus zurück, und die berühmtesten Aerzte wendeten vergebens ihre ganze Kunst auf, das Leben des allgemein geliebten und geachteten Mannes zu erhalten. Den 20. Januar Morgens acht Uhr verschied er, ohne einen einzigen Seufzer auszustoßen.

Den 1. Februar wurden seine sterblichen Ueberreste aus seinem Hause in Adelphi in die Westminster-Abtei gebracht und nahe beim Monumente seines angebeteten Shakespeare in der sogenannten Dichterecke beigesetzt. Der Bischof von Rochester sprach die Todtengebete.

Nie ist in London ein prächtigeres Leichenbegängniß gesehen worden. Zehn Personen vom höchsten Range, worunter der Herzog von Devonshire, Lord Cambden und die Grafen Ossory und Spencer, hielten die Zipfel des Leichentuchs, und Alles, was die Wissenschaft und Literatur Ausgezeichnetes hatte, drängte sich hinzu, dem Andenken des Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Das Leichengefolge trat um ein Uhr seinen Weg von Adelphi an, und die letzten Wagen kamen erst nach ein Viertel auf vier Uhr an der Abtei an, obgleich die Entfernung nur zwei Meilen Wegs betrug. Man vertheilte Trauerringe an Alle, welche dem Begräbnisse beiwohnten. Diese Feierlichkeit kostete mehr als funfzehnhundert Pfund Sterling. Ungeachtet der ungeheueren Volksmenge, welche sich zu dem Leichenbegängniß in den Straßen versammelt hatte, herrschte doch ein so ehrfurchtvolles Schweigen und ein so tiefer Schmerz allenthalben, daß nicht der mindeste unangenehme Vorfall sich ereignete.

Jetzt, da wir die Memoiren des englischen Roscius beendet, wollen wir schließlich noch einen Blick auf das Leben dieses außerordentlichen Mannes werfen und der Reihe nach ihn als Schauspieler, als Director, als Dichter und als Privatmann betrachten.

Zehntes Capitel.

Allgemeine Betrachtungen. — Garrick als Schauspieler und als Theaterdirector.

Es ist unmöglich, daß die Feder irgend eines Schriftstellers unserem Garrick als Schauspieler die ihm gebührende Würdigung angedeihen lassen könnte. Man muß ihn selbst gesehen, gehört, empfunden haben, um seine ganze Größe ermessen zu können. Die einzigen auf Garrick anwendbaren Worte dürften in den bekannten Versen Ovid's:

. . . . . Non illo jussos solertius alter
Exprimit incessus, vultumque, modum loquendi,

enthalten sein.

Wenn wir nun aber auch mit dem römischen Dichter uns dahin ausgesprochen haben, daß jede seiner Bewegungen voll Grazie und daß seine Declamation der treueste Ausdruck aller Leidenschaften war, so haben wir doch immer nur eine ganz schwache Idee von seiner künstlerischen Vollendung gegeben. Colley Cibber war mehr als gewöhnlicher Schauspieler, er verdiente mit vollem Rechte den Rang eines Künstlers und verstand es, die Talente seiner Zeitgenossen mit unparteiischem Auge zu messen. Als er aber Betterton's Portrait

abzuspiegeln versuchte, fand er diese Aufgabe über seine Kräfte gehend. „Es ist sehr schade," sagte er, „daß die augenblicklichen Schönheiten eines harmonischen Vortrags nicht wie die der Dichtkunst sich selbst ein Denkmal errichten können, und daß die lebenswarme Anmuth des Schauspielers die augenblickliche Inspiration, aus der sie entsprungen, nicht überdauert oder doch wenigstens nur einen schwachen Funken in dem Gedächtniß der Wenigen zurückläßt, die davon Zeugen sind. Wenn Betterton's Art, seine Rollen aufzufassen, so leicht zu erkennen wäre wie die Rollen selbst, so würden wir Shakespeare's Muse mit allen Reizen der lebendigsten Wahrheit ausgestattet und allen Augen begehrungswerth triumphiren sehen. Wie kann man aber Betterton's Spiel, das unbeschreibliche und unbegreifliche, kennen lernen!"

Nie ist ein wahreres Wort gesprochen worden als dieses von Cibber über Betterton, und wir haben in Bezug auf Garrick nichts zu thun, als dasselbe zu wiederholen. Seine Phantasie und Einbildungskraft hatten so unendlich viel gestaltende Lebendigkeit, daß sie ihn vollständig mit der Individualität, welche er darstellen sollte, identificirten, und daß ihm für den Augenblick deren ganze innere Gefühlswelt erschlossen war. Schon ehe man ihn sprechen hörte, spiegelten sich alle seine Empfindungen in seinen Augen, seinen Gesten, Stellungen und

allen seinen Zügen ab. Ihr Ausdruck wechselte aber so schnell, daß fast jeder Augenblick ein anderes und doch mit den übrigen in Harmonie stehendes Bild auftauchen ließ.

Es ist wahr, er war klein von Person, aber wohlgestaltet und von dem verhältnißmäßigsten Ebenmaße. Er hatte eine reine, wohlklingende Stimme und das seelenvollste Auge, das je gesehen worden ist. Der Ausdruck der Leidenschaften war sein beständiges Studium, ihr Spiel, ihre Ebbe und Fluth, die mannichfachen Kämpfe, welche sie hervorrufen, waren in ihm vollständig zum Bewußtsein gekommen. Er zeigte, mit wie rascher Steigerungsfolge ihr Sturm sich erhebt, sich beruhigt, sich nochmals erhebt, wie die eine sich mit der anderen vermischt, wie sie dann ihre vereinten Kräfte verbrauchen und zuletzt die Seele in einen Zustand der höchsten Aufregung und Unruhe versetzen. Seine vorzüglichsten tragischen Rollen waren ein fortlaufender Cursus für dieses Studium. Hutcheson, Verfasser einer „Abhandlung über die Leidenschaften," hat bei Weitem keine so klare Analyse gegeben als Garrick, der darstellende Künstler. In seinen großen Scenen, in seinen kritischsten Momenten war es unmöglich, ihn ohne an Ehrfurcht grenzende Bewunderung zu sehen. Mit Recht hat man oft Virgil's bekannte Verse auf ihn angewendet:

. . . . . . aestuat ingens
Imo in corde pudor, mixtoque insania luctu,
Et furiis agitatus amor, et conscia virtus.

Diese schönen Verse bieten ein lebendiges Gemälde der von dem Wirbel der Leidenschaften gequälten Seele dar, aber sie sind noch keine allgemeine Beschreibung, wie man sie in einer Stelle Shakespeare's findet, die ganz eigens für unseren großen Mimen niedergeschrieben zu sein scheint.

„Wer kann begreifen," heißt es in jener Stelle, „wie ein Schauspieler in einer Fiction eine Leidenschaft, die doch nur ein Traum ist, auszudrücken vermag, wie er seine Seele den von der Einbildungskraft empfangenen Eindrücken sich unterordnen, sein Antlitz erbleichen, seine Augen sich mit Thränen füllen läßt, während die Verzweiflung in seinen Zügen wühlt, abgebrochene Ausrufe aus seiner Brust sich losringen und aller Schmerz, wie seine Lage ihn bedingt, ihn niederbeugt?"

Diese Stelle beschreibt Garrick's Wirksamkeit für Alle, die ihn sahen, vollständig, aber sie giebt freilich Denen, die diesen Vortheil entbehren mußten, nur eine unvollkommene Idee.

Folgende Anekdote wird vielleicht dazu dienen, Garrick's Talente als Schauspieler würdigen zu können. Master Shireff, ein in der Hauptstadt und in Bath

bekannter Maler, war taubstumm von Geburt. Da er aber zu Edinburg den Unterricht eines geschickten Lehrers genossen, so las er und schrieb selbst richtig und elegant. Im J. 1773 kam er mit Empfehlungsbriefen an verschiedene Kunstgenossen nach London, und besonders Whiteford nahm sich des taubstummen Künstlers an. Da machte er denn die Bemerkung, daß, so oft Garrick in einem Shakespeareschen Stücke spielte, der junge Maler nie eine solche Vorstellung versäumte, und daß er ungeachtet seines Sinnesmangels ganz in Verzückung schien. Whiteford, der ihn darüber befragte, erhielt zur Antwort, daß er das lebhafteste Verlangen habe, einen Mann kennen zu lernen, der die Natur so vollkommen abzuspiegeln verstehe. Da schrieb denn Whiteford ein äußerst sinnreiches Stück in Versen, worin ein Taubstummer Garrick's Spiel das größte Lob ertheilte, indem er sagte, daß es nur der Augen bedürfe, um den großen Mimen zu verstehen. Dann übergab er es Garrick als eine Arbeit Master Shireff's. Es hatten schon viele Dichter den großen Künstler in ihren Arbeiten gefeiert, aber von einem Taubstummen auf diese Weise anerkannt zu werden, war doch eine ganz ungewöhnliche Sache. Garrick äußerte nun selbst den Wunsch, den Taubstummen zu sehen, und von dieser Zeit an faßte er eine aufrichtige Freundschaft für den jungen Künstler und

leistete ihm alle in seiner Macht stehende Dienste. Niemals aber hat man ihn darüber aufgeklärt, daß nicht Master Shireff, sondern Whiteford jenes Stück geschrieben.

„Ich aß vor einigen Jahren," erzählt Murphy, „mit demselben Master Shireff bei Master Hariot, seinem Schwager. Bei dem Dessert sagte man mir, daß, wenn ich mit dem Finger in der Luft einige Buchstaben schreiben wollte, ich recht gut eine Unterredung mit ihm einleiten könne, indem er mir auf gleiche Weise antworten werde. Dieß ließ ich mir denn nicht zweimal heißen, und da ich von der vorhin erwähnten Thatsache unterrichtet war, so fragte ich ihn: Haben Sie Garrick gekannt?

Er bejahte.

Haben Sie ihn spielen sehen?

„Ja."

Hat er Ihnen gefallen?

„O außerordentlich."

Wie ist es aber möglich, daß Sie ihn haben verstehen können?

Ich konnte seine Antwort nicht verstehen, aber Master und Mistreß Hariot, die an diese Art von Conversation gewöhnt waren, erklärten sie mir und diese Antwort sprach sich dahin aus, daß Garrick's Physiognomie der Zunge nicht bedürfe.

Welch' ein Talent mußte das sein, das einem Taubstummen das Geständniß abnöthigte, seine Mimik sei, wörtlich verstanden, sprechend.

Der Zweck des Trauerspiels ist, Scenen des Glückes oder Unglückes als aus den Handlungen der Menschen entspringend darzustellen. Die Katastrophe lehrt uns, diejenigen Fehler zu vermeiden, welche die Menschen zu ihrem Verderben führen, und den Weg zu verfolgen, welcher zu wahrer Glückseligkeit leitet. Ein großmüthiges Mitleid soll im Publicum erregt werden, man soll sich freuen, wenn die Tugend der Tyrannei widersteht und den Fallen der Bosheit entschlüpft, während man sich von Unwillen durchdrungen fühlt, wenn man das Verbrechen triumphiren sieht. Eine große Verschiedenheit der mannichfaltigsten Empfindungen bewegt die Zuschauer bei dergleichen Scenen, da die Hand der Natur in den Herzen aller Menschen die Basis für den Griffel der Seelenerregungen niedergelegt hat.

Aber das ist noch nicht Alles. Das Gemälde der früheren Zeiten und Menschen trägt nicht wenig dazu bei, von der Bühne herab das Volk zu unterrichten. Wie Mancher wird erst, nachdem er einem guten Trauerspiele beigewohnt hat, zum Studium der Geschichte angeregt und das Bedürfniß zu Erweiterung seiner Kenntnisse in ihm geweckt. Von diesem Ge-

sichtspunkte aus sah Garrick das Theater an; als einen Zeit- und Sittenspiegel betrachtete er das Trauerspiel und überhaupt die Productionen unserer großen Dichter.

Es bleibt uns nun nur noch übrig, von Garrick in Bezug auf sein Privatleben zu sprechen. Jedermann weiß, daß er mit einer großen Lebendigkeit begabt war und daß er einen unerschöpflichen Fond von Geist und Lebensklugheit neben unendlich vielen anderen liebenswürdigen Eigenschaften besaß. In seinen ersten Jahren, als er noch wenig vom Glück begünstigt war, lebte er nach den Grundsätzen der strengsten Sparsamkeit, was denn natürlich seine Feinde veranlaßte, ihn als geizig zu verschreien.

Foote, der, wie Garrick, Dichter, Schauspieler, und Director, zugleich aber auch Satiriker vom Handwerk war und für das Theater von Haymarket eine große Anziehungskraft besaß, verschaffte seinen Zuschauern den Genuß einer Reihe karikirter Portraits von den bekanntesten Personen der Hauptstadt. Er hatte auch das Gerücht in Umlauf gebracht, daß selbst Garrick nicht verschont bleiben werde. Obgleich er nun zwar nie wagte, Garrick zu karikiren, weil er mit ihm nicht ernstlich zerfallen wollte, so konnte er es doch nicht unterlassen, einige boshafte Pfeile gegen ihn abzuschießen. Eines Tages, als Garrick ihn besuchte, war er über-

rascht, seine Büste auf dem Bureau des Satirikers zu finden. „Fürchten Sie denn nichts,“ sagte er, „wenn Sie mich so ganz in die Nähe Ihres Geldes und Ihrer Banknoten bringen?“

„Nein,“ entgegnete Foote, „denn Sie sind ja ohne Hände.“

Als mit der Zeit die Erfolge, welche dem seltenen Künstler geworden, ihn in einen an Ueberfluß grenzenden Wohlstand versetzt hatten, erkannten seine Feinde wol ihren Irrthum, aber sie mochten sich nicht selbst widerlegen. So oft nur die Umstände es erlaubten und die Gelegenheit sich darbot, gab er Beweise seiner Wohlthätigkeit sowie seiner unbeschränkten Gastfreundschaft. Seine Börse war seinen Freunden stets geöffnet, und wenn er ihnen Geld lieh, so untersuchte er nicht erst ängstlich die Wahrscheinlichkeit einer Wiedererstattung. Master Christie von Pall-Mall stellt sich selbst als ein solches Beispiel von Garrick's Großmuth auf und spricht von ihm nur in den Ausdrücken der größten Dankbarkeit. Zu einer Zeit, wo er gerade in Folge des Todes eines Gönners in einiger Verlegenheit war, machte er in Begleitung eines Freundes einen Besuch in Hampton. Dieser ging mit Garrick im Garten spazieren und erzählte ihm die Lage, in welcher ihr gemeinschaftlicher Freund sich befinde. Garrick antwortete nicht, nahm aber bald darauf

Christie bei Seite. „Was ist denn das," sagte er, für eine Geschichte, die Wallis mir so eben erzählt hat? Wenn es sich nicht um fünftausend Pfund handelt, um Sie aus der Verlegenheit zu ziehen, so stehe ich Ihnen zu Diensten."

Das in Dürftigkeit lebende Verdienst fand in Garrick einen stets bereitwilligen Wohlthäter. Dr. Johnson hatte die Gewohnheit, sobald er eine achtbare Familie in unverschuldeter Noth fand, zu ihrem Beßten eine Collecte unter seinen Freunden und Bekannten zu veranstalten; da hat er denn oft versichert, daß er bei solchen Gelegenheiten mehr als von jedem Anderen und jedesmal mehr, als er erwartete, als Beisteuer von Garrick erhielt.

Daß Garrick ein guter Bruder und der beßte der Gatten war, bedarf eigentlich keiner besonderen Erwähnung.

Nur eine Leidenschaft hatte eine vollständige Gewalt über ihn; dieß war sein unersättlicher Durst nach Ruhm. Daher kam es auch, daß er hinterlistigen Schwätzern und böswilligen Zuträgern sein Ohr lieh, was zuweilen einen fremdartigen Aufruhr in seinem Charakter hervorbrachte. Man hätte diese Schwachheit einen wirklichen Geiz nach Auszeichnung nennen können, aber es war auch in der That der einzige, welchen er kannte.

Im geselligen Leben war ihm eine vernünftige, geistreiche und freisinnige Unterhaltung der größte aller Genüsse. Die Literatur und die dramatische Poesie waren seine Lieblingsthemas; er überließ sich ihnen mit Heiterkeit, aber beobachtete doch dabei die strengsten Grenzen des Anstandes. Garrick war geistvoll ohne boshafte Spottsucht, er war wissenschaftlich gebildet, ohne daß jener pedantische Gelehrtenhochmuth, wie er sich so oft findet, die Folge davon gewesen wäre. Er begriff das Lächerliche vollkommen und war witzig genug dazu, doch ohne eine Persönlichkeit hinein zu mischen. Immer lebhaft, sinnreich und angenehm im Umgange verstand er es gar wohl, eine Gesellschaft, ohne zu prahlen und ohne ein gewisses Uebergewicht geltend zu machen, angenehm zu unterhalten.

Daß ein solcher Mann vertraute Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Personen des Königreichs haben mußte, das wird so wenig Wunder nehmen, als es erlaubt ist, daran zu zweifeln. Wenn es nöthig wäre, diese Thatsache zu beweisen, so dürfte man nur die Namenliste der berühmtesten Personen Großbritanniens aufzählen. Er war eben in Mount = Edgecumbe bei dem Lord, der diesen Namen führte, als er vom Grafen von Chatham eine Einladung in eleganten Versen erhielt, ihn auf seinem Landgut Burton-Pinsent zu besuchen. Ist es nöthig, zu diesem Zeugnisse, das ein

Mann von so glänzendem Genie und so unbescholtener Rechtlichkeit ihm ausstellte, etwas hinzuzufügen? Es ist dieß ein unvergängliches Denkmal, welches Graf Chatham dem Andenken Garrick's weihte.

Schließlich geht unser Urtheil dahin, daß der englische Roscius nicht nur die Zierde seines Jahrhunderts, sondern auch der Wiederhersteller der dramatischen Kunst und der Reformator des Geschmackes war. Das Theater beschäftigte zu jener Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit dergestalt, daß man wol sagen kann, es existirten vier Stände in England: der König, die Pairs, die Gemeinen und das Theater von Drurylane.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Barrière, Jean François,

Vor und auf den Bretern Schauspieler-Memoiren nach F. Barrière's Bibliothè
que des Mémoires teutsch bearbeitet von Ida Frick

Bd.: 2

Dresden und Leipzig 1849

L.eleg.g. 553 d-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10575156-6